


THE LIBRARY OF CONGRESS
1800



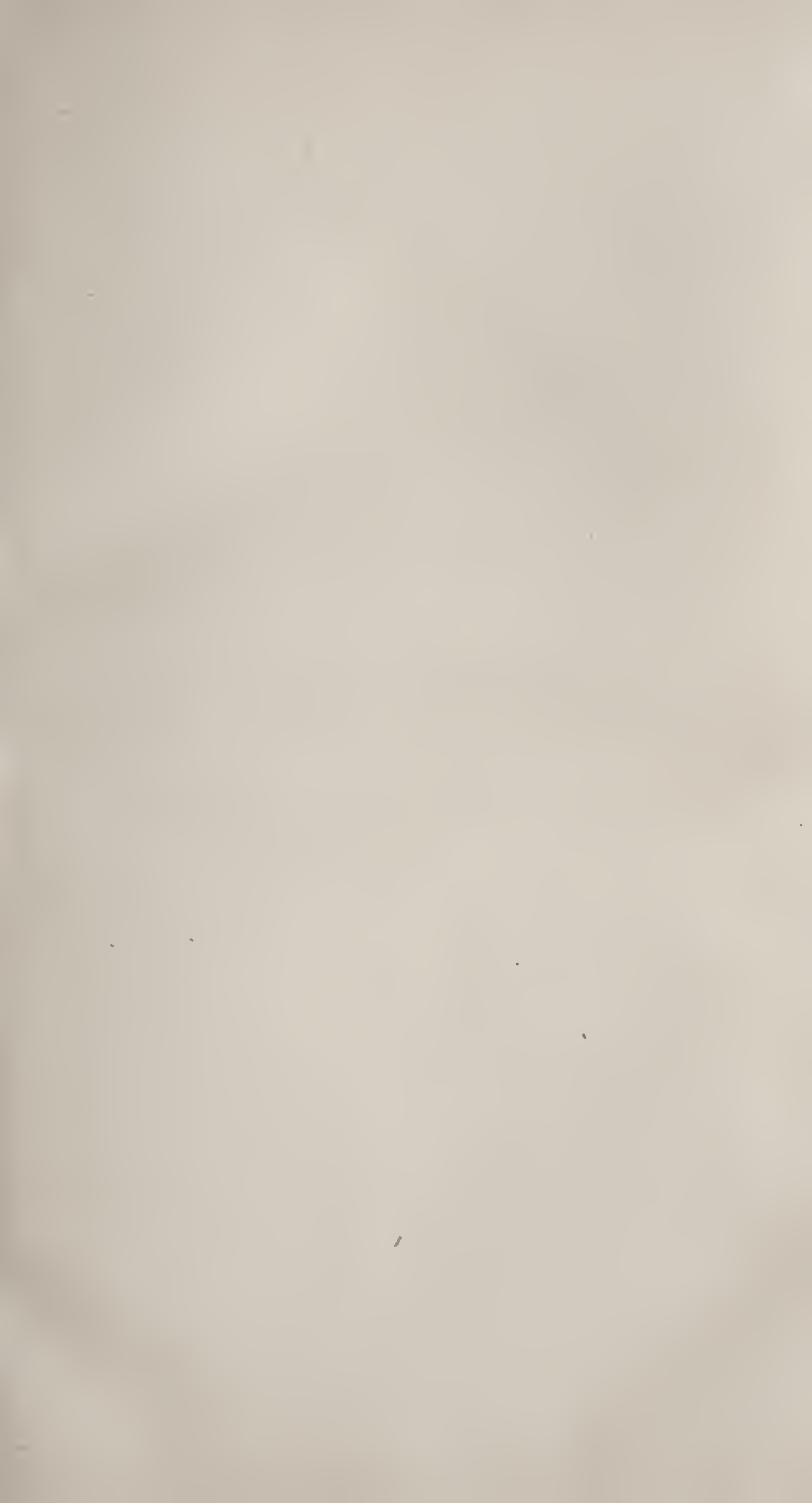














# Theobald.

---

Erster Band.



# Theobald

von

Victor Strauß.

Erster Band.

Bielefeld.
Bei Velhagen & Klasing.

1839.

Zur

# fünfundzwanzigsten Jahresfeier

des

## 18ten October 1813.

---

Also ein Traum blos wär's mit den Tagen der Helden gewesen?
Mit dem begeisterten Volk nur ein dämonisches Spiel?
Weil das verheissene Land noch liegt in dem Nebel der Ferne,
Hätt' uns göttliche Huld nicht von Egypten erlös't?
Weil wir der Zeit noch harren, das künftige Haus zu erbauen,
Flammete Feuer des Herrn nicht in der Wüste voran?
Lasset in Dagons Tempel die heilige Lade verschließen!
Siehe der Abgott stürzt, und er zerschmettert vor ihr.
Gott schritt über die Berg' und sie wanketen, blutigen Regen
Strömet' er über das Thal, Blitze zerrissen die Nacht,
Aber mit segnender Hand ausstreuet' er göttlichen Samen;
Langsam keimet er zwar, aber er keimet gewiß.
Ob er der Frucht zureift? Fragt euch, o ihr Söhne der Heimath!
Eueren Händen allein wurde die Pflege vertraut.
Kehret der Sämann einst, in der Hand die geschliffene Sichel,
Will aberndten und trifft leer die beackerte Flur:

Weh' euch Säumigen, weh' euch Müssigen! Jhm in den Händen
Wandelt erbarmungslos Sichel in Geißel sich um,
Und es verhüllen die Geister ihr Antlitz vor der Bedrängniß,
Welche der Strafende dann über die Trägen verhängt.
Doch wer ist der Prophet, die verborgene Schrift zu entziffern,
Welche der Herr eingrub in die Geweide der Zeit?
Und wann kommt der Homer, der die Thaten besingt, die den ehrnen
Napoleonischen Bau kräftiglich niedergestürzt.
Möchten sie bald aufgehn und die schlafenden Geister entzünden,
Daß wir erstehn, Ein Volk, tüchtig, lebendig und frei,
Drin nicht pfäffischer Trug die Regierenden ferner umschleiche,
Jhnen zu stehlen das Herz eines getäuschten Geschlechts,
Drin die ererbte Treue zu Spott nicht werde den Herrschern,
Drin Eidschwur und Gesetz heilig den Waltenden sei,
O drin freudig das Bild des erhabenen freien Cheruskers
Hoch von dem Gipfel des Teut würdige Enkel begrüßt.
Aber bevor sie erscheinen, die edelsten Kränze zu flechten,
Welche die Muse so gern, selten das Leben gewährt,
Lasset mich dankbar froh von dem rauschenden Baume der Thaten
Euch dies Blättlein weihn, Männer der herrlichen Zeit!
Jst doch ein Blättlein auch Sinnbild von dem Baum der es zeugte,
Spiegelt den Himmel das Meer, thut es der Tropfen doch auch.

---

# Erstes Buch.



# Erstes Buch.

## Erstes Kapitel.

Wecke die heimlichen Mächte nicht auf, die da
ruhn im Verborgnen:
Eh' du es ahnest ergreift plötzlich die Schlinge
den Fuß.

In der anmuthigen Einsamkeit einer waldreichen Gebirgsgegend, eine Meile nordwärts von Göttingen, erheben sich auf steilabgegränzter Kuppe die Trümmer eines mittelalterlichen Bergschlosses, die Plesse genannt, deren Mauern, wie erstarrt im halben Umsturz, wie träumend von den Gestalten und Thaten vergangener Jahrhunderte, in das verwandelte Land hinausblicken. Wie alle ihres Gleichen stehen sie als eine ernste Frage der Vorzeit da; aber die Nachwelt will diese Frage nicht verstehen noch lösen, und traurig darüber bröckelt ein Stein nach dem andern aus den alten Fugen und rollt in's Thal hinab. Denn die Geister dort oben, deren Hände sich dem völligen Sturz der grauen Reste noch entgegenstemmen, begreifen auch die neuere Zeit nicht, so oft sie auch von ihr hören müssen, da nicht leicht ein heiterer Tag vergeht, daß in ihrer Nähe sich nicht einige Vertreter der vaterländischen Jugend aus

der berühmten Universitätstadt einfinden. Die Jugend aber ist der Kern der Zeit, in welchem alle feinsten und besten Kräfte zusammenströmen zur Pflanzung des Künftigen. Sie verschweigt nicht was ihr Herz erfreut oder ängstiget, sie plaudert den horchenden Geistern in den zerfallenen Mauern vor, wie es stehe um die Zeit und das Vaterland, zu welcher Höhe Wissen und Kunst sich steigern, wie Einsicht und Bildung der Massen zunehme, durch welche Entdeckungen, Erfindungen und Unternehmungen der Verkehr immer stärkeren Schwung gewinne, welchen Freuden und Ergötzungen die heutige Welt nachgehe. Dann schütteln die Geister die grauen Locken und rufen jenen zu von Zeiten unsäglicher Begeisterung und Innigkeit, ungefesselter Heldenkraft und liebetrunkener Aufopferung. Aber ihr Rufen ist umsonst, und wenn sie sehen, daß ihre Reden den Kindern der Menschen unvernehmbar und unverständlich sind, fliehen sie seufzend dem hohen runden Thurme zu und verbergen sich in seinem Schatten, drinnen verweilend bis sie hören, daß ein alter Landmann oder ein Hirtenknabe droben wieder einmal einem einsamen Wanderer erzählt von der alten Pracht der Burg, den Thaten ihrer Bewohner und dem Wunder des Thurmes.

Dieser hohe unzugängliche Thurm bezeichnet die nördlichste Spitze des Trümmerhaufens und sieht am weitesten über die Nachbarberge hinweg. In ihn hat einst eine unsichtbare Hand ein Samenkorn geworfen, das hat milden Boden gefunden, der Thau vom Himmel hat es benetzt, es hat gekeimt und Wurzeln getrieben, die durch die Steinritzen sich zum fetteren Erdreiche drängten. Da fanden sie Nahrung, daß der Keim aufschoß und ungesehen fortwuchs bis er ein kräftiger Baum

ward, der in einem schönen Frühlinge über die zernagten Thurmzinnen plötzlich seine grüne Krone herausstreckte. Drinnen steht er nun, jeden Frühling von neuem der Sonne und dem ewigen Himmel entgegengrünend und durch das ehrwürdige Mauerwerk geschützt gegen die Stürme und Wetter wie gegen die Beile der Forstbeamten und Holzfrevler. Einst aber, erzählt die Sage, wenn große Noth in deutschen Landen herrscht und sich Niemand zu retten weiß vor dem Drang und Druck von außen und innen, da wird dieser Baum schnell so mächtig wachsen, daß er die alten Mauern umher auseinandersprengt, und so hoch und breit werden, daß seine Aeste das ganze Land beschatten, und Alles, was deutsch redet, wird unter ihm zusammenkommen. Zu derselben Zeit wird ein alter Held, der in einem fernen Berge schläft, aufwachen und herangeschritten kommen, sein Schwert unter diesem Baume ziehen, und es werden große Dinge auf Erden geschehen, wornach die gute Zeit anfangen wird. —

Unfern dieses Thurmes unter dem Schatten einer kleinen Buche saßen am Nachmittage eines heißen Nachsommertages, im Jahre **1812**, drei junge Leute im Gespräch beisammen. In den beiden Jüngeren erkannte der flüchtigste Blick zwei Angehörige der nahgelegenen Hochschule, ganz den damaligen Launen ihrer akademischen Zunft gemäß ausgestattet. Sie trugen kurze, mit unzähligen Schnüren besetzte Wämser, unter denen die weißledernen Beinkleider kaum hervorkamen, um sich noch weit oberhalb der Kniee in die mächtigen Reitstiefeln zu verlieren, an deren Absätzen lange Spornen klirrten. Die großen halbmondförmigen Hüte und die dicken Peitschen hatten sie zur Seite geworfen. Die

übermüthige Sorglosigkeit auf den munteren Gesichtern, die kecke Unternehmungslust auf den heiteren Stirnen und die jugendliche Unruhe in Reden und Gebärden standen sehr wol zu den nervicht gesunden Gliedern, zu der blühenden Gesichtsfarbe, welche verbürgten, daß Beispiel oder Grundsatz die fröhlichen Bursche fern gehalten von den Höhlen wilder Ausschweifung und schmutziger Sinnenlust, in denen so viele ihrer Genossen die lautere Frische des Gemüthes wie des Körpers zerstören.

Ernsthafter und nachdenklicher als die beiden leichten Gesellen erschien der Dritte, dessen gewählter bürgerlicher Kleidung, dessen sicherem Benehmen und fast sorgenvollem Angesichte wol abzumerken war, daß ein bestimmtes Geschäftsleben in nicht gerade erfreulichen Verhältnissen ihm das abentheuerliche studentische Gewand bereits geistig wie leiblich abgestreift hatte.

Man schien noch einem Gaste entgegenzusehen, denn Flaschen und Gläser lagen unberührt im Moose und bei jedem Geräusch, das eine vorbeischlüpfende Blindschleiche oder ein auffliegender Vogel erregte, richteten sich die Augen der jungen Männer forschend nach dem steilen Fußpfade im Gebüsch. Auch war der Erwartete Gegenstand ihres Gesprächs und der Geschäftsmann erkundigte sich nach ihm mit unverkennbarer Angelegentlichkeit. „Wird er denn," fragte er, „den Anforderungen des westphälischen Staatsdienstes genügen können?"

„Dessen könnt Ihr gewiß sein," antwortete der Eine der Studenten, den die Andern Oswald nannten, „obgleich es mir völlig unbegreiflich ist, woher er seine juridischen Kenntnisse hat, da er weder die Collegia

regelmäßig besucht, noch jemals eine Feder angesetzt hat, um die Vorträge schwarz auf weiß zu bewahren."

„Er wird für sich um so fleißiger studirt haben," sprach der ältere Freund.

„Aber was, Freund Assessor?" rief Herburg, der andere Student: „Griechische und römische Schriftsteller, Geschichtschreiber, wie Thukydides, Polybios, Plutarch, Curtius, Cäsar, und ähnliche Geißeln der Schulbuben. Aber doch wollt' ich, ich könnte aus dem alten Teige eine solche Figur kneten, wie er's im Stande war."

„Und das ist?" fragte der Assessor.

„Eine Lebensbeschreibung Alexanders von Macedonien," erwiederte Herburg.

Der Assessor schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Sind das Beschäftigungen in einer solchen Zeit? Sind wir noch immer nicht genug geschüttelt und aufgerissen, daß wir uns fortwährend in untergegangene Zeiten und Dinge vergraben und das Ungeheure der Gegenwart wie einen fernen Traum über uns hingleiten lassen?"

Der junge Student verstand ihn nicht völlig und fuhr fort: „Wahrhaftig, so häufig unser Verkehr auch ist, hätte ich doch eher vermuthet, mein Rappier werde sich zum Doctor disputiren und als Privatdocent anstellen lassen, als geglaubt, daß er dergleichen Studien treibe. Der Zufall führte mich einmal über seine Auszüge und Merkblätter, die ich in einem Winkel aufgeschichtet fand und für Fidibusschnitzel hielt; eben wollt' ich sie in dieser Eigenschaft verwenden, als er dazwischen fuhr und mir dann die Sache gestehen mußte. Auf meine Bitten las er mir den Anfang vor, der mir

ungemeine Freude machte. Das schien ihm behagt zu haben. Etwa vor einem Vierteljahre bringt er mir die fertige Handschrift in's Haus und sagt: „„Du hast Gefallen daran gefunden: behalt es zum Andenken.““ „Willst du es denn nicht drucken lassen?“ fragt ich. „„Ei bewahre!““ antwortet' er. Ich weigerte mich das Geschenk anzunehmen; es müsse ihm schwer werden sich davon zu trennen, meinte ich, es sei doch eine mühsame Arbeit gewesen, und er werde es sicherlich einmal vermissen. „„Gewiß nicht,““ versicherte er; „„was darin Werth für mich hat, steht nicht bloß auf dem Papiere, und was soll ich mit dem Uebrigen? Ohnehin muß ich jetzt an andere Dinge denken.““ Damit ging er.“

„Wie ist denn die Schrift?“ fragte der Assessor.

„Was weiß ich!“ rief Herburg. „Laßt mich einen Wein, einen blanken Schläger, ein hübsches Mädchen beurtheilen, aber keine Bücher. Du gehörst freilich schon zu den Gesetzten, welche die Schönheit erst unter dem Anatomirmesser schön finden, aber ich nicht. Indeß les' ich das Heftchen lieber, als hundert andere Dinge, meine Wechsel ausgenommen, und nie seh' ich hinein, daß mir der kleine feurige Macedonier nicht auf's allerlebendigste vor Augen steht.“

„Uebrigens,“ versetzte Oswald, „lies't er seit einiger Zeit mit großem Eifer die Zeitungen — freilich für einen tüchtigen Burschen eine höchst unschickliche Philisterei, doch wäre es die schändlichste Verläumdung, ihn deßhalb einen Tuckmäuser zu schelten.“

„Bei dem Allen,“ entgegnete der Assessor, „muß ihm das Glück besonders beigestanden haben, daß er in seinem Doctorexamen nothdürftig durchgeschlüpft ist.“

„Nothdürftig durchgeschlüpft?“ fuhr Oswald auf. Höchst glänzend hat er sich herausgeschlagen, wie er es kaum mit den Waffen in der Hand vermöchte, mit denen er doch die verwegensten Raufer in Achtung hält.“ — Die letzte Anspielung machte die jungen Leute jetzt zu den eifrigsten Lobrednern ihres abwesenden Genossen und sie erzählten in ihrem akademischen Rothwelsch mehrere Beispiele von seiner großen Gewandtheit und Körperkraft.

Schweigend und mit dem Ausdrucke von Freude und Mißbehagen zugleich hörte der Assessor zu. Er hatte, eigentlich in einer entlegenen preußischen Provinz angestellt, aus unbekannten Gründen die westphälische Stadt Paderborn zum einstweiligen Aufenthalt genommen, war von dort, man wußte nicht in welcherlei Geschäften, herübergekommen und hatte sich während seines kurzen Aufenthalts in der Universitätstadt umsonst bemüht, mit dem jungen Manne, der den Gegenstand des gegenwärtigen Gesprächs ausmachte und der ihm ganz besonders empfohlen schien, zusammenzutreffen. Die beiden Studenten hatten ihm hierzu endlich Gelegenheit verschafft. Sie wußten, daß Theobald — so hieß der junge Mann von dem die Rede war — vor seinem nahen Scheiden von der Hochschule noch einmal alle Lieblingsplätze in der Umgegend besuche, hatten mit ihm verabredet, heute auf dem alten Bergschlosse zusammenzukommen, und den Assessor dazu einzuladen.

Dem Assessor war das Lob, das dem Abwesenden von seinen Genossen ertheilt wurde, zum Theil willkommen, denn er hatte ihm Eröffnungen zu machen, deren Erfolg allein von der Richtung und dem Cha-

racter Theobalds abhing, und in dieser Hinsicht freute es ihn, mit einem tüchtigen, ernsten, vielleicht ausgezeichneten Jünglinge verhandeln zu müssen. Aber es liegt Etwas in der Menschennatur, das gegen unbedingte Hochstellung des Andern sich sträubt und wehrt, ja sich dadurch beleidigt fühlt und nicht selten auch bessere Menschen verführt. Ist der Gepriesene ein Bekannter, so ist leicht ein Tadel gefunden, eine Blöße aufgedeckt, durch welche man das Gleichgewicht des sittlichen Maaßes wieder hergestellt glaubt; ist er aber ein Unbekannter, mit dem man zu näheren Verhältnissen zusammentreten soll, so fühlt man sich fast noch mehr zum Widerspruch gereizt und es verdrießt, wenn man diesen nicht gehörig begründen kann. Im letzten Falle befand sich der Assessor, dessen anfangs so günstige Stimmung gegen den Erwarteten hierdurch ziemlich herabgespannt wurde.

Jetzt hörten die Gelagerten von der dem Fußpfade entgegengesetzten Seite des Berges ein Geräusch, und indem sie die Blicke dahin wandten, sahen sie Theobalds schlanke Gestalt in Begleitung eines greisen gebeugten Hirten hinter dem nahen Gebüsch heraustreten. Er begrüßte die Freunde, die ihn sogleich mit ihrem Gefährten bekannt machten, und bat dann, seinem alten Führer ein Glas Wein von ihrem Vorrath reichen zu dürfen. Er sei, erzählte er, von dem gewöhnlichen Pfade heute vorsätzlich abgegangen, um nicht in andere Gesellschaft zu gerathen, habe sich dabei verirrt und nur durch die dringendsten Bitten den Alten vermocht, ihn zurecht zu führen. Herburg entsiegelte die Flaschen und reichte dem Hirten ein volles Glas. Der Alte leerte es auf die Gesundheit der jungen

Herren und sagte dann, indem er das Glas zurückgab, halb für sich: „Der schmeckt, als wäre er aus den Bergkellern drunten!“

„Was?“ rief Herburg, mit komischem Ernst, den Alten beim Rocke fassend: „Ein Bergkeller drunten mit so vortrefflichem Gewächs, den ich nicht kennte? So etwas kann im Umkreis einer Meile von mir vorhanden sein und ich wüßte nicht darum? Mann, Goldkind, wo liegt der Schatz?“

„Ja, wer das wüßte und dahin kommen könnte!“ sagte der Alte mit stillem Lächeln.

Flüsternd fragte Herburg den Alten: „Ist in der Nähe etwa eingeschmuggelter Capwein oder Madeira versteckt?“

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Oder irgend ein Privatkeller?“

„Wohl mehr als Einer,“ versetzte der Alte zögernd, „und noch viel Wunderbares; aber heutzutage lachen die Herren nur darüber.“

„Ich wittere Etwas von Hexen und Dämonen,“ rief Oswald herüber.

„Nicht doch!“ sagte der Hirt. „Böse sind sie nicht, außer wenn man schlimm von ihnen spricht und sie erzürnt. Ich aber will nicht schuld sein, daß die Herren sie verspotten. Ich bin ein armer Kuhhirt und muß für mein Vieh einstehen.“

„Nein, nein! Wer sie verspottet, hat es mit mir zu thun,“ sprach Herburg. „Aber sagt, Alter, wen meint ihr denn eigentlich?“

„Das stille Volk,“ erwiederte der Hirt leise, „das da drunten sein Wesen treibt und mitten im Berge wohnt in köstlichen Zimmern und Sälen, die voll sind von Gold und Silber.“

„Also eine Art Geister?"

„Nicht eigentlich, was man Geister nennt. Sie haben Leib und Gliedmaßen, wie ordentliche Menschen, sind Männer und Weiber und heirathen sich und zeugen Kinder; aber sie können sich unsichtbar machen und durch Stein und Mauer und verschlossene Thüren gehen ohne Widerstand."

„Keine angenehme Nachbarschaft," meinte Herburg.

„Sagt das nicht," versetzte der Alte, „sie haben schon Manchem Gutes erwiesen, entlaufenes Vieh, verlorene Sachen wiedergebracht, Früchte vor Wildschaden bewahrt und dergleichen. An wem sie besonders Gefallen finden, dem erscheinen sie auch wol in Gestalt kleiner freundlicher Kinder, führen ihn in den Berg und beschenken ihn reichlich. Sonst sieht man sie am Tage nicht, obwohl sie Einem oft am nächsten sind, wenn man am wenigsten daran denkt. Und sie können recht böse sein, wenn man sie neckt oder beleidigt. Als dem Meyer drunten in zwei Nächten vier Stück seiner besten Kühe draufgingen, da wußten Alle wol, woher das kam, und er mochte es wol an ihnen verdient haben."

„Schon gut, mein Freund," sagte Theobald, indem er ihm eine kleine Belohnung reichte; „und seid versichert, die gespenstischen Unwesen werden Keinem von uns schaden, wir mögen so schlecht oder so gut von ihnen reden, als wir wollen. Erzählen und deuten läßt sich dergleichen, aber es ist kindisch, solche Mährchen zu glauben."

Der Alte sah Theobald mit einem mißbilligenden Blicke durch seine grauen Wimpern an und sagte, indem er sich vorsichtig umschaute: „Ihr seid ein leutse-

liger junger Herr und nicht wie Andre, aber ihr habt das stille Volk gelästert, drum folgt mir, und eilt, daß ihr aus ihrem Bereich kommt, sonst vergelten sie euch euren Spott, eh noch die Sonne wieder jenseit der Berge heraufkommt. Adieu!" Damit eilte er von der Höhe wieder durch das Gebüsch hinab, als ob er die kleinen Gnomen an den Fersen fühlte.

Der Assessor hatte Theobald indeß schweigend betrachtet, jedoch vergebens versucht, aus der äußern Erscheinung des jungen Mannes ein reines Bild seines inneren Wesens zu gewinnen. Mehr als einmal ließ er seine Blicke an Theobalds edler großer Gestalt hinabgleiten, deren anmuthig kräftige Umrisse den Augen wohlthaten, deren freier gediegner Wuchs Stärke und Geschmeidigkeit verrieth, während Haltung und Bewegung frische Natur und edle Kühnheit aussprachen. Doch gleichwie Moos, Gebüsch und Bäume mit welchem Grün die Zacken und Gründe eines Gebirges theils verkleiden, theils andeuten, so lag eine räthselhafte Unentschiedenheit der Entwickelung über den schärferen Grundzügen seines Gesichts. Denn die große sanftgewölbte Fläche der Stirn, von der das bräunliche Haar frei zurückstrebte, ließ kein Organ vor dem andern vorspringen, die starken, gefällig gezogenen Augenbrauen erschienen bedeutend ohne daß sich etwas Bestimmtes aus ihnen deuten ließ, die feingebogene Nase und der kräftige Mund verkündigten Ernst und Willenskraft, aber während die durchdringenden blauen Augen und das ganze feingeröthete Antlitz so frei, klar und durchsichtig erschienen, daß man hätte glauben mögen, durch sie bis auf den innersten Grund der Seele zu blicken, mußte sich der Beobachter doch gestehen, daß

diese Klarheit nur dem Schimmer des Flusses gleiche, auf dessen Fläche die augenblicklich weitergleitenden Wellenspiele gerade hindern, die Beschaffenheit des Grundes wahrzunehmen. „Der junge Mann,“ sagte der Assessor zu sich selbst, „mag Geist und Fähigkeiten haben, aber er hat keinen Character. Ich fürchte, man baut zu viel auf ihn.“ — Und doch war dem nicht so. Aber Theobald stand in der Uebergangsperiode des Jünglings zum Manne, in jener geheimnißvollen Zeit, deren Ausgang über Richtung und Schicksal der ganzen Zukunft die letzten entscheidenden Worte zu sprechen pflegt. Dies sind die Tage, deren Himmel die Witterung des ganzen Lebensjahres anzeigt, es ist der Abschnitt im Buche des Lebens, den man erst am Schlusse des Ganzen richtig versteht, der aber schon die Weissagung des Ganzen in sich schließt.

Die Gesellschaft ließ sich auf das Moos nieder und sprach den Flaschen zu. Ihre nächste Unterhaltung verweilte noch bei der Erzählung des alten Hirten, und Theobald bemerkte, er habe bei seinen Ausflüchten in die Umgegend, namentlich im ehemals Hessischen, Gelegenheit gehabt viel dergleichen Volkssagen zu sammeln, wie ihm auch von seiner Kindheit her noch manche Harzsagen bekannt seien. „Lange,“ fuhr er fort, „hegte ich den Glauben, daß sich das Volk in ihnen eine Art eigener Mythologie bewahre, einen verkörperten Ausdruck tiefsinniger Ahnungen über göttliche, menschliche und natürliche Dinge, und hoffte, ein verständliches Ganze daraus zusammenfügen zu können. Aber ich irrte. Außer der sehr allgemeinen Ahnung, daß auch dem mannigfachen Unbelebten, als Quellen, Flüssen, Thälern, Felsen und Bergen, ein Lebendiges

zu Grunde liege, welches darin einen großen Reichthum von vielartigen Kräften offenbare, mit denen sich der Mensch je zu seinem Vortheil oder Schaden befassen könne, wüßte ich wenig darin zu finden, Zusammenhang wenigstens nirgends."

„Und doch," entgegnete der Assessor, „stimmen fast alle diese Sagen darin überein, daß sie aufs bezeichnendste die Eigenthümlichkeit des Ortes oder Gegenstandes aussprechen, an dem sie haften. Auf das Größte und Unendliche beziehen sie sich nicht. Dahin reichen die Kinderaugen des Volkes nicht. Auch hat das Volk für Auffassung und Wiedergebung übersinnlicher Ahnungen seine genau bestimmte Vermittelung in der Religion, im Christenthum, das alles Mythologische stets von neuem ausstößt, so oft es sich auch in ihm festzusetzen versucht. Eben das hat aber den freien Wuchs dieses Sagenbaumes verkrüppelt, so daß wir statt seiner nur noch verwandte Gewächse kleinerer Art durch das Land zerstreut finden, verschieden an Säften und Gestalt, je nach den Plätzen, über denen sie grünen, in denen sie wurzeln, aber oft voll tiefen Sinnes und einer unaussprechlichen Lieblichkeit und Natur."

„Das mag für uns gelten," erwiederte Theobald, „die wir dergleichen als zierliche geflügelte Gedichte ansehen, als Erzeugnisse einer unbewußt gestaltenden Kunst und daher wohl einem tieferen Grundstoffe entnommen, als aus dem der besonnene Dichter bildet. So aufgefaßt dienen sie trefflich dazu, uns bei Betrachtung der Gegenstände, zu denen sie gehören, das Kinderauge, die Kinderstimmung zurückzuzaubern, womit die Natur belauscht sein will, um ganz verstanden zu werden. Aber wir dürfen keinen Schritt weiter zugestehen,

wenn die harmlosen zarten Schmetterlinge sich nicht in das schädlichste Ungeziefer verwandeln sollen. Denn das Volk vermag diese Gegenstände nicht von oben herab zu übersehen. Es ist von ihnen befangen, wird von ihnen beschränkt und nicht selten geängstiget, sie machen den Geist unfrei und unklar und hemmen seine Thätigkeit. Der Uebergang von ihnen zum schädlichsten Wahnglauben ist sehr kurz und oft unvermeidlich."

„Geht es uns besser mit all unserer Weisheit, Vernunftreligion und Cultur?" warf der Fremde ein. „Aber diese Sagen sind ja auch keine bloßen Erfindungen. Ihr Gebiet ist nur noch nicht gehörig ausgemessen und aufgegraben, sonst würden wir sehen, daß sie und ihre Verwandten eben dasselbe nicht auszurottende Bedürfniß beim gemeinen Manne befriedigen, das wir durch Wissenschaft und Kunst zu stillen suchen. Jeder fühlt, daß seine Umgebungen und Zustände nicht plötzlich von selbst da sind und verlangt darüber Erklärung, seiner Fassungskraft gemäß. Jeder hat die Ahnung der Schönheit und einen Trieb zu ihrer Verwirklichung. Nun ist es bald die besondere Gestalt der Gegend, bald ein räthselhaftes Denkmal alter Zeiten, bald eigenartige Naturerscheinungen, welche im Gemüthe einen entsprechenden Ausdruck suchen. Halbverklungene Töne von Riesen, Zwergen, Drachen, Rittern, Jungfrauen, Nixen und Kobolden schallen aus den Wäldern des alten Heidenthumes nach, und werden zu Mitteln der Phantasie um das Empfundene auszusprechen. Nicht selten wirkt die bildende Kraft des Geistes weniger frei. Bestimmte Begebenheiten, Handlungen und Schicksale haben vor langen Jahren die Menschen gesegnet oder beschädiget, gerührt oder erstaunt.

Mehr oder weniger in jene freiere Phantasiewelt hinaufgehoben, werden sie aus deren Atmosphäre genährt und nach innen und außen weitergebildet. Wenn nun ohne Frage jede wirkliche Begebenheit die Verkörperung einer Idee ist, obgleich wegen unserer irdischen Unvollkommenheit nur deren unvollkommene Verkörperung, so ahnt der offene Sinn des natürlichen Menschen diese höhere Grundlage meist immer am richtigsten, sein Dichtungsvermögen versetzt sich in diesen richtigen Standpunkt und sucht von ihm aus allmählig das Ganze zu ordnen, mit den erwähnten Mitteln zu ergänzen und zu vervollständigen. Dabei ist es bemerkenswerth, daß die Geistesthätigkeit derjenigen, von denen hier die Rede ist, sich immer im Ganzen befindet und äußert, und nicht etwa nur sittliche Lehre oder psychologische Anschauung oder Harmonie der Begebenheit oder ein anderes Einzelne im Sinne hat, sondern dies Alles zusammengenommen, in der Ursprünglichkeit, worin es auch wirklich Eins ist. Daher die vielseitige Tiefe, welche wir in echten mit Liebe ausgebildeten Volkssagen finden. Dieses ganze Gebilde endlich nimmt die volle Eigenthümlichkeit und Individualität desjenigen Stammes oder Ortsvereines, auf dessen Wohnplätzen es wurzelt, in sich auf, und indem es auch deren Gefäß wird, schlingt es seine Aeste durch das Liebste und Wertheste, was diese Menschen das Ihrige vor allen Andern nennen."

„So wahr das ist, so gehen Sie in der Würdigung dieser Dinge viel zu weit," sagte Theobald. „Was Sie bemerkt haben, paßt auf ein Kleid, aber nicht auf Fetzen, auf einen Wald, aber nicht auf einzelne Halme. Sie werden doch einem unharmonischen Gemengsel volks-

thümlich-örtlicher Märchen nicht die Würde und Kraft einer ausgebildeten Volkssage zugestehen, wie sie z. B. die Griechen besaßen? In Betreff dieser hätten Sie völlig Recht. Aber die Sagen dieser seligen Geschlechter entfalteten sich unter Aufsicht und Einwirkung der Besten, Weisesten und Erleuchtetsten ihrer Zeit und in den Blüthenkelchen der Religion, als deren Theil und Schmuck. Aber was unsere Nation an dergleichen besitzt, ist streng in das Reich der Poesie zu verweisen. Im wirklichen Leben giebt es nur die Handhabe zu Irrthümern und Aberglauben, Selbsttäuschung und Betrügereien, und zieht den Leuten eine Kappe über die Augen: die sie nur zu oft für das Höhere, Wahre und Bessere blind macht."

„Das Volk weiß recht gut," erwiederte der Geschäftsmann, „daß seine Sagen kein Evangelium sind, und daß sie in das Gebiet gehören, für welches es keinen Namen kennt, und das Sie das Reich der Poesie nennen. In diesem Reiche haben jene volksthümlich-örtlichen Märchen aber allerdings Wahrheit und Wirklichkeit. Undurchdringliche Schädel und zähes Gehirn giebt es in allen Ständen. Kirche, Justiz, Politik, Medicin haben, blind und sehend, schon mehr Unheil gebracht, als man jenem unschuldigen Glauben je aufbürden kann. Aber welche Poesie wäre das, die auf das wirkliche Leben keinen Einfluß hätte? wenigstens bei Menschen, auf die ihr Gehalt noch wirkt? Der Jüngling den die Tapferkeit Achills begeisterte, sollte er dem Feinde den Rücken und nicht die Stirn bieten? Kann der ein tölpischer, roher Mann werden, der die Vielgewandtheit und Feinheit des Odysseus versteht und bewundert? Ich weiß recht gut, daß solche Wirkungen

nur Nebenzwecke der Poesie sind, und habe vorsätzlich nur das Aeußerlichste angeführt. Aber von diesen Wirkungen muß ich Eine für unsere Volkssagen in Anspruch nehmen, welche schwer in die Wagschale unserer Zeit fällt. Diese ist das unsichtbare aber feste Band, das sie zwischen dem Volke und seinem Wohnplatze, zwischen dem Volke und seinen alten Sitten und Rechten bildet. Eine solche Wirkung wird Ihnen doch nicht gleichgültig sein?"

„Gewiß nicht," erwiederte Theobald, „sobald dieses Band nicht zur Fessel für den höheren Aufschwung des Geistes und Gemüthes wird, nicht die Einführung wohlthätiger Neuerungen hindert und kleinliche Ortsinteressen großen und ruhmvollen Aussichten überordnet."

„Ich hoffe, daß sie das Gegentheil wirken sollen," sprach der Andre. Es schien seine Absicht zu sein, diese Aeußerung noch mehr und angelegentlicher zu erörtern, allein die jüngeren Leute waren der ernsthaften Unterhaltung müde und befürchteten besonders eine politische Wendung des Gesprächs, getreu dem alten Spruche eines bewährten Vorfahren:

— — „ Pfui, ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß ihr nicht braucht für's Röm'sche Reich zu sorgen."

— Die deutschen Studenten haben von jeher eine eigene Nation in der Nation gebildet. Junge Kräfte, kaum aus der häuslichen Enge und dem Zwange der Schule losgelassen, wollen sich zum erstenmale an der Welt versuchen und eine lang erwartete Ungebundenheit genießen. Wünsche und Aussichten und ein reicher Fonds von Freisinn und Lebenslust sind lange auf diese Zeit hin verspart. Der Sohn oder Pflegbefohlene, mit gutem Muthe, guten Lehren, guten Kenntnissen und gu-

tem Gelde versehen, denkt sich einzuschiffen auf die frische Woge des Lebens, steigt an Bord des großen Passagierschiffes, Universität genannt, und wird von guten Freunden und lustigen Burschen sofort hinunter in die Cajüte geholt. Und die guten Freunde und lustigen Burschen legen ihm ein dreifaches Band um die Stirn, welches ihn das weite bewegte Meer da draußen vergessen macht, weihen ihn ein in die Geheimnisse der Landsmannschaften, der Duelle, des heiligen Dionysos oder Gambrinus, und was sonst noch von Wichtigkeit ist für einen „Burschen von altem Schrot und Korn.“ Täglich zu gewissen Stunden steigen ernsthafte alte Männer herunter, thun den Mund auf und reden wie Folio-, Quart-, Octav- und Duodez-Bände von dem Meere draußen, seinen Stürmen und Strömungen, Inseln und Ungeheuern und von der Baukunst und Steuerkunst der Lebensschiffe. Das dauert drei Jahreund wenn es hoch kommt vier. Aber das Schiff hat den Hafen nicht verlassen, das Meer nicht berührt. Die jungen Leute steigen heraus um ihre eigene Fahrt zu beginnen — auf gut Glück; wohl ihnen, wenn sie nicht verarmt an Lebenslust und Freimuth, Kraft und Unschuld heraussteigen.

In unseren Tagen paßt diese Beschreibung zwar nur auf gewisse Kreise der akademischen Jugendwelt, allein in der Zeit von welcher wir reden, war eine Ausnahme davon eben eine Ausnahme, und im Ganzen paßte noch immer die mephistophelische Schilderung:

„Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz
Wie junge Katzen um den Schwanz.
Wenn sie nicht über Kopfweh klagen,

So lang der Wirth nur weiter borgt,
Sind sie vergnügt und unbesorgt."

Da nun in jenen Jahren die öffentlichen Angelegenheiten im Vaterlande höchst unglücklich und verwirrt waren, ihre Besprechung nicht selten Gefahr brachte und jedenfalls drückend und entmuthigend wirkte, so war es natürlich, daß die weltkundige lebenslustige Jugend jene Zustände am liebsten fernhielt, obwohl es auch häufig genug vorkam, daß einzelne Jünglinge getroffen und erzürnt von der Schmach des Vaterlandes, die Kreise ihrer Genossen verließen um auf eine oder die andere Weise für die Freiheit thätig zu sein. Zu den Letzteren gehörten aber Oswald und Herburg nicht. Sie bemächtigten sich des Gesprächs und bezeugten bald durch ihre Reden, welche unendliche Mannigfaltigkeit lebendige Jugend selbst den beschränktesten Kreisen abgewinnen kann. Der Gast schloß sich dieser Unterhaltung einigermaßen an, theils aus nachklingender Theilnahme für diese Dinge, theils aus geselliger Nachgiebigkeit, während jedoch einem aufmerksamen Beobachter nicht entgangen sein würde, daß seine Gedanken nicht mit dem Gespräche gleichen Schritt hielten und seine prüfenden Blicke oft auf Theobald zurückkehrten.

Dieser saß in sich versunken und blickte schweigend in die Gegend hinaus. Er gedachte seines nahe bevorstehenden Scheidens von dem Wohnorte und den Menschen, bei denen er geliebt und bekannt war, von dem freien Leben, dessen Genuß ihm so theuer gewesen, von alle den Beschäftigungen, welche er in zwangloser Wahl ergriffen, um seinem Geiste die köstlichste und erquickendste Nahrung zu reichen. Was sollte er von der Zukunft erwarten? Er wußte es nicht. Seine

Wünsche konnte sie nicht erfüllen, denn sie gingen über die Schranken hinaus, die seiner warteten; seinen Kräften konnte sie nicht genügen, denn ihre Forderungen waren einseitig und abgeschlossen. Diese Aussicht machte ihn trüb und still.

Oswald hatte so eben in einer Menge von studentischen Kunstausdrücken einen wilden Streich, der vor Kurzem von einigen seiner Genossen ausgeführt worden war, mitgetheilt und die Erzählung mit lautem Lachen geschlossen, als er Theobalds ernstes und gedankenvolles Gesicht erblickte. Er schlug ein zweites Gelächter auf, indem er rief: „Ich bitte euch, seht unsern jungen Doctor Theobald an!“

Theobald weckte der Schall seines Namens aus seinem Nachsinnen, er blickte den Lachenden an und fragte gutmüthig: „Worüber lachst du mich aus? was giebts?“

„Einen angehenden Philister,“ rief jener, „giebt es, in bester, rechtsgültig beglaubigter Form, und der bist du, Theuerster. Wer Henker hat je zu dem lächerlichsten Streiche von der Welt solch ein griesgrämig Gesicht geschnitten? Sieht er nicht frappant aus wie mein Stubenbursch, der Theolog, als er die erste Freitischsuppe geschmeckt? Auf Ehre, wenn du nicht promovirt und wir nicht die Ueberzeugung von der Realität dieser feierlichen Handlung aus deinem anständigen Punschnapf reichlich geschöpft hätten, so schöbe ich es auf Furcht vor'm zukünftigen Examen. Aber ich merk's: „dir steckt der Doctor schon im Leib!“

Theobald lächelte. „Es muß so Etwas sein,“ antwortete er. „Ich habe schöne Jahre genossen,“ setzte er nach einem Augenblicke hinzu, „bei Gott, schöne Jahre, und mir ist, als sollte ich jetzt aus einem lan-

gen lieblichen Traum aufgeweckt werden, — wozu? Ich weiß nicht, was da kommen soll. Wäre es etwas Großes, Schwieriges, Gewaltiges, — sollte ich miteingreifen, in das riesenhafte Triebwerk unsrer Zeit, würde Alles von mir gefordert, Höheres als ich leisten kann, — ich wollte aufschreien vor Freude. Aber das war ja eben der Traum, o der Traum eines Traumes. Und da er nun wegfliehen muß wie eine Nacht, wie ein Morgenschlaf, so sollte es mir eigentlich gleichviel sein, wohin das lahme Thier meines Schicksals mich schleppen wird, zur Mühle oder zum Bäcker. Nur — so gar nicht zu wissen, was kommen wird —"

„Nun, was wird's denn sein?" unterbrach Oswald. „Du advocirst und procurirst oder läßest dich anstellen und judicirst, wirbst, heiratheſt, zeugest Kinder, wiegst sie, spielst Abends dein Whist mit unterschiedlichen Honoratioren bei einem Glase Weißbier, zu besonderen Anläßen auch Doppelbier, nimmst zu an Hausstand, Umfang und Dienstrang, prügelst deine Jungen, verheirathest deine Töchter, und so weiter."

„Und derweil," fuhr Theobald fort, „derweil fliegen die Adler über uns zur Sonne und die Fittiche der Geier zerreissen die Wolken; brausend wogt der Sturm der Geschichte über unsere Scheitel und die Blitze der Helden erleuchten seine Finsterniß. Glücklich, wen der Sturm in die Abgründe schleudert oder wen die Blitze zerschmettern. Prometheus war noch glücklich in Fesseln und den Raubvogel auf der Brust. Aber wir werden am Schreibtische sitzen und schreiben und werden nichts vermögen als zu schreiben bis sich die Finger zum Tode im einsamen Bette zusammenkrümmen."

Alle schwiegen. Das einförmige Werkeltagsdasein

pfahlbürgerlicher Tugend stieg vor ihnen auf wie ein ödes Gespenst. Und doch war es damals noch eine bewegte, aufgerüttelte Zeit, darin unzählige Wege geöffnet waren, um dem drohenden Gespenste zu entfliehen. Noch waren die Jahre nicht gekommen, wo es die Alleinherrschaft errungen hatte und dem ganzen Leben seinen uniformen Protokollarstyl aufdrückte, wo die niedrigen Interessen des Daseins, Erwerb, Besitz, Bequemlichkeit, tändelnde Zeitvertreibe die Geister im engen Kreislaufe umhertrieben und wo das Erhabene, Begeisternde nur noch wie ein Märchen aus verschollenen Tagen herüberklang. Wer steckt ein Ritterschwert in eine Nadelbüchse? Wer schöpft die Wogen einer See in ein Dintenfaß? —

Theobalds letzte Worte schienen ihm das Vertrauen des Fremden mehr zugewandt zu haben. Der Assessor rückte ihm näher und wollte so eben von fern auf die Angelegenheit hintasten, die ihm mit Theobald zu verhandeln zur Pflicht gemacht war, als ein ferner Trommelschlag von der Landstraße her die Aufmerksamkeit der Uebrigen ablenkte. Diese Töne waren in jenen Tagen nichts Ungewöhnliches, auf Straßen und in den Städten erregten sie kaum noch besondere Aufmerksamkeit, wenn sie nicht die Ankunft irgend eines berühmten Generals oder vorzüglich merkwürdiger Truppen verkündigten; aber in die schöne waldige Einsamkeit hallten sie zu mißtönend herüber, um nicht aufzufallen, und die jungen Leute freuten sich, einen anderen Gegenstand der Unterhaltung zu finden.

„Was mögen das für Truppen sein?“ fragte Oswald.

„Wahrscheinlich Westphälische, die der großen Armee noch nachgesendet werden,“ erwiederte Herburg.

„Das heißt Deutsche," sagte der Assessor, nachdem er sich durch einen raschen Umblick überzeugt hatte, daß sie unbelauscht waren. „Deutsche," fuhr er fort, „die der französische Kaiser für gut genug hält, um seinen Heeren die blutigen Lorbeeren einzusammeln und dann für sie die Gräben zu füllen."

„Nein," sagte Theobald, „um Theil zu haben an dem Ruhme dieser ungeheuern Unternehmung, die allen Thaten des gewaltigen Helden die Krone schmieden wird."

„Wie?" rief der Fremde erstaunt, „das muß ich von einem Deutschen hören? von Ihnen?" Er stockte und sah Theobald mit einem mißtrauischen Blicke an.

„Reden Sie weiter, sprechen Sie frei!" sagte Theobald, „Sie haben mit keinem Verräther zu thun. Es muß ja Gegensätze und abweichende Ansichten geben."

„Ich vertraue auf Ihre Ehrenhaftigkeit," versetzte der Assessor; „aber ist jenes Ihre wahre Ueberzeugung, so hat man sich sehr in Ihnen getäuscht."

„Es sollte mir leid sein," versetzte Theobald, „wenn ich je eine Täuschung veranlaßt hätte. Ich habe keinen Grund, meine Ueberzeugungen zu verstecken und es kann mir gleichviel sein, wie sie von Andern beurtheilt werden, die weiter oder kürzer sehen. Mich aber hindert nichts, die Pracht und Erhabenheit eines Gewitters zu bewundern, sollte es auch meine Saaten zerhageln und meine liebsten Bäume zersplittern."

„Sie sind also ein Bewundrer des Unterganges Ihres Vaterlandes?" fragte der Fremde mit Bitterkeit.

„Auch das würde ich sein, indem ich die Kraft in ihrer Wirkung verehrt hätte, wäre nicht zu diesem Untergange eine noch viel geringere Kraft schon hinrichend

gewesen. Was aber war das deutsche Reich? Nicht mehr jene alte ragende Veste, wo sich Mauer an Mauer, Wand an Wand schloß, bewohnt von einträchtigen Männern, bewacht und vertheidiget von der Klugheit und Consequenz eines einigen Hauptes. Diese Veste war längst zerfallen vor den Stürmen von außen und dem eignen Alter. Ihre Bewohner hatten die Mauern, die sie zusammenhielten längst niedergerissen, die einzelnen Wartthürme umher in die Gewalt ihrer Nachbarn und Gegner kommen lassen, und nun, jeder für sich, kleine Häuserchen aus dem alten Baustoffe errichtet; kurz es war die alte Geschichte von dem aufgelösten Pfeilbündel. Von aufgegebener Eintracht war es kein Sprung mehr bis zur Zwietracht."

„Das ist leider Wahrheit," sprach der Gast, „und Sie müssen also selbst gestehen, daß der übermüthige Sieger nicht einmal den Ruhm unserer Schmach in Anspruch nehmen kann."

„Macht das ihn kleiner?" rief Theobald mit Wärme. „Wurde der glänzende Panzer des Helden rostig davon oder sein Waffenrock befleckt? Wenn er mit märchenhafter Schnelligkeit von Sieg zu Siege fliegt, seine Blitze in das alte Land der Pharaonen trägt, und ehe der Orient noch ausgezittert, wie durch ein Wunder mitten durch lauernde feindliche Flotten zurückgetragen, die verworrenen Fäden der Revolution zu einem planvollen Gewebe ineinanderschlingt, der Anarchie zum Trotz; dann wieder den siegreichen Fuß erhebt, jetzt über die Alpen, jetzt über die Pyrenäen schreitet, Throne zertrümmert, und Throne aufbaut, Könige vernichtet und Könige einsetzt, die Losungsworte einer neuen Aera durch ganz Europa schleudert; wenn man

das alles erlebt, sieht, wenn man sich selbst zurufen muß: Wahrlich es ist so, es ist keine Fabel! dann soll man nicht staunen, nicht bewundern, nicht erglühen? dann soll man das Große nicht groß, das Erhabene nicht erhaben nennen? Wenn selbst ein Cassius von Cäsarn gestehen mußte;

„Ja, er beschreitet diese enge Welt
Wie ein Colossus, und wir kleinen Leute
Wir wandeln unter seinen Riesenbeinen
Und schaun umher nach einem schnöden Grab" —

wenn das der Neider, der Nebenbuhler, der große Römer von Cäsar sagte, was bleibt uns kleinen modernen Menschen denn, gegenüber diesem Erschütterer eines Welttheils, der mehr ist als Cäsar, weil er es in unserm Jahrhundert ist? Statt ohnmächtigen Grimm über ein paar zertretene Kohlgärten oder abgeforderte Groschen gegen den Helden umherzuschleppen und in dunkelen Winkeln auszumurren, sollten wir die Augen aufschlagen und Gott danken, daß doch einmal wieder etwas Großes, etwas Titanenhaftes über die Erde schreitet, um den alten verrotteten Plunder abgestorbener Jahrhunderte hinauszukehren."

„Ich bewundere Ihren Patriotismus," sagte der Assessor mit erzwungener Kälte.

„Mit dieser Ironie könnten Sie vielleicht andere beleidigen," entgegnete Theobald, „mich nicht. Patriotismus kann, wie manche andere Einseitigkeit und Beschränktheit, z. B. religiöser Fanatismus, oft den großartigsten Gesinnungen und Handlungen zum Triebrade dienen, und diese können ihn adeln, er aber nicht sie; denn er bleibt was er ist, ein Geschöpf der Beschränktheit. Ein Volk ist nicht mehr, als die Menschheit,

noch ein Gesetz mehr, als das Recht. Und den müssen die Götter mit Blindheit geschlagen haben, der in der französischen Revolution, trotz aller Gräuel, womit ein entartetes Geschlecht sie besudelt hat, nicht eine weltgeschichtliche Wiedergeburt der europäischen Menschheit beginnen sieht, der nicht in ihrem Heldensohne, Napoleon, den prophetischen Dämon kommender Zeiten erblickt, welche die Scheidewände der Völker niederreissen, den Kleinherrschereien zwistiger Hirten das Haupt abschlagen und die unnatürlichen Standesschranken im Innern der Nationen zum Feuer verdammen wird. Aber diese geheimnißvoll weissagenden, übernatürlichen Gewalten kennt der am wenigsten, den sie ergreifen und aus dessen Worten oder Thaten sie reden. Napoleon sieht in ihnen nur das Glück, das ihn begleitet, er verwechselt die Sonne einer höheren Welt mit der Sonne von Austerlitz. Nichtsdestoweniger ist auch er ihr Gefäß und ihre Offenbarung, und vollführt ihren ewigen Willen, während er für sich selbst zu wirken wähnt. Die Glorie jener Mächte ist es aber auch, die ihn umglänzt und weit über unsere Zeit hinaushebt."

„Schade," sprach der Geschäftsmann mit bittrem Lächlen, indem er einen lebhaft aufgereizten Grimm vergebens niederzukämpfen suchte: „Schade, daß Sie Napoleon nicht über sich selbst aufklären können. Wie würde er sich wundern, wenn er hörte, daß in ihm eigentlich ein Moses, Jesaia, Paulus steckte! Sie schriftstellern, wie ich höre. Sie sollten doch der entwürdigten mißbrauchten deutschen Nation diese göttliche Sendung des blutigen Eroberers verkündigen und sie von dem Heile überzeugen, das er ihr gebracht. Die Men-

schen würden über die Blindheit staunen, in der sie bisher gewandelt. Aber es ist empörend, einen Deutschen so von dem kleinen gelben Corsen reden zu hören, der seine großen Kriegertalente, verbunden mit der eisigsten Selbstsucht, emporgetragen von der leidenschaftlichen Ruhm- und Herrschsucht einer eitlen, aus allen Fugen gerissenen, sittenlosen Nation, allein benutzt, um die ehrlosen Plane eines planlosen Ehrgeizes auszuführen, um Recht und Edelmuth schonungslos mit Füßen zu treten und alle gesitteten Zustände durch ein starres Militärsystem und giftige Spionirerei zu entsittlichen."

Glühend vor Zorn über diese Herabwürdigung seines bewunderten Helden, sprang Theobald auf und rief: „So kann über Napoleon nur ein thörichter Knabe aburtheilen, dem ich dieses auf jede Art zu erweisen erbötig bin."

„Ihr hört, meine Freunde," sprach der Gast zu den Studenten, indem er sich schnell faßte, „ihr hört, auf welche Weise der Herr Doctor ausgemachte Thatsachen zu widerlegen denkt. Gehören meine Kräfte und Tage gleich höheren Pflichten, von denen er keine Ahnung hat, so zwingt mich doch meine eigene Ehre, die aufgedrungene Ausforderung anzunehmen. Ich muß noch heute und nach diesem Vorfalle ohne Aufschub meine Rückreise antreten, darum wird mich mein Gegner von den hergebrachten Bräuchen in meiner Lage entbinden. Er wird mir erlauben, ihn hiermit persönlich auf Pistolen zu fordern und dazu als Ort das Wirthshaus bei den Externsteinen im Lippe-Detmoldischen vorzuschlagen. Tag und Stunde unseres Zusammentreffens überlasse ich lediglich seiner Bestimmung, und erbitte

mir Nachricht darüber zeitig nach Paderborn. Wenn mein Gegner seinen Secundanten mitbringt, werde ich für alles Uebrige Sorge tragen."

„Es sei so," sagte Theobald; „ich werde nicht ausbleiben."

Alle waren aufgestanden. Oswald, mit Vorgängen solcher Art aus Erfahrung bekannt, trat zwischen Beide und indem er sich zuredend bald an den Einen bald an den Andern wandte, versuchte er theils den Streit beizulegen, indem er dessen Gegenstand für völlig ungeeignet dazu erklärte und Theobald zur Zurücknahme der persönlichen Beleidigung zu bewegen suchte, theils drang er darauf, nach herkömmlicher Sitte zu verfahren, auch geringere Waffen zu bestimmen. Allein weder Theobald noch sein Gegner hörten darauf. Der Letztere sagte seinen Freunden ein rasches Lebewohl und indem er ihnen winkte zurückzubleiben, eilte er mit schnellen Schritten den Berg hinunter.

Den drei Zurückbleibenden war ein Vorfall, wie der so eben erzählte, nichts Ungewöhnliches, da selten eine Woche hinging, daß sie nicht Zeugen oder Theilnehmer ähnlicher Zwiste und ähnlicher Ausgleichungen waren. Die glückliche Stimmung war indeß dahin. Das Gespräch wurde spärlicher und gleichgültiger. Nur Oswald ereiferte sich noch darüber, daß, wie er sich ausdrückte, bloße abstracte Meinungen einen Scandal verursachen sollten.

„Und warum sollten sie es nicht?" sagte Theobald, dessen Gewohnheit es war alle Dinge schnell in das Gebiet der Betrachtung hinüberzuziehen. „So lange wir gegen Verletzungen unserer besseren Persönlichkeit, wie sie so häufig vorkommen, keinen Gesetzesschutz ha-

ben, müssen wir uns im Zweikampfe ein Schutzmittel dagegen bewahren. Unsere Staaten rühmen sich einer hohen Ausbildung, aber es ist Dunst und Schatten, so lange sie ein so edles Gut wie die höhere Ehre nicht wenigstens eben so sicher zu stellen wissen, als den Besitz einer Erdscholle oder eines Kohlkopfes. Was ich verehre und bewundere, darf Keiner vor meinen Augen mit Koth besudeln; wenn er meine Gesinnung darüber kennt und es dennoch thut, so ist das schlimmer als eine Beleidigung meiner eigenen Person. Es giebt in unsrer Zeit nur zu Viele, die bei einem Nadelstich auf ihre Eitelkeit zorniger auffahren, als bei einer Lästerung auf ihren Gott. Lasset wenigstens uns diese Schaaren nicht vermehren!"

„Freilich kann man sagen," versetzte Herburg, indem er die Neige in die Gläser füllte:

„'s giebt mehr Injurien im Himmel und auf Erden,
Als ihr euch träumt in eurem Criminalrecht. —"

Trinkt, Kinder, und laßt uns aufbrechen! Aber es ist doch seltsam, daß die Weissagung des alten Hirten sich so schnell erfüllt und das stille Volk deinen Spott so bald vergolten hat, Theobald."

Sie verließen den Berg, bestiegen drunten ihre Klepper, und eilten zu der Stadt zurück.

## Zweites Kapitel.

Kindheit, selige Zeit! o du liebliche reiche Beschränktheit,
Stets wie ein Muttergebet, tönst du im Leben uns nach.

Es ist unwahr, daß das Kindesalter nur die Vorbereitung zur Jünglingszeit, diese nur die Schule für die reiferen Jahre, das ganze Leben endlich nur eine Einübung und fortwährende Prüfung für ein folgendes Dasein vorstelle. Jede Stufe hat ihre eigenthümliche Würde, wie sie auch dem Erdenleben des Einzelnen zukommt, obwohl es ebenfalls die Stufe einer höheren Entwickelungsreihe ist. Es ist damit wie mit der leiblichen Schönheit. Niemand darf sich rühmen sie ganz und auf einmal zu besitzen. Das vollkommenste Menschengebilde kann doch nur die halbe menschliche Schönheit darstellen, entweder die männliche oder die weibliche, und auch diese in ihrer Fülle nur nacheinander. Die Zeit ist die Zauberin, die Niezuvereinendes an einem und demselben Wesen vereint, die den Widerspruch des Widersprechenden auflös't. Die ewige Schönheit offenbart sich ebensowohl in dem vollendet gebildeten Kinde als Jünglinge, Manne als Greise. Nicht anders ist es mit dem innern Menschenwesen.

Gleichwohl enthalten die früheren Bildungsstufen die Bedingungen der späteren, und umgekehrt: der Schönheit der Knospe liegt die Blüte zum Grunde, die erst noch aufgehen soll. Die Weissagungen des neuen Bundes sind die Seele des alten Testaments. Mögen uns daher einige Blicke in die Vorgeschichte des jungen Mannes erlaubt sein, dessen bedeutsamsten Lebensabschnitt wir dem Leser im Folgenden mitzutheilen beabsichtigen.

Soweit Theobalds Erinnerungen hinaufreichten, fand er sich schon in dem kleinen ehrwürdigen Gebäude, das er erst mit dem funfzehnten Jahre verließ und das als der Ueberrest einer uralten Ritterburg in einem der wildesten und einsamsten Theile des Oberharzes belegen war. Von der Erbauung desselben war ihm folgende Ueberlieferung zugekommen.

In der wohlbebauten und bevölkerten Ebene jenseit der Berge, lebte einst auf seinem festen Schlosse ein reicher, harter und grausamer Ritter, der sich durch Beraubungen und Bedrückungen der ganzen Umgegend verfeindet hatte. Endlich erhoben sich seine eigenen Unterthanen gegen ihn, belagerten die Burg, und zwangen die Eingeschlossenen nach langem fruchtlosen Widerstande, durch Mangel und Erschöpfung, zu Vergleichsunterhandlungen. Die Gegner erboten sich, ihm Leben und Güter unversehrt zu lassen, wenn er hinfort ruhig und friedlich in seinem Schlosse wohnen wolle, aber eine schimpfliche Bedingung war diesem Vertrage beigefügt. Der Ritter sollte seine einzige, schöne und fromme Tochter dem Anführer der Feinde, einem wüsten, riesenhaften und noch dem alten Heidenthume zugewandten Bauern zum Weibe geben. Dieß Ansinnen

wurde mit Abscheu zurückgewiesen, und da die Belagerer darauf bestanden, wurden die Verhandlungen abgebrochen und die Feindseligkeiten begannen von neuem. Als aber die Noth in der Burg allzugroß wurde, Hunger und Durst die Vertheidiger auf's Aeußerste brachten, und der Ritter jede Stunde erwarten mußte, daß seine Thore erstürmt, seine Veste gebrochen, seine Reichthümer erbeutet würden, und er selber mit den Seinen in die schmachvollste Gefangenschaft geriethe, da wandte sich sein Herz, er rief Alle zusammen und verkündigte ihnen, daß er entschlossen sei, die schmähliche Bedingung einzugehen. Knechte und Mägde, Weib und Söhne beschworen ihn vergebens. Das erlesene Opfer, die schöne Friederun, sprach nichts, aber sie betete in ihrem Innern voll der größten Herzensangst, daß Gott ihren Vater retten und ihre Schmach abwenden wolle. Umsonst. Der Beschluß wurde den Feinden bekannt gemacht, und am folgenden Sonnenaufgang die Burg zur Abholung der Braut geöffnet. Der Vater selbst führte den schrecklichen Bräutigam in aller Frühe zu dem Gemache der Tochter. Als sie aber eintraten, war Friederun verschwunden. Man rief, man fragte, man suchte, das ganze Schloß wurde durchforscht. Friederun war nicht zu finden. Vergebens mühte man sich, sie lebend oder todt herbeizuschaffen. Da verbreitete sich plötzlich die Sage, der Vater habe sie getödtet und verscharrt; vor seinen eigenen Ohren wurde es ausgesprochen. Alle fuhren zurück; so sehr man den Ritter haßte, an den, der eine solche That begangen, wollte Niemand die Hand legen. Die Feinde zerstreuten sich in der Burg, plünderten sie, zündeten sie an, und eilten wieder fort als sie in vollen Flammen stand. Er-

starrt war der alte Ritter bis zu diesem Augenblicke in dem Hofe stehen geblieben; sein Weib, seine Kinder und einige Knechte standen scheu in seiner Nähe; Niemand hatte sie angetastet. Als aber die Feinde abgezogen, rief sie der Ritter zu sich und sprach: „Ziehn wir hinweg und verlaßt mich nicht, denn beim ewigen Gott ich bin unschuldig an meines Kindes Blute. Aber daß man mich dessen hat für schuldig halten können, das hat mir die Augen aufgethan über mein sündliches und schuldbelastetes Leben. Kommt, suchen wir mein Kind, denn ich hoffe zu Gott, daß es noch lebt, und dann wollen wir in's tiefste Gebirge gehn und dort zusammen ein neues, frömmeres Leben anfangen." Er verließ die brennende Burg und jene folgten ihm. Schon einige tausend Schritte waldwärts fanden sie Friederuns Schleier, und wurden hocherfreut darüber. Sie verfolgten die Richtung nach den Bergen zu, und fanden am folgenden Tage ihren Gürtel, an jedem der beiden nächsten Tage einen ihrer Schuhe. So waren sie mitten in die rauhesten Theile des Harzgebirges gekommen, und wanderten eben in einem von steilen Abhängen umgebenen, von einem Bache durchrauschten Thale hin, als das Weib des Ritters plötzlich aufschrie und in die Höhe wies. Die Wanderer hielten still und erblickten auf dem vorspringenden Absatze des Gebirges über sich ein flatterndes Obergewand. Der hohe Vorsprung hatte eine zugängliche Seite. Rasch war sie erstiegen. Da fanden sie droben Friederun, knieend an einen Baum gelehnt und schneebleich. Sie wollten auf sie zueilen, aber sie winkte mit der Hand und sprach: „Rühret mich nicht an, denn dieses Leben gehöret nicht mehr mir. In jener schrecklichen Nacht bat ich Gott,

mich zu retten, dann wollte ich gern sterben. Er erhörte mich. Ein Engel hat mich weggenommen von unserer Burg und mich durch die Luft davon geführt; ich aber ließ von Zeit zu Zeit ein Stück meiner Kleidung fallen, euch den Weg zu weisen, und als ich hier niedergesetzt war, band ich mein Obergewand an den Baum zum Wahrzeichen, denn herzlich verlangte mich, euch noch einmal zu sehen. Und nun habe ich euch gesehen, und danke Gott und segne euch." Damit sank sie zurück und war verschieden. Der Ritter aber, jetzt völlig bekehrt, wollte diesen Platz nicht wieder verlassen, baute sich droben eine Hütte und war sein ganzes noch übriges Leben hindurch still und in sich gekehrt. Seine Söhne erbauten ihm dort nachmals eine kleine Burg, bestehend aus einem hohen runden Thurme, der auf der vordersten Spitze des Abhanges stand, und einem mäßigen Wohnhause, das sich an diesen lehnte. Darin starb er. Später wurde unten im Thal noch eine Mühle angelegt, die der getreuen Knechte Einer zum Lohn erhielt.

Von Friederun hatte die kleine einsame Veste den Namen Friederstein erhalten, und das Geschlecht ihrer Erbauer hatte sie lange bewohnt, bis es endlich ausstarb. Das Gebäude kam in andere Hände, wurde vernachläßigt und verfiel nach und nach.

Ehe es jedoch noch in unwiederherstellbaren Zustand gerieth, faßte der Oberförster Otten eine besondere Vorliebe für das Plätzchen. Diesem trefflichen aber eigenen Manne war sein früherer Wohnort durch vielfache herbe Schicksale verleidet worden, und da Friederstein fast in der Mitte des von ihm verwalteten Forstdistrictes lag, so erlangte er von der landesherrlichen Be-

hörde ohne Schwierigkeit die Erlaubniß seine Wohnung dahin zu verlegen. Er brachte die Besitzung an sich und lebte daselbst allein mit einer bejahrten Haushälterin, während einige Jäger und Aufseher in den Gebäuden im Thale wohnten.

Der Oberförster Otten war ein ernster und schweigsamer Mann von vielen Kenntnissen. Tüchtig in seinem Fache hätte er längst einen bedeutenden Dienstrang einnehmen können, allein so gewissenhaft er seinen Geschäften vorstand, so liebte er sie eigentlich nicht und wünschte deshalb in keiner Weise eine Vermehrung derselben. Ein nicht unbedeutendes, ererbtes Vermögen erleichterte ihm diese Entsagung. Seiner Zuverlässigkeit und Rechtschaffenheit verdankte er das Vertrauen seiner Oberen, und während sein entschiedenes und gehaltenes Benehmen seine Untergebenen in ehrerbietiger Ferne hielt, besaß er gleichwol ihr unbedingtes Zutrauen, so daß sie sich in allen bedenklichen und schwierigen Lagen immer zuerst an den „alten Herrn auf Friederstein" wandten, der sie auch nie ohne zweckmäßigen Rath und thätige Beihülfe entließ.

Dieser Mann war es, den Theobald Vater nannte, und in dessen einsamen Hause er mit einem Gespielen, Namens Franz Gollenhofer, der als der Pflegesohn des Oberförsters bekannt war, der umgebenden Welt zuerst sich bewußt wurde. Mit allen Bedürfnissen der Seele und des Leibes waren die Knaben an die alte Christel, des Oberförsters Haushälterin, gewiesen. Den alten Herrn selber sahen sie nur Mittags bei Tisch, oder wenn er im Hofe an ihnen vorüber mit Flinte, Jagdtasche und Hund in den Forst ging. Die übrige Zeit saß er auf seinen Zimmern im oberen Stock des Hauses lesend oder schreibend.

Die Hände der alten Christel zogen die Zügel nicht straff an. Die Kinder hatten die größte Freiheit und gebrauchten sie, wie immer, zur Erlangung noch größerer. Da das alte Schloß den äußersten Vorsprung der Höhe einnahm, so konnte die Alte von der Küche und dem daranstoßenden Stübchen aus den grünen mit alten Linden bepflanzten Hofraum, so wie den wohlgepflegten Garten hinlänglich übersehen, um auf die Knaben stets ein wachsames Auge zu haben, und da der ganze Raum nach den abschüssigen Seiten zu von einer hinreichend hohen Mauer umschlossen war, die nur hier und da einzelne schmale Schießscharten hatte, so war die Aufsicht der alten Pflegerin auch nicht allzuängstlich. In diesem abgegränzten Kreise entwickelten sich die ersten Kräfte der Knaben, hier spielten sie, liefen und sprangen, kletterten, zerrten sich mit den gutmüthigen großen Hunden umher, bauten im Sommer Häuser von Steinen und Rasen, im Winter von Schnee, rangen miteinander, wobei dann meist aus Scherz Ernst wurde, grollten einander und versöhnten sich wieder, und lernten so den Gebrauch ihrer Glieder und die ersten Grundregungen des Gemüthes kennen.

An Regentagen oder im winterlichen Abenddunkel hatten sie ihr Spielwerk in dem großen, zur ebenen Erde befindlichen Zimmer, an dessen Kamine die alte Christel spann, und wenn sie ermüdet waren, schob sich Franz einen großen Stuhl herbei, Theobald erkletterte eine an der Wand ruhende Gartenleiter und setzte sich auf die höchste Sprosse, und dann girrte der vertrauliche Ton des alten Mütterchens zwischen das Flackern des Kaminfeuers und das Schnurren des Rades von verzauberten Königstöchtern mit langen goldnen Haa-

ren, von feuerspeienden Drachen die sie bewachten, von glänzenden Königssöhnen, welche die Drachen erschlugen, von verirrten Kindern im Walde und Zauberinnen die ihnen nachstellten, und ähnlichen Gestalten und Motiven, und die Knaben fanden zugleich eine unschuldige, reizende Unterhaltung, während ihre Einbildungskraft geübt und mit festen characteristischen Bildern erfüllt, ihr Gefühl für das Gute und Schöne, für Recht und Unrecht belebt, ihr Nachdenken über die großen Gegensätze der sittlichen Welt, welche diese Märchen in so sicher umrissenen ursprünglichen Verhältnissen und Verwickelungen darstellen, über Gut und Böse, Klug und Thöricht angeregt, und in ihnen die Ahnung anderer Zeiten und andrer Welten, als sie mit Augen sehen und mit Händen greifen konnten, angeregt wurde.

Auch wußte die Alte von dem weiten Lande jenseit der Berge, von Dörfern und Städten, Schlössern und Kirchen, breiten Flüssen und fremden Menschen zu erzählen, so daß Theobald oft träumend vor den engen Maueröffnungen stand, und in die blauen Fernen, die hier und dort zwischen den waldigen Gipfeln hereinlauschten, sehnsüchtig hinausblickte, bis ihm oft, er wußte nicht warum, die Thränen in die Augen kamen. Die Mauer war überhaupt des kleinen Theobald größter Kummer. Es war sein höchster Wunsch, frei nach allen Seiten einmal in die Welt hinauszublicken. Umsonst hatte er den Vater und noch öfter die alte Christel gebeten, ihm einmal die Aussicht vom Thurme zu zeigen. Es hieß, die Stiegen seien zu unsicher. Die Zimmer die er betreten durfte, gewährten durch ihre tiefen Fenster kaum die Aussicht der Schießlöcher. Ver-

suche die Mauer zu erklimmen, waren an der Aufmerksamkeit der Pflegerin gescheitert.

Jetzt betrachtete sich der muthige Knabe die steile Felswand, welche die hintere Seite des Gartens begränzte. Sie war voller Risse und Spalten, vorstehender Zacken und Vertiefungen, und von einem bedeutend hohen Absatze sahen mehre junge Tannen lustig in die weite Welt hinaus und schüttelten die grünen Zweige als ob sie den Knaben drunten bedauerten oder verspotteten. Das drängte und lockte diesen nur noch mehr. Er stahl sich durch Gebüsch und Brombeerranken an die Steinwand und indem er seine Füße bald in die Spalten klemmte, bald auf die Zacken setzte, bald sich mit den Händen weiterhob, kletterte er den fast steilrechten Pfad glücklich bis zu den Bäumchen hinan. Diese halfen ihm noch höher; er wand sich wie eine Eidechse zwischen den Unebenheiten des Felsen hinauf und erreichte zuletzt wohlbehalten einen etwa klafterlangen und halb so breiten Absatz der Bergwand, auf dem er sich bequem umwenden und bewegen konnte.

Es war ein warmer, klarer Sommerabend, an dem ihm dies Wagestück gelang. Die endliche Erfüllung des lange umhergetragenen Wunsches, die Anstrengung bei dem gefahrvollen Unternehmen, die Freude des Gelingens, das Alles spannte die zarten Fiebern der kindlichen Brust auf den höchsten Grad der Empfänglichkeit. Er war jetzt oben, er sprang auf die Füße und wandte sich um.

Klein und dunkel lag unter ihm die Burg mit ihrem Mauerzwinger, vor ihr das tiefe Thal mit dem blitzenden Bache und zerstreuten rothen Dächern, drüberhinaus hoben und senkten sich neben und hinter einander

gleichwie wellenschlagend die dunkelgrün bewaldeten Berghöhen, und in weiter Ferne schlang sich ein duftiger violetter Streifen geheimnißvoll umher, sich verlierend in den goldrothen Horizont des Abendhimmels. Tief am Rande glühte der breite Sonnenball und überschimmerte die Höhen mit allen Feuerfarben. Unsäglich hoch und weit umschloß der Himmel rings die prachtvolle Erde. Nichts regte sich weit umher, als die Schwingen eines Falkenpaars, das um einen einsamen Berggipfel kreisete. Die letzten Laute des Vogelgezwitschers in der Tiefe verstummten, und jetzt war Alles still. Der Knabe hielt den Athem an, sein kleines Herz dehnte sich einem unbekannten Unendlichen entgegen, das es nicht fassen konnte, eine fast schmerzliche Sehnsucht kam über ihn. Als nun plötzlich ein abendlicher Windhauch sanft brausend durch die Wipfel tönte und alle Bäume wie vor einer unsichtbaren Macht erbebend sich leise schüttelten, da ging es durch die ahnende Kindesbrust wie ein tausendstimmiger Accord, überwältigend und betäubend, zugleich aber so weich und innig rührend, daß er die Augen mit den Händen bedeckte, sich niedersetzte und bitterlich weinen mußte. Ihm war, als habe ihm von der Höhe herab ein ernstes, unbeschreiblich mildes Antlitz angeblickt, und er konnte sich lange nicht entschließen die Augen wieder zu öffnen.

Als er wieder zu sich kam und um sich blickte, war die Sonne verschwunden, der Himmel hing grau und finster über ihm, die Welt jenseit der Gipfel war von wolkigem Nebel verhängt, starr und schwarz standen die Berghöhen umher. Noch ängstigte es den Knaben nicht. Die Entzückung der vergangenen Augenblicke

hatte einen stillen beruhigenden Schimmer in seiner Seele zurückgelassen.

Er dachte endlich an die Rückkehr, und sah den gefährlichen Pfad hinab, den er heraufgeklommen. Es war unmöglich denselben Weg zurückzukehren. Bildlich wie eigentlich übersieht der Mensch nur beim Aufwärtssteigen seine Bahn und jeden künftigen Standort. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, sah der Knabe ein, daß er ohne die größte Gefahr, an kein Herabklimmen denken konnte. Es war bezeichnend für seine Eigenart, daß er um so besonnener wurde, jemehr er die Schwierigkeit seiner Lage begriff. Nach mancherlei Bedenken sprach er endlich zu sich selbst: „Ich will nur rufen. Mögen sie mich denn auch schlagen. Ich habe doch einmal das Herrlichste gesehen!"

Franz hörte sein Rufen zuerst und rief ihm nach Menschenweise ein hochmüthiges „Arzt, hilf dir selber" in den Ausdrücken eines siebenjährigen Knaben zurück. Ihn verdroß, daß Theobald gelungen war, was er selbst nie gewagt hätte. Ruhig ging er in die Küche zu der alten Pflegerin, die erst auf wiederholte Erkundigungen eine unbestimmte Nachricht von der gefährlichen Lage ihres Lieblings erhielt. Sie eilte hinaus, suchte mit den Augen, fand Theobald auf einer Höhe, bis zu welcher sie gar nicht zu suchen sich getraut hatte, und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. Aber auch sie machte es nach Menschenweise; statt für Hülfe zu sorgen, ließ sie einen unerschöpflichen Vorrath von Klagen und liebevollen Vorwürfen zu dem kleinen Gefangenen aufsteigen, und vielleicht hätte sie an das Nöthigste noch lange nicht gedacht, wäre nicht eben der Vater mit mehreren Jägern aus dem Forste zurückgekehrt.

„Was Henker!“ rief der Oberförster, den Stand der Dinge rasch übersehend, „das ist eine halsbrechende Stellung! Der Junge kann doch nicht fliegen? Hat den ein Kobold da hinauf getragen?“

„Ach ja, ein Kobold!“ jammerte die Alte: „Gewiß und wahrhaftig ein Kobold! Der arme Junge! Wir werden ihn nicht lebendig wiedersehn. Kein Glied an seinem Leibe kann heil bleiben, wenn er herunterstürzt. Ach Gott, nein, Herr Oberförster, fliegen kann der arme Wurm nicht; das hat er nie von mir gelernt. — O du allmächtiger Gott!“

Der Oberförster steuerte ihren Ausrufungen und rief Theobald zu, er solle nur ruhig bleiben und sich fest=halten, man werde ihn schleunigst herunter holen. Dann überlegte er mit seinen Leuten, wie dieses am sichersten auszuführen sei.

„Von unten,“ sagte der alte Jäger, „ist ihm nicht beizukommen, denn Leitern reichen da nicht; aber drei=ßig Schuh über ihm läuft ein Waldpfad hin, bis da=hin könnte man ihn mit Stricken aufziehen.“

Der Vorschlag wurde gebilligt, und wegen der zu=nehmenden Dunkelheit eilends ins Werk gesetzt. Mit Seilen versehen begab sich der Oberförster mit den Jä=gern nach dem bezeichneten Punkte. Dort ward ein jüngerer Mann herabgelassen, der den Knaben an ein zweites Seil band, Einer nach dem Andern ward dann heraufgezogen, und die alte Christel jauchzte, als sie Retter und Geretteten ihren Rückweg antreten und in der tieferen Dunkelheit droben verschwinden sah.

Nachdenklich führte der Vater den Knaben an der Hand nach Friederstein zurück. Das Kind war von dem Jammer der Alten, von den Anstalten zu seiner

Rettung, von der Aufregung des ganzen Abends jetzt geängstiget und abgespannt und bemühte sich umsonst die vorherige Zuversichtlichkeit festzuhalten. Weinend schlief es auf seinem Lager ein.

Am andern Morgen, nachdem die getreue Pflegerin ihre Zöglinge mit einer ungewöhnlichen Stille und Ernsthaftigkeit angekleidet hatte, nahm sie Theobald an die Hand und eröffnete ihm, daß der Vater droben auf seinen Zimmern ihn zu sprechen verlange. Betroffen von dieser Vorladung, die ihm ein strenges Gericht zu verkünden schien, zugleich voll neugieriger Erwartung dessen, was er in den niebetretenen und stets mit Ehrfurcht betrachteten Räumen erblicken werde, folgte er seiner Führerin die enge steile Treppe hinan. Droben angelangt, öffnete Christel eine schmale alterthümliche Thür, schob den Knaben, ohne selber nachzufolgen, hinein, und nachdem sie die Thür hinter ihm vorsichtig geschlossen, stieg sie mit zögernden Schritten die Treppe wieder hinab, indem sie halblaut zu sich selber sagte: „Was fällt dem alten Herrn ein? Kann er mir nicht überlassen, die Jungen zurechtzuweisen? Er bekümmert sich ja sonst nicht um sie, und wenn die alte Christel nicht dazu thäte, so könnten sie seinethalb sauberes Unkraut geworden sein. Ist es denn am Ende ein so großes Verbrechen? Ich habe freilich himmelschreiende Angst ausgestanden, als er droben hing, Gott verzeih's mir, wie ein verzauberter Prinz oder wie eine Dohle am alten Thurm; aber Herz hat der Junge doch, das ist wahr, und kann klettern wie ein Wiesel. Ja, ein tüchtiger Junge ist es!" — Damit trat sie in ihr Stübchen, wo sie Franz vor ihrem Spiegelscherben antraf, in welchem er sich wohlgefällig betrachtete. Mit

dem Zurufe: „Naseweis!“ zog sie ihn vom Stuhle herunter, indem sie fragte, was er an seinem albernen Gesichtchen zu begaffen finde? ob sich das für einen Knaben schicke? Lieber soll er solche Ungezogenheiten begehn wie Theobald, dazu gehöre doch mehr Geschick und Keckheit. Mit einem Gesicht, auf dem ein stummes: „Für dergleichen halt' ich mich viel zu gut,“ geschrieben stand, sprang der ertappte Knabe in den Hof hinaus.

Indessen fand sich Theobald droben wie in ein großes Zauberkabinet versetzt, so seltsame Dinge erblickte er auf allen Seiten. Das ziemlich geräumige Gemach war durch die vielfachen Lieblingsbeschäftigungen seines Bewohners auf die bunteste Weise ausgestattet. Auf den wohl gefüllten Bücherschränken und mehreren größeren und kleineren Tischen zeigten sich eine Menge chemischer und physikalischer Geräthe und Vorrichtungen, daneben Globen, Fernröhre, Quadranten und ähnliche astronomische Werkzeuge. Ein pyramidenförmiger Terrassentisch lag dicht voll funkelnder Krystalle, die an der Morgensonne in allen Farben blitzten, und mehrere werthvolle Gemälde an den Wänden sahen aus breiten Goldrahmen fremd auf die gelehrte Unordnung zu ihren Füßen herab. Vor einem bepackten Arbeitstische am äußersten Fenster, den Rücken gegen das Zimmer gekehrt saß der Vater schreibend und ohne sich umzuwenden, doch nicht ohne dann und wann einen Blick in den seitswärts hängenden Spiegel zu werfen, durch den er in unveränderter Stellung den ganzen Raum übersehen konnte. Eine Zeitlang stand der Knabe in schweigender Erwartung, dann wurden seine Blicke von den unerklärlichen Gegenständen umher angezogen,

er betrachtete staunend Eins nach dem Andern und allmählig verwandelte sich auch der letzte Rest seiner Furcht in ehrerbietige Scheu vor dem Manne, der all die geheimnißvollen Dinge besaß, kannte und zu gebrauchen verstand.

Jetzt wandte sich der Oberförster um, rief Theobald zu sich und fragte ihn mild und freundlich, was ihn vermocht habe, gestern Abend eine so halsbrechende Unternehmung zu wagen. Der Knabe wußte natürlich keine bestimmte Auskunft zu geben, doch seine zusammenhanglosen Antworten schienen dem Vater verständlich genug und die unbehülfliche aber warme Beschreibung dessen, was er vor, bei und nach dem Gelingen seines Planes gesehen und empfunden, machte den Oberförster ernst und bedenklich. Lange schritt er nachsinnend auf und ab. Dann setzte er sich, stellte Theobald vor sich hin und sagte mehr zu sich selbst als zu dem Knaben: „Ich sehe es ein, liebes Kind, daß die Schuld nicht an dir allein liegt. Ich hätte eher bedenken sollen, daß du ebensowol dem Spielplatze entwachsen werdest, als du die Windeln abwarfest. Denn Körper und Geist wachsen mit den Jahren nicht blos an Umfang und Kraft, sondern entwickeln zugleich Triebe und Fähigkeiten, die, auf welche Weise es auch sei, Befriedigung verlangen. Du hast wenigstens den unschätzbaren Vortheil in diese Entwickelung nicht künstlich hineingetrieben zu sein, weder gezwungen durch die Voreiligkeit eitler Eltern, noch verlockt durch allzufrühe unnatürliche Reizungen. Du sollst auch den zweiten Vortheil haben, daß diese Andeutung der eignen Natur nicht unbeachtet verloren geht, daß nicht der Keim, der sich in ihr ankündigt, aus Mangel an Nahrung und

Pflege erstickt oder in Gift verwandelt werde. Du sollst einen Lehrer erhalten, Theobald. Und nun genug für heute:" Damit stand er auf und führte den Knaben hinaus, der zwar nur die letzten Worte begriffen, in ihnen aber hinreichenden Stoff zu freudiger Erwartung fand, die er der alten Pflegerin und dem neugierigen Gespielen sofort mitzutheilen eilte.

Einen so günstigen Ausgang der erzählte Vorfall in dieser Hinsicht genommen, einen ebenso nachtheiligen Einfluß hatte er auf das Verhältniß der beiden Knaben gegeneinander.

Die Mutterblättchen der meisten Pflanzen gleichen einander, aber das erste Blatt, daß sich zwischen ihnen herausdrängt, zeigt schon die Verschiedenheit. Wer wollte es unternehmen, schon in den Bestandtheilen der Samenkörner die Bedingnisse der abweichenden Bildung nachzuweisen? Sind doch Pflanzen derselben Gattung bis in die kleinsten Theilchen nie einander gleich. Zwei Kerne derselben Weinbeere können keine gleichförmigen Reben und Trauben erzeugen, und umsonst würde man sich bemühen aufzuspüren, was und wieviel von dieser Ungleichheit der ursprünglichen und eigenthümlichen Anlage des Keimes zuzuschreiben, oder von zufälliger, äußerer Anwirkung des Bodens, der Luft, der Stellung und Umgebung herzuleiten sei. Mit den Menschen ist es nicht anders. Wir können ihre Verschiedenheit in Fähigkeiten, Kräften und Richtungen wahrnehmen und im günstigen Falle verfolgen und darstellen, wir können vielleicht einzelnes Angeborene bezeichnen und daneben die äußerlich einwirkenden, fördernden oder hemmenden Verhältnisse darlegen; wie aber diese Elemente ineinanderspielen, im Ganzen und Einzelnen

sich verbinden oder zersetzen, Vorhandenes zerstören oder Neues erzeugen, so daß am Ende nothwendig gerade dieses so und nicht anders bestimmte Gebilde hervorgehen mußte, darüber giebt es nur Ahnungen, höchstens Vermuthungen, die sich denn auch nur andeutend und annährungsweise aussprechen lassen.

Was alle Kinder gemein haben, worin sich insbesondere Knaben gleichen mußten, die in solchen durchaus gemeinschaftlichen Verhältnissen aufwuchsen, darin unterschieden sich auch Theobald und Franz nicht. In allem Uebrigen dagegen trat bei ihnen schon sehr früh eine völlige Verschiedenheit hervor, deren Ausgangsort in der abweichenden Beziehung der Gegenstände zu dem inneren Selbst zu liegen schien, indem Theobald mehr die Dinge ansah, insofern er mit ihnen in Bezug trat, Franz dagegen mehr, insofern sie sich auf ihn bezogen. Daher begehrte jener nur die Kenntniß der Dinge, dieser deren Besitz. Theobald lebte aus sich heraus und verlor sich scheinbar an die Welt, während Franz oft die Welt vor seinem Ich verlor und sie nur soviel als möglich an sich heranzuziehen strebte. Daher hatte Franz längst ein halbbewußtes Gefühl seiner Persönlichkeit und eines ihr eigenthümlich angehörenden Kreises, während Theobald vor der Fülle der äußeren Gegenstände noch immer nicht, wenn der Ausdruck gestattet ist, zu sich selbst kommen konnte. Hatte die Aufmerksamkeit des Letzteren irgend Etwas ergriffen, so hielt sie es lange fest und suchte demselben Alles abzugewinnen was sich einer kindlichen Fassungskraft darbot, die zwar große Behändigkeit hatte, aber auch nicht ohne die Ahnung der unendlichen Fülle des Kleinsten war; wogegen Franz an irgend einem Kennzeichen der Sache ge-

nug hatte und dann sofort mit seinem Urtheile darüber voraus eilte. Daher schien sich Franz weit schneller und früher zu entwickeln als sein Genosse und da er Alles mit einer gewissen Leichtigkeit und Zuversicht angriff, auch schnell von einem Einfall auf den anderen gerieth, so wirkte seine Gesellschaft durchaus anregend auf Theobald, der sich gern den rascheren Wellen überließ, und darum auch jenem bei ihrem gemeinschaftlichen Treiben meist stillschweigend die Anführerschaft überließ. Diese übte Franz mit der ganzen Unbefangenheit eines geborenen Häuptlings, dessen Ueberlegenheit zweifellos feststeht. Und Theobalds anschmiegende, liebebedürftige Hingebung war gränzenlos. Aber der Mensch ist electrischer Natur; er will nicht bloß anziehen, er will auch abstoßen, um in wiederholter Anziehung sich dieser Kraft um so mehr inne zu werden. Diesen Reiz der Geselligkeit suchte Franz durch die Launen einer kindhaften Koketterie hervorzubringen, die dem Verhältnisse der Kinder zwar anfangs eine belebende Unruhe gab, ähnlich dem Ringen und Drängen der Pflanzenwelt, wenn der Frühling durch raschen Wechsel von Nässe und Wärme alle Keime und Knospen in Bewegung bringt, die aber im Grunde nur die Folge hatte, Franzens Gemüth gegen seinen Gefährten, der ihm dadurch zum Spielwerk ward, abzukälten, und diesem das Bedürfniß und Gefühl einer Selbstständigkeit zu geben, welche ihm Schutz und Vertheidigung gegen die steten Angriffe der Herrschsucht und des Uebermuthes seines Gespielen darbieten konnte.

So wurde Theobald durch die ersten Reibungen eines jugendlichen Zusammenlebens gleichsam auf einem Umwege zu sich selbst gebracht und entwickelte nun rasch

eine solche Selbstständigkeit und ruhige Festigkeit, daß die Rollen des Anführers und des Gehorchenden unter den Knaben bald würden vertauscht worden sein, läge es nicht in der Menschennatur, einem Wechsel dieser Art von der benachtheiligten Seite so lange als möglich zu widerstreben. Früher hatte Franz bei Bestimmung der gemeinschaftlichen Spielwerke die unbeschränkte Wahl gehabt, auf Theobald pflegte die Mühe der Ausführung zu fallen; jetzt forderte Theobald gleiches Recht der Bestimmung und von dem Genossen gleichen Antheil an Arbeit und Thätigkeit. Anfangs war Franz darüber verwundert, später verdroß es ihn. Er versuchte Alles, um das frühere Verhältniß wieder herzustellen. Als ihn aber weder Schmollen noch Schmeicheln zum Ziele bringen konnte, wollte er den Vorrang, den er thatsächlich nicht mehr festhalten konnte, doch wenigstens noch zu behaupten scheinen. Da er nicht mehr der Befehlende sein konnte, da er an Muth, Kraft und Beharrlichkeit übertroffen wurde, so wollte er doch für den Besseren und Vorzüglicheren gehalten werden, und so entwickelte sich in dem Kinde eine Selbstgefälligkeit, ein Hochmuth, wogegen die alte Pflegerin täglich zu kämpfen hatte. Nicht wenig Nahrung fanden diese Eigenschaften in einer andern Verschiedenheit der Knaben, die um so mehr hervortrat, als sie durch ihre allmählige Entfremdung veranlaßt wurden, Jeder mehr seinem eigenen Treiben nachzugehen. Theobald scheute bei seinen jugendlichen Unternehmungen keine Art Arbeit und Anstrengung und immer nur sein Ziel im Auge, vergaß er seine eigene Erscheinung, sein Aeußeres völlig. Franz aber unternahm nichts, wobei er nicht mit Leichtigkeit und einer gewissen Zierlichkeit

verfahren konnte, hielt sich alles Gewaltsame fern und wußte sich etwas auf ein nettes und geschmücktes Aeußere, weshalb er sich denn ebenfalls gewöhnte, auf seinen härteren und achtloseren Gefährten wie ein Höherer auf einen Geringeren herabzusehen.

Das Alles aber war in den Knaben wie ein bewußtloser Naturvorgang entstanden und würde schwerlich bis zu dieser Schärfe einander gegenüber getreten sein, wären sie nicht in jeder Rücksicht auf einen so engen Kreis beschränkt gewesen. Auch hatte noch immer Theobalds Gutmüthigkeit die Vermittlerin zwischen beiden gemacht. Aber das Benehmen Franzens, als er ihn in seiner Gefahr um Hülfe gerufen, hatte ihn tief gekränkt. Der Knabe fühlte sich über diese Verletzung treusamer Genossenschaft wahrhaft unglücklich, mied seinen Gefährten so viel ihm möglich war und quälte sich mehrere Tage innerlich darüber ab. In solchen Lagen indeß sagt auch dem, der noch nicht im Stande ist durch Ueberlegung zu diesem Schlusse zu kommen, meist ein natürliches Gefühl, daß es besser sei, wenn er

Mit blankem Messer und mit raschem Schnitt
Das schmerzliche Geschwür auf einmal öffnet,
Als die verderbten Säfte unter sich,
An Mark und Knochen zehrend, fressen läßt.

Er ging daher zu Franz, machte ihm Vorwürfe, und bat ihn dann: „Sag nur, daß es nicht recht war, Franz, und daß du es nicht wieder thun willst, und wir wollen uns in den Arm nehmen und uns immer lieb haben.“ Aber Franzens Eitelkeit war verwundet worden. Daß die alte Pflegerin über Theobalds Gefahr viel zu sehr gejammert, daß sie ihm dessen keckes

Wagniß zu seiner eignen Herabsetzung gepriesen, daß Theobald deshalb Gegenstand der allgemeinen Theilnahme gewesen, ja, daß er darüber auf des Vaters Zimmer geführt worden war, und nicht einmal, um dort bestraft zu werden, vor Allem, daß Theobald ungeahndet gelungen war, wovor er selbst sich entsetzt hätte, — dieß Alles konnte er ihm nicht verzeihen. Er antwortete daher auf dessen Bitte nichts als: „Hast du allein ohne mich da hinauf klettern können, so kannst du nun auch ohne mich fertig werden;“ ließ den Zwiefachgekränkten dann stehen und lief pfeifend in den Garten. So wurde der Riß breiter als vorher und wenn gleich der Unfrieden zwischen ein paar Knaben dieses Alters, die so ganz auf einander beschränkt waren, äußerlich bald wieder ausgeglichen schien, so blieb doch ein Zündstoff zurück, der bei der ganz entgegengesetzten Eigenthümlichkeit der Kinder oft genug Gelegenheit fand, in Flammen aufzuschlagen.

Endlich kam der Lehrer an.

Der Vater hatte sich um Zuweisung eines passenden Erziehers an einen alten Freund in der Universitätsstadt Halle gewandt und dessen Wahl war auf einen jungen Mann, Namens Walther Wisart gefallen, der den Antrag mit Freuden angenommen hatte.

Walther war in der alten Reichsstadt Nürnberg geboren, wo seine Eltern, deren einziges Kind er war, als wohlhabende Bürgerleute gelebt hatten. Nachdem er sie früh verloren, fand sich, daß ihm ein ziemliches Vermögen zugefallen war, dessen Ertrag nicht allein eine vielseitige Ausbildung ermöglichte, sondern ihm auch für die Zukunft ein behagliches, sorgenfreies Leben sicherte, und da er große Neigung und Fähigkeit

zu wissenschaftlichen Dingen zeigte, so sorgten seine Vormünder für eine tüchtige, gelehrte Erziehung und ließen ihn später die Hochschulen von Heidelberg und Halle beziehen. Sein Ererbtes überhob ihn der Nothwendigkeit den Acker seines Geistes für ein bestimmtes Brotstudium zu pflügen und zu besäen, er war daher in Bearbeitung und Bepflanzung desselben nur seiner Neigung gefolgt, und hatte er sich gleich eine Zeitlang den theologischen Wissenschaften und darnach der Philosophie gewidmet, so war er später doch wieder zu den eigentlich sprachwissenschaftlichen Lehrfächern zurückgekehrt, in deren freierer, geschmackvollerer Behandlung er sich der jüngeren Schule der Herder, Heyne, Wolf und Aehnlicher angeschlossen hatte. Allein sein kindlicher Sinn, sein warmes Naturgefühl und eine gewisse Unzulänglichkeit in Auffassung des rein Kunstartigen hinderten ihn, die völlige Verschmelzung höchster Form mit unmittelbarer aber gesteigerter Natur wahrzunehmen und anzuerkennen. Daraus entsprang seine vorwaltende Neigung für alles Ursprüngliche, ja Anfängliche, und nur wo dergleichen unbekleidet heraustrat, konnte er in seinem Sinne sagen, daß er die Werke der Alten wahrhaft verstand und empfand. Deshalb setzte er unter Anderm bei den Griechen Homer und Herodot weit über Sophokles und Thukydides. Diese Richtung führte ihn zu noch einer Liebhaberei, die ihm zwar zu unserer Zeit nicht verargt werden würde, die aber vor vierzig Jahren dem Standorte eines Gebildeten und Gelehrten für so unangemessen galt, daß er sie wie etwas Verbotenes nur in tiefster Verborgenheit zu treiben sich gestattete. Diese Vorliebe ging auf das, was die ältere Gelehrsamkeit jener Zeit die Pöbellite=

ratur zu nennen pflegte, auf diejenigen Schriften und Gedichte, die man jetzt Volksbücher und Volkslieder nennt und die neuerlich durch die Bemühungen geistreicher vaterländischer Männer vielfach zur Sprache und Kenntniß gebracht sind. Gerade in diesen Erzeugnissen konnte er sich des ungestörten Wirkens von Stoff und Gehalt am unmittelbarsten erfreuen, und er that es mit einem Enthusiasmus, der durch das Geheimniß nicht wenig verstärkt wurde, mit welchem er diese Genüsse aus einer falschen Schaam umkleidete. Die Quelle dieser Schaam aber war ein leiser Anflug von Pedanterie, der jenem Enthusiasmus zugleich ein wohlthätiges Gegengewicht darbot.

Noch zweierlei verbarg Walther aus ähnlichen, obgleich nicht denselben Gründen, selbst vor näheren Bekannten, seine religiöse Ueberzeugung und seine dichterischen Versuche.

In Betreff der Ersten hatte er eine durchaus mystische Richtung genommen im tiefsten und schönsten Sinne dieses Worts. Er hatte das in sich erlebt, was die Frommen eine Erweckung durch den heiligen Geist nennen, und dieses Erlebniß hatte nicht blos einen bleibenden Eindruck auf sein Gemüth gemacht, sondern in ihm zugleich eine Fülle der inhaltreichsten und erhabensten Ideen hervorgerufen. Ein planloses Herumbangen an und in der Empirie, hatte ihn früher aus einer Wissenschaft in die andere geworfen, ohne daß Eine derselben ihm den Mittelpunkt geben wollte, von welchem aus sich ihm die verwirrenden Räthsel der Welt und des Lebens in eine klare beruhigende Harmonie hätten auflösen können. Mochte er die Berechnung anstellen von welchem Standorte er wollte, immer blieb

ihm ein ungeheurer Bruch für die Menschheit folglich auch für ihn selbst übrig. Er sah endlich keinen Ausgang, als diesen Bruch für die Grundzahl alles Daseyns anzuerkennen; da ergriff ihn eine entsetzliche Bangigkeit vor diesem trostlosen Ergebnisse. Er war der Verzweiflung nahe. Aber wie geschrieben steht: „Der Wind wehet wo er will und sein Getön hörst du, doch nicht weißt du, woher er kommt und wohin er fährt: also ist jeder aus dem Geiste Geborene,“ — so geschah es auch ihm. Er lag im Freien auf dem Rasen, unter einer blühenden Linde, als es plötzlich in ihm dawar, wie durch eine in ihn hineinwirkende Gewalt. Es war kein Denken, kein Empfinden, kein Wollen; es war ein dieses Alles umfassendes, von seinem ganzen geistigen Dasein ausgehendes Innewerden des ewig liebevollen Urwesens, in dessen Allleben er sich gleichsam erhoben und aufgelöst fühlte. Der selige Zusammenklang alles Lebens und Wirkens in dem Einen ging wie ein mächtiges Leuchten durch sein ganzes Innere, und in diesem Glanze waren ihm alle Geheimnisse offenbar, alle Räthsel gelös't, alle Fragen beantwortet. Es war ein Blick in die Tiefen der Gottheit, ihr verborgenstes Wollen und Walten enthüllend. Wie mit leiblichen Augen sah er das Feuer des Ewigen durch die Adern alles Lebendigen strömen, und es entfesselnd und verherrlichend zu sich zurückzuführen. Und dieses Ereigniß', das mit so überraschender Klarheit, mit so überzeugender Unmittelbarkeit ihn überkam, eröffnete ihm in demselben Augenblicke endlose Gedankenperspectiven nach allen Richtungen hin, während es zugleich seinen Gefühlen eine niegekannte Tiefe und Fülle gab und seine Willenskraft mit einer dergestalt aus ihr

selbst hervorquellenden Gewalt auf das Eine Gute hintrieb, daß Freiheit und Nothwendigkeit mit einem beseligenden Kusse über ihm ihre ewige Vermählung feierten.

Wie ein Blitz war dieses überirdische Licht in Walther hineingeschlagen, ebenso schnell war es wieder verschwunden, aber es hatte gezündet. Zum ersten Male verstand Walther die Rede von der geistigen Wiedergeburt. Er erkannte, daß der Ruf der erlösenden Gottheit an ihn ergangen war, und suchte dessen Auslegung in den heiligen Büchern der Christen, aus denen ihn ein neuer wunderbarer Geist anwehete. Hier fand er die Entfesselung, Verherrlichung und Zurückführung des Göttlichen im Menschen an der Einen, demüthig erhabenen Gestalt vollendet, und auf diese wandte sich sein ganzes Gemüth mit einer unbeschreiblichen Liebe. Das, was der Mensch sein sollte, ward ihm immer klarer. Aber inmitten dieser Helle fand er plötzlich die Finsterniß. Eine zweite Erregung kam über ihn, aber ganz anders, als die erste. Es war ein schwarzer und schrecklicher Augenblick, als er sah, wie Lüge und Irrthum, verderbte Leidenschaft und selbstisches Streben ihre Wurzeln durch sein ganzes Innere geschlagen hatten und mit ihm verwachsen waren, als er erkannte, daß dieses Verderbniß nicht etwa nur den leicht zu bändigenden sinnlichen Neigungen, sondern den innersten geistigen Trieben und Begierden eigen sei. Ein ungeheueres Grauen vor ihm selber ergriff ihn, so daß er in den tiefsten Jammer versank über das an ihm zerstörte Gottesbild.

Aber er fand sich nicht hülflos. Die Liebe zu jener menschlich-übermenschlichen Gestalt, die von ihr aus-

quellenden Beruhigungen und Verheißungen erquickten und stärkten ihn; durch sie gelang es ihm die zerstreuten Funken, welche die erste wunderbare Entzückung in ihm zurückgelassen, zu sammeln und anzufachen, an ihnen alle Thätigkeiten seines Geistes anzuzünden, und dadurch allmählig einen Frieden, eine Klarheit, eine Zuversicht zu gewinnen, die er früher kaum geahnt hatte. Auf diesem Wege nun fortschreitend, auf ihm sich sowol innerlich als in seinen Bezügen nach Außen befestigend, gewahrte er zu seinem Entzücken, daß ihm eine annähernde Wiederholung jenes ersten segenvollen Zustandes möglich und immer leichter ward, und indem er so gleichsam zu einem unmittelbaren Verkehr mit der Gottheit öfter zurückkehrte, wandte er sich nun auch mit neuem Sinne wieder auf die Welt und ihre Erscheinungen zurück.

Unter Wisarts Lehrern und Gefährten herrschten über diese Dinge so völlig andere Ansichten, daß er sich nicht überwinden konnte, irgend Jemanden darin zu seinem Vertrauten zu machen. Theils fürchtete er eine roh entweihende Betastung dessen, was ihm heilig war; theils scheute er Mißverständnisse zu erregen, da er wol fühlte, wie viel er noch zu streben und zu erreichen habe, um hierin zu einem selbstständigen Ganzen zu gelangen; zumeist wehrte ihm eine innere Schaam; Er wollte in diesen Dingen nicht besser zu sein, nicht tiefer zu blicken scheinen, als Andere, die ja auf ihrem Wege eben so wol Recht haben, eben so wol zu dem höchsten Ziele gelangen konnten, ohne daß er von seinem Standorte aus diesen Weg für den rechten und würdigen anerkennen durfte.

Noch müssen wir Walthers dichterischer Unterneh-

mungen um so mehr erwähnen, als wir den Leser nicht mit Proben derselben zu behelligen gedenken. Sie bestanden in lyrischen Denkmalen besonders erregter Augenblicke, entweder im unmittelbaren Ergusse oder in eng eingerahmten Begebenheiten und Zuständen bestimmter Gestalten ausgesprochen, kurz in dem, was man Lieder und Romanzen oder Balladen nennt. Die Natur war darin frisch und warm angeschaut, menschliche Verhältnisse waren innig wenn auch weniger klar empfunden, die Täuschungen des Lebens und das Vorüberfliehen seiner Erscheinungen oft mit ergreifender Wehmuth ausgesprochen; allein überall trugen sie das Gepräge der Anfänglichkeit, die Reife der Durchbildung mangelte, und trotz einer reinlichen und gemüthlichen Ausführung mußte eine epigrammatische Gegenstellung der Bilder und Gedanken nur die Unzulänglichkeit des Dichters in der productiven Steigerung der inneren Form verdecken; schienen endlich all diese Eigenschaften auch gewissermaßen gerechtfertigt durch einen glücklich gehaltenen und in's Edle gebildeten Volkston, so fühlte sie der Dichter selbst doch dunkel, und dieses Gefühl vermehrte noch die Scheu, mit seinen Hervorbringungen im Kreise seiner Bekannten, geschweige vor einem fremden und strengen Publikum aufzutreten.

Alles dieß gab Walthers Wesen etwas Geheimnißvolles, das den ihm anvertrauten Knaben eine scheue Ehrfurcht einflößte, während es sie zugleich innerlich anzog. Durch Freundlichkeit, Geduld und eine fast kindliche Herzlichkeit wußte er ihre Liebe und ihr Vertrauen zu gewinnen und ihnen die neuen Beschäftigungen lieb zu machen; durch Ernst und Beispiel gelang es ihm, sie an Regelung ihrer Zeit und ihres Treibens

zu gewöhnen. Schneller, als er anfangs gehofft hatte, schritten die Knaben unter seiner Leitung fort. Den größten und nachhaltigsten Einfluß äußerte jedoch Walthers Art und Wesen auf Theobald, weshalb uns denn auch eine genauere Bekanntschaft mit seiner Persönlichkeit erforderlich schien. Denn in der Richtung, in welcher der Gärtner die noch weichen, biegsamen Reben anheftet, verharren und erstarken sie; mag man ihre späteren Nachwüchse beschneiden und anders ziehen, die Grundgestalt des Weinstocks ist dann nicht mehr zu ändern. Die nachfolgende Lebensentwickelung Theobalds zeigte es, daß diese Jugendeindrücke Keime in ihm belebt hatte, deren Aufgehen durch vielfache Einflüsse anderer Art eine Zeitlang hinausgeschoben, nicht aber gänzlich unterdrückt werden konnte.

Die Ungeübtheit Walthers in dem übernommenen Erziehungsgeschäfte und sein äußerst lebhaftes Interesse daran hätten ihn leicht zu den schädlichsten Mißgriffen verleiten können, denn nichts ist verderblicher als Eifer ohne Einsicht; aber Besonnenheit und angeborene Anlage zum Erzieher lehrten ihn bald den richtigen Gang. Die Kinder keineswegs überhastend, brachte er nur Gegenstände in ihren Gesichtskreis, deren sie sich zu bemächtigen im Stande waren; diese aber suchte er ihnen so zu nähern, daß jeder der Knaben das seiner Natur Zusagende sich davon aneignen konnte, wobei er dann den Einzelnen treulich zu fördern sich bemühte. Seine Lehrart wich sowol von dem Althergebrachten, als von der damals beliebten Weise vielfach ab. Zu jener Zeit hatte sich die Meinung verbreitet, man hört sie auch noch wol äußern, daß man den Kindern, das was sie lernen sollten auf eine ergötzliche und spielende Weise

gleichsam unmerklich beibringen müsse. Dieß schien Wisart gänzlich verkehrt. „Gewöhnt man die Kinder das Ernste als ein Spiel zu behandeln,“ sagte er zu dem Oberförster, „so verwirren sich nur ihre Begriffe über diese Gegensätze des Lebens und sie werden einst auch mit dem Dasein und seinem Ernste Spiel treiben, oder das Unwichtige, das Spiel des Lebens als das Ernste und Wichtige betrachten, so aber in keinem Falle zum rechten Leben gelangen. Zwar sagt der Dichter:

Wenn ich den Scherz will ernsthaft nehmen,
So soll mich Niemand drum beschämen,
Und wenn ich den Ernst will scherzhaft treiben,
So werd' ich doch immer derselbe bleiben;

aber wo das gelten soll, muß schon ein Charakter vorhanden, nicht aber erst im Werden begriffen sein.“

Ueber die Abweichung seiner Lehrweise vom Altherkömmlichen äußerte er sich also: „Manche Lehrgegenstände, Herr Oberförster, sollen fast nur eine Form überliefern und einprägen, wie die Sprachen; bei anderen kommt es fast allein auf den Inhalt an, wie bei Geschichte, Erd- und Völkerbeschreibung, Naturlehre. Die Ersteren sind schwer und fordern eine ununterbrochene Anstrengung sowol des Gedächtnisses als der Urtheilskraft; sie geben erst spät Genuß. Die Andern dagegen können und müssen schon durch vereinzelte Zurechtlegung ihres Inhalts eine anziehende Unterhaltung gewähren, sonst wird das, worauf es bei ihnen ankommt, von Kindern weder begriffen noch mit Nutzen erlernt. Durch eine richtige Lehrart lernen die Kinder bei den Ersteren unmerklich den Werth der Methode, bei den Letzteren die Wichtigkeit des Gegenstandes

schätzen. Aber eben weil die Ersteren schwierig sind und Anhaltsamkeit verlangen, darf man die Kinder nicht mit mehren derselben überhäufen und sie durch das Ueberspringen von Einem zum Andern verwirren. Können die Knaben also erst lesen und schreiben, so werden sie zunächst die lateinische Sprache erlernen müssen, und zwar mit Ernst und Eifer und ohne etwas Anderes daneben zu treiben, als eine geeignete und mäßige Zugabe von den Wissenschaften der zweiten Gattung. Erst wenn sie im Lateinischen alle Schwierigkeiten der Form und des Verständnisses überwunden haben, werden wir zu einer anderen Sprache übergehen."

„Aber die deutsche Sprache?" fragte der Oberförster.

„Diese richtig zu schreiben, werden die Knaben während des übrigen Unterrichts allmählig lernen; einen richtigen Ausdruck müssen sie sich schon im Sprechen angewöhnen. Styl aber und schriftliche Behandlung eines Gegenstandes kann erst das Erzeugniß ihrer ganzen Entwickelung sein. Ein angelernter, und wäre es der Styl Plato's oder Göthe's, ist immer nur eine Art Curialstyl und kann nie den eigenen ersetzen."

„Zu meiner Zeit dachte man anders hierüber," versetzte der Oberförster, „allein ich überlasse Ihnen die Leitung der Knaben ganz. Sie werden aber doch den Religionsunterricht nicht ausschließen, und überhaupt für Alles bestimmte Lehrstunden ansetzen?"

„Das Letztere gewiß," erwiederte Walther, „nur nicht in Betreff der Religion. Diese muß den Kindern nicht als Gegenstand der Lehre, sondern als Gegenstand des Lebens mitgetheilt und mehr anregend in ihnen erweckt, als systematisch überliefert werden. Nur

für das Geschichtliche derselben, werde ich eine Sonntagsstunde bestimmen, zur Mittheilung des Uebrigen aber Augenblicke und Stimmungen bei den Knaben wahrnehmen, in denen ich sie besonders zugänglich dafür finde."

Nach diesem Plane begann der Unterricht der Knaben und er bewährte sich durch die raschen Fortschritte, die sie in wenigen Jahren machten. Die Verschiedenheit Beider trat aber auch hierbei hervor. Franz eilte Theobald anfangs immer voraus, allein wenn ihn dieser später einholte, fand sich, daß er einen bei weitem tüchtigeren und festeren Grund gelegt hatte, auf dessen Unterlage er dann seinen Genossen schnell überholte und hinter sich zurückließ.

Die übrige Erziehung der Knaben im Leben und für's Leben, für's Sittliche und Sittige, Schöne und Rechte, für ihr Zusammenleben mit Menschen und Natur war heiter, kräftig und verständig, konnte aber ebenfalls nicht hindern, daß Beide, wie übereinstimmend im Ganzen auch ihre sonstige Ausbildung war, eine durchaus verschiedene Gemüthsart entwickelten.

Theobald verehrte und liebte seinen Lehrer, der sich beiden Knaben mit herzlicher Zuneigung widmete, bis zur Schwärmerei. Er war glücklich in dem Gefühle, sich an eine ihm so weit vorangeschrittenen Persönlichkeit ganz verlieren zu können und gab sich dem Triebe dazu so sehr hin, wie es kein Anderer gedurft hätte ohne seine ganze Eigenthümlichkeit aufzugeben. Aber Theobald glich nicht dem geschmolzenen Metalle, das sich von Außen herein an einer gegebenen Form verhärtet, sondern der Salzauflösung, die von Innen heraus ihre Krystalle nach eignen Gesetzen bildet und nur

die Richtung dieser Anschüsse von äußeren Einflüssen leiten läßt. Entschlossenheit, Kraft und Ausdauer schienen ihm angeboren und mit solcher Ursprünglichkeit in ihm zu wirken, daß er sie nach allen Seiten hin verschwendete ohne anders, als sehr spät, an ein Ziel zu denken. Sah er seinen Weg zu irgend einem Ziele verfehlt, so war er keineswegs unmuthig. Seine gesunde Natur warf ihn, wie ohne sein Zuthun, schnell wieder in die rechte Bahn. Was er mit dem Leben und im Leben eigentlich wolle, darüber fragte sich der Knabe nicht, und als ihm diese Frage durch die Betrachtung anderer Lebensgänge aufgedrängt ward, suchte er umsonst darüber zur Klarheit zu kommen. Die Bestimmung mancher Kinder kündigen Trieb und Fähigkeit oft früh an, aber die sorgfältigsten Beobachtungen des Lehrers konnten in Theobald keinen Anknüpfungsort für seinen künftigen Lebensfaden entdecken. Alles schien Gegenstand seiner Neigung werden zu können, alles Lebende erregte seine wärmste Theilnahme. Bis zu Thränen konnte ihn der stumme Schmerz eines Thieres bewegen, während er eignen Schmerz standhaft aushielt. Da den Zöglingen jetzt die ganze Umgebung in Berg und Thal zugänglich war, so konnte Theobald nicht müde werden, der rauh schönen Gebirgsnatur und ihren mannigfaltigen Producten seine forschende Aufmerksamkeit zuzuwenden, und es wiederholte sich an ihm dieselbe Erscheinung, die wir schon früher wahrnahmen, daß ihn nämlich die unerschöpfliche Fülle der Welt gleichsam überwältigte; indem so aber seine Geistesthätigkeiten vielfach in die Weite verstreuet wurden, glichen sie gleichwol nur dem Bienenschwarm, der sich auflöset und überall hin vertheilt, um mit dem Köst-

lichsten bereichert sich wieder zusammen zu finden und damit das gemeinschaftliche Gehäuse duftend zu füllen.

Anders war es mit Franz. Auch er ehrte seinen Lehrer und gehorchte ihm, aber mit einer gewissen freien Gegenüberstellung. Er betrachtete ihn als das achtungswerthe Mittel, das ihm zu eigener Auszeichnung verhelfen konnte, und wenn er sich zugleich um seine Liebe bewarb, so war es eifersüchtiger Ehrgeiz, der ihn seinem Gefährten darin nicht nachstehen lassen wollte. Er wandte sich Walthern zu, wie die Pflanze dem Fenster, die auch nicht das Glas sucht, sondern das Licht, das dieses durchläßt. Als der Lehrer an dem Knaben die frühe Entwickelung von Selbstgefälligkeit und Ueberhebung kennen lernte, suchte er diese Fehler mit Ernst auszurotten, es gelang ihm jedoch nur, sie in einen rücksichtslosen Ehrgeiz zu verwandeln. Nur wo dieser Befriedigung fand, zeigte Franz Ernst und Ausdauer, und diesen Ehrgeiz einst auch im bürgerlichen Leben zu befriedigen, war bald sein bestimmt gestecktes Ziel; jede höhere Stufe, jeder Fortschritt schien ihm nur deshalb Werth zu haben. Vergaß Theobald noch immer sein eigenes äußeres Erscheinen und Benehmen, so ließ der Lehrer kein Wort darüber fallen, das für Franz verloren gewesen wäre. Alles dessen, was ihm vor Andern einst einen Vorrang sichern konnte, suchte er sich mit Eifer zu bemächtigen. Er lebte in einem steten Vordringen nach Künftigem, zu Hoffendem, in einer stets voraushaschenden Leidenschaftlichkeit. Wo seine Theilnahme und Liebe uneigennützig hervorbrach, flammte sie anfangs prasselnd auf, im Fortgange konnte sie das Geringste stören, so fiel sie kalt wie eine ausgebrannte Rakete zurück. Mehrere auffallende Erleb-

nisse dieser Art, die zufällig in kurzer Zeit zusammen=
trafen, verursachten ihm ein so heftiges Schaamgefühl,
daß der Knabe vorsetzlich darauf ausging, die leichte
Erregbarkeit seiner Gefühle abzutödten, und es gelang
ihm wenigstens, sie bedeutend zu erschlaffen.

So entwickelten sich die Knaben nach und nach, und
Wisart, dem seine Beschäftigung so wie seine Umge=
bung immer lieber wurden, je mehr Früchte er von
jener sah und je genauer er sich mit dieser befreun=
dete, hielt treulich ein Jahr nach dem anderen mit
ihnen aus.

## Drittes Kapitel.

> Nimmt dir der Himmel, so giebt er; erkenne nur, wie er es füget!
> Tröstet dich, wenn er dich schlägt, segnet dich, wenn er versagt.

Die Jugend ist unerschöpflich wie an Beweglichkeit so an Bewegungsmitteln. Sie ist wie ein Strom, der seine Wellen unaufhörlich ergießt, unaufhörlich von neuen Fluthen schwellt, und durch die Adern unbekannter Gebirge rauschend, in ihnen den kostbaren Goldsand losplätschert, den er hinabwälzt in die ebenen Thäler, wo die Vernunft ihre Goldwäschereien anlegt. Aber auch der ergiebigste Paktolus spült endlich seine Goldminen leer, wenn ihn nicht eine gewaltsame Erschütterung des Gebirges in neue reichere Klüfte hineindrängt. Es ist dafür gesorgt, daß er darum das Gebirge nicht wegschwemmt und mit dem Nährer seiner Quellen sich selbst den Untergang bereitet, so gut wie dafür gesorgt ist, daß die alte Erde zur rechten Zeit sich rütteln muß, um den Fluthen andere ergiebige Bahnen aufzusprengen. Die Jugend bedarf gewaltsamer Anwirkung, damit ihre Gegenwirkung geweckt und geübt werde. Würde sich die kernhafte Eiche, die stolze Tanne zu

ihrer eigenthümlichen Vollendung entwickeln, wenn Sturm und Gewitter den Weg zu ihr nicht fänden, wenn Regenguß und Frost von ihrem Berge umkehrten? Sie bleiben nicht aus. Auch dafür ist gesorgt.

An den Knaben, deren Entwickelung wir bisher betrachteten, sollte sich dies bewähren, als sie kaum das zwölfte Jahr überschritten hatten.

Es war schon ein erschütternder Schlag für sie und vorzüglich für Theobald, als die getreue Pflegerin ihrer ersten Jahre erkrankte und kurz darauf starb. Die alte Christel war ein einfaches, verständiges und redliches Weib und den Kindern von jeher mit mütterlicher Sorgfalt zugethan gewesen. Die Fremde die an ihren Platz trat, konnte ihnen die Verlorene nicht ersetzen. Jeder hat seinen bestimmten Schatz an Liebe und Wohlwollen und fühlt sich gedrängt, ihn in dem Kreise, dem er durch innere oder zufällige Verbindung angehört, auszuleihen. Je kleiner dieser Kreis, um so größeres Darlehn fällt auf den Einzelnen. Der Tod aber macht unsere bewährtesten Freunde zu bösen Schuldnern über dieß Anvertraute, und hegen wir gleich die Zuversicht, daß das edle Kapital durch ihn nicht verloren geht, so sehen wir doch die Zinszahlungen, deren Betrag den Unterhalt unserer besten Gefühle ausmachte, einweilen gehemmt, und es bleibt nur die Aussicht, an jenem ernsten Termine, zu welchem uns der strenge Gerichtsbote vorzuladen nicht vergessen wird, Ersatz für unsere Einbuße zu erwarten. Und Ersatz mit Wucher ist uns verheißen. Diese Verheißung war es, deren Gewißheit und Werth Walther den trauernden Knaben eindringlich machte, während er nicht ahnte, daß sie ihrer bald in einem noch härteren Falle bedürfen sollten.

Der Oberförster kannte würdigere Besitzthümer, als die sind, um welche sich die heutigen Menschen müde rennen. Ihm waren die tausend Künste unbekannt, durch welche man damals schon ein mäßiges Auskommen mit Angst und Hast zu steigern trachtete. Aber auch in Anwendung derjenigen Mittel, welche einen ruhigen Besitz sichern, mußte er sich auf Fremde verlassen. Er wurde durch Menschen, die seines vollkommenen Zutrauens theilhaft aber unwürdig waren, verleitet, seine ganze Habe sammt dem Werthe von Friederstein Händen anzuvertrauen, die unter dem Mantel eines vorgespiegelten Unglücks sich nur darnach ausstreckten, aus fremden Taschen ihre eigenen zu füllen. Der Anschlag dieser Menschen auf den arglosen Einsiedler im Gebirge gelang so sehr, daß die unvermeidlichen Folgen eines einzigen Tages ihn all seines Eigenthumes, sogar seiner geliebten Bücher und Instrumente berauben mußten. Nur sein geringes Dinsteinkommen fiel nicht in die Wagschale der hintergangenen Gerechtigkeit. Dieser schonungslose Schlag traf ihn so wolberechnet und unerwartet, daß ihn all seine Philosophie nicht aufrecht halten konnte. Sein vollsaftiger und durch die vorgerückten Jahre schon entkräfteter Körper erlag. Ihn traf ein Schlagfluß, den der herzugerufene Arzt für lebensgefährlich erklärte. Der alte Herr schien sich zwar von diesem Anfalle bald wieder zu erholen, allein er selbst hielt seine Tage für gezählt, und bereitete sich zum Abscheiden. Sobald er wieder zu einigen Kräften gekommen, setzte er einen Brief an den Mann auf, in dessen Hände er nun das Schicksal der Knaben legen zu müssen glaubte. Es ist zum Verständniß späterer Begebenheiten nothwendig, dieß Schrei-

ben, das mühsam, unter häufigen Anwandlungen von Ohnmachten und mit zitternden Händen auf das Papier gebracht wurde, vollständig mitzutheilen. Es lautete folgendermaßen:

An den Herrn Freiherrn Korn zu Wendenschlag,
an der Aller im Lüneburgischen.

Ew. Hochwohlgeboren werden sich entsinnen, in welchen engen Verbindungen der Unterzeichnete vor Jahren mit Dero Familie, insonderheit mit Dero Herrn Lehnsvetter, dem unglücklichen Herrn Baron Korn zu Schlotwasser gestanden. Auch können Denselben die Schicksale dieses beklagenswerthen Mannes nicht unbekannt sein, durch dessen unstäte und verlockende Gemüthsart eine der würdigsten Personen fürstlichen Standes ihren Untergang fand. Ob und wo dieser Verlorene jetzt lebt, ist mir leider schon seit Langem nicht bekannt; wenn es dieß aber auch wäre, so würde ich es dennoch für gerathen erachten, sein Geheimniß in die Seele eines Mannes niederzulegen, bei dessen unbestechlicher Rechtschaffenheit es am besten bewahrt sein dürfte. —

Herr Baron! meine Kräfte gestatten mir nur geringe Anstrengung und mit Mühe fasse ich meine Gedanken zusammen. Ein Schlagfluß hat mir unlängst die Stunde meines baldigen Abscheidens angekündigt, täglich befürchte ich eine ernstere Wiederkehr dieses Anfalls. Darum muß ich mich kurz fassen, so Vieles ich Ihnen auch zu eröffnen habe, nicht zweifelnd, daß auch dieß Wenige Sie veranlassen wird, einem Manne, der die letzte Stunde vor Augen sieht, Dero persönliche Gegenwart mög=

lichst bald zu schenken, um mündlich von ihm zu erfahren, was er nur Ihnen mitzutheilen sich getrauet.

Herr Baron! Ihr Vetter, Franz Freiherr Korn zu Schlotwasser, ist oder war mit der genannten hohen Person durch priesterliche Einsegnung ehelich verbunden. Der Sohn dieser geheimen Ehe ist mir anvertraut worden. Ich habe für seine Erziehung bestens Sorge getragen und möchte gern noch selbst ihn den Händen seines rechtschaffensten und ehrenwerthesten Verwandten überliefern.

Eilen Sie, Herr Baron! Kommen Sie! Meine Umstände sind zerrüttet — meine Kräfte verlassen mich. Kämen Sie nicht — doch ich kenne Sie und weiß, ich werde Sie noch sehen.

Bis dahin mein vorletztes Lebewohl.

Ew. ꝛc.

Friederstein, am **10.** Mai **1802.**

F. W. Otten. O. F.

Dieser Brief ward von Walthern in Gegenwart des Kranken versiegelt, mit der Aufschrift an den Baron versehen und eilig auf die nächste Poststation befördert.

Traurige Tage folgten diesen Vorgängen. Ohne besonderes Dazwischentreten der höchsten Behörden würden sie noch niederschlagender gewesen sein. Diese hinderten aus besonderer Zuneigung für den alten treuen Diener jedoch, daß die Gerichte sofort einschritten; am Genesen oder Sterben sollte er wenigstens nicht gestört werden. Indeß vermehrte sich seine Entkräftung zusehends. Die Knaben lebten in Angst und dumpfer Erwartung, unbekümmert um den Frühling, der im

Thale und auf den Bergen in heiterster Pracht hervorbrach. Der Lehrer war meist um den Kranken beschäftigt.

Eines Abends befahl der Oberförster, Feuer im Kamine anzuzünden, und bezeichnete Wisart dann ein Schubfach seines Schreibschrankes, das er ihm an sein Lager zu bringen bat. Es war mit mehreren größern und kleineren zugebundenen oder versiegelten Packeten angefüllt. Zwei derselben, eins mit vier, das andere mit fünf Siegeln verschlossen, nahm der Kranke heraus, und legte sie neben sich, die übrigen gab er Walthern zurück, mit der Bitte, sie in's Feuer zu werfen.

„Es ist eine traurige Pflicht der Freundschaft und der Liebe," sagte er, „die Sie für mich versehen müssen, lieber Wisart. Das Feuer vernichtet in diesen Papieren die Denkmale von Zeiten und Verhältnissen, die ich um keinen Preis nochmals durchleben möchte, so wenig ich ihr Andenken auch entbehren könnte. Ja, fast mein ganzes Dasein und was an ihm Gutes und Schlimmes war, ist darin niedergelegt. Aber wie die Copie in Rauch aufgeht, wird es das Original auch bald. Vieles und Seltsames hab' ich erlebt. Ach, lieber Freund, meine Jugend, meine Wünsche, meine Hoffnungen und Aussichten, deren letzte Reste dort verkohlen, gingen auch einst höher, als bis zu dieser alten Burg, und ferner hinaus, als bis zu diesem Markstein meiner Zeitspanne. Mit den edelsten, mit den besten Menschen hab' ich einst für alles Höchste geschwärmt, mit offenen Augen haben wir in's Leben gelacht, uns unvergängliche Liebe geschworen. Aber wie heißt es? Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom, und sind wie ein Schlaf; gleichwie ein Gras,

das doch bald welk wird; das da frühe blühet und des Abends abgehauen wird und verdorret. Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz." —

Während der Greis dieß leise und abgebrochen sprach, und in Erinnerungen eines vielbewegten Lebens versunken, ein Packet nach dem andern in Flammen aufgehen sah, betastete er mit den Händen die beiden Päckchen, die er neben sich liegen hatte, und fuhr plötzlich erschrocken in die Höhe. „Halten Sie inne!" rief er. „Ich fürchte mich geirrt zu haben. Meine Augen verlassen mich. Um Gotteswillen, lesen Sie die Aufschriften dieser Päckchen."

Wisart eilte herbei und las: „Beweisstücke über die vollzogene Ehe des Baron Franz Korn nebst dessen ersten Briefen."

„Gut, gut," sagte der Kranke in ängstlicher Hast, „aber das Andre! das Andre!"

„Letzte Briefe der Prinzessin Julie."

„Gerechter Himmel!" rief der Alte. „Ich fühlte wol, daß hier nur vier Siegel waren. O, wenn es verbrannt wäre! Sehen Sie nach! es muß noch ein Packet da sein mit fünf Siegeln."

Gespannt, beklommen, in der heftigsten Aufregung stemmte der Kranke sich auf seinem Lager auf, während Wisart die wenigen noch übrigen Päckchen nachsah. Alle waren entweder gar nicht oder nur einfach gesiegelt, und Wisart erinnerte sich, daß ein Fünffachgesiegeltes das erste war, das die Flammen zerstörten.

„So sei uns Allen Gott gnädig!" rief der Greis auf diese Nachricht aus und sank mit einem schwachen Schrei rückwärts auf das Lager. Erschreckt und verwirrt schüttete Wisart hastig den noch übrigen Inhalt

des Kastens in die Glut, warf ihn zur Seite und sprang zu dem Krankenlager. Der Kranke lag erstarrt, stumm und empfindungslos, schwer und mit Stöhnen athmend, die Augen geöffnet, aber ohne Sehkraft. Die Haushälterin, die Wärter wurden herzugerufen. Einer der Jäger eilte fort zum Arzte. Der Anfall war heftig und dauerte lange, und als der Arzt tief in der Nacht erschien, erklärte er, daß sich der Schlagfluß wiederholt habe und ein baldiges Ende vorauszusehen sei.

Am folgenden Morgen stellte sich die Besinnung wieder ein, die Nerven schienen einige Spannkraft wiederzuerhalten; man wagte es, dem Kranken die Ankunft eines fremden Jägers mitzutheilen, welcher den Baron Korn von Wendenschlag anmeldete. Der alte Herr ward durch diese Nachricht heftig aufgeregt. Durch Winke und abgebrochene Worte gab er zu verstehen, daß er den Angemeldeten schleunigst zu sehen wünsche, daß man zugleich die Knaben an sein Bett führen solle. Als er die Tritte der Kinder hörte, suchte er mit irrenden Blicken nach ihnen, allein seine Augen fanden sie nicht mehr, ihr Licht war bereits erloschen. Er stammelte einige Worte und schien in seine Besinnungslosigkeit zurückzusinken. Die Knaben starrten das verehrte graue Haupt an und dicke Thränen träufelten aus ihren verweinten Augen.

Bald darauf trat eine große würdige Gestalt leise herein. Es war ein Mann von etwa fünfzig Jahren von mehr als gewöhnlicher Größe und reichlicher Körperfülle, die jedoch bei der Geschmeidigkeit und Elasticität seiner Bewegungen weniger auffiel. Der Grundzug des kräftig edlen Gesichts schien eine stolze Heiter-

keit zu sein, die jetzt nur der Ernst des nahen Todtenbettes trübte. Eigen stachen die frische gesunde Röthe des Gesichts und die schwarzen Augenbrauen und Augen gegen das schneeweiß gepuderte Haupthaar ab. Seine Kleidung war fein und gewählt und die kurzen seideren Beinkleider und weiß seidenen Strümpfe zeigten ein kräftiges und zierlich gebildetes Bein. So schritt er nach flüchtiger Begrüßung der Anwesenden und nachdem er einen forschenden Blick auf die Knaben geworfen, an das Sterbelager, ergriff die kalte Hand des Kranken, und sagte, sich über das Bett biegend, mit gemilderter wohltönender Stimme: „Lieber Otten, ich bin da. Erkennen Sie mich?“ — Der Kranke murmelte ein Wort, das wie „Stimme“ klang, nickte schwach mit dem Kopfe und öffnete die Augen, deren fehlender Blick jedoch abermals bewies, daß dieser Sinn bereits erstorben war. Mühsam erhob er die rechte Hand und legte sie auf das Haupt Franzens, der an dem Bette niedergekniet war, mit der Linken deutete er auf das versiegelte Päckchen und machte eine Anstrengung, Etwas zu sagen. Allein der Hauch bildete sich nicht mehr zum Laut. Seine Hände sanken schlaff herab, ein zufriedenes Lächeln breitete sich über sein Angesicht und der Arzt sagte, indem er ihm die Augen schloß: „Er hat vollendet.“ Alle sahn schweigend auf die reglose Hülle.

Der Baron faßte sich zuerst und endete die nur von dem Schluchzen der Knaben unterbrochene Stille, indem er den Arzt bat, die Kinder in den Garten zu führen, und Walthern in ein anstoßendes Zimmer zog. Nachdem er sich hier auf und abgehend einigermaßen zu sammeln gesucht hatte, sagte er zu Wisart: „Sie

sind der Lehrer der Knaben?“ Dieser bejahte es. „Ich hörte von Ihnen auf der letzten Poststation manches aus sehr achtungswerthem Munde, fuhr er fort. „Darf ich Sie ersuchen, die Leitung der Kinder einstweilen noch fortzusetzen?“ Wisart gab seine Bereitwilligkeit zu verstehen und der Baron fuhr fort: „Man hat mir von dem Unglücke des Abgeschiedenen erzählt, und wie ich höre, wird an einen Nachlaß für die Seinigen nicht zu denken sein. Daß er einen Sohn hatte, hörte ich erst unten im Thale. War das der Knabe, der zu Füßen des Bettes stand?“ — Gut! ich werde mich seiner völlig annehmen. Meine Familie hat große Verpflichtungen gegen den Verstorbenen; ich will sehen, ob ich sie dem Sohne vergelten kann. Wie ist der andere Knabe bisher genannt?“

„Franz Gollenhofer,“ erwiederte Wisart.

„Franz?“ sagte der Baron. „Ich wünschte ihm einen andern Namen. Es war der seines Vaters und er hat keinen guten Klang in meiner Familie. Nun, es ist nicht zu ändern. Sein Familiennamen ist übrigens der des Freiherrn Korn zu Schlotwasser. Sie werden die Güte haben, ihn in einem passenden Augenblicke von seinem Range zu unterrichten. Findet sich, daß sein Vater noch lebt, — doch darüber muß ich meinen Anwalt zu Rathe ziehen. Genug für heute. Ich werde in dem Städtchen, in dem die letzte Poststation ist, verweilen, bis wir den würdigen Mann bestattet haben. Bis dahin werde ich Sie noch sehen, um Sie wegen der ferneren Erziehung der Knaben zu Rathe zu ziehen.“

Damit ging er nochmals zu dem Lager des Abgeschiedenen zurück, ergriff seine kalte Hand und betrach-

tete ihn lange. Dann steckte er die versiegelten Papiere zu sich und verließ Friederstein.

Walther eilte zu den trostlosen Knaben, die seines ernstlichen Zuredens bedurften, um ihren Schmerz zu bekämpfen. Der Hingeschiedene war mit den Knaben im Ganzen wenig in Berührung gekommen; doch wie leicht ist es denen, von welchen wir abhängig sind, auch durch seltene und geringe Beweise ihres Wohlwollens unsere herzliche Zuneigung zu gewinnen; um somehr, wenn diese Neigung sich auf einen so ehrwürdigen und liebewerthen Gegenstand bezieht, als hier. Die Kinder fühlten ganz die Unersetzlichkeit ihres Verlustes, und vergebens bemühte sich Wisart, ihre Aufmerksamkeit auf andere Dinge hinüberzuleiten. So überließ er sie denn ihren Gefühlen und suchte nur diese zu leiten und zu läutern, ähnlich dem Arzte, der sich überzeugt, eine ausgebrochene Krankheit weder ableiten noch hemmen zu können, sich daher begnügt, ihren gehörigen Verlauf zu befördern und in seinen Schranken zu halten, das Uebrige aber der Heilkraft der Natur überläßt.

Mehrmalige Unterredungen gewannen Wisart das ganze Vertrauen des Barons, der ihm, nachdem er die Bestattung besorgt und in den folgenden Tagen das Wesen und Benehmen der Knaben beobachtet, auch ihre wissenschaftlichen Kenntnisse geprüft hatte, nun die fernere Beibehaltung seiner Stellung förmlich antrug. Als es Walther annahm, jedoch bedauerte, nun diesen für ihn so angenehmen und für die Kinder so zuträglichen Ort verlassen zu müssen, eröffnete ihm der Baron, daß es ganz in seinem Plane liege, die Knaben bis zu ihrem vierzehnten Jahre auf dem Lande und insbesondere

„den jungen Baron“ in einiger Entfernung von seiner Heimath wohnen zu lassen; er selbst aber, fügte er hinzu, habe an Friederstein ein solches Gefallen gefunden, daß er es sich bei dem bevorstehenden Verkaufe um keinen Preis werde entgehen lassen. Er billigte, daß es Walther noch aufgeschoben habe, Franz über seine Verhältnisse aufzuklären und bezeugte ihm überhaupt mit der bisherigen Behandlung der Zöglinge seine völlige Zufriedenheit. Darauf gab er einem zuverläßigen Anwalte den Auftrag zum Ankaufe der Besitzung und des sämmtlichen Inventars, um dadurch für Theobald die Instrumente und die Bibliothek seines Vaters zu retten, und verließ dann die Gegend, nachdem er Walthern hinreichend mit Mitteln zur einstweiligen Fortführung des Haushalts versehen hatte.

Unter den Bewohnern von Friederstein stellte sich nach diesen Erschütterungen allmählig die gewohnte Ruhe wieder ein und der Lehrer hielt es für angemessen, die Knaben endlich mit der eigentlichen Beschaffenheit ihrer äußeren Lage bekannt zu machen, theils um in Betreff Franzens dem Willen seines neuen Gönners nachzukommen, theils um Theobald aufmerksam zu machen, wie sehr seine Zukunft jetzt von einer wohlgeordneten und eifrigen Uebung seiner eignen Kräfte abhange. An einem heitern Nachmittage führte er die beiden Zöglinge auf eine der umliegenden Berghöhen, von der man die reizendste Aussicht auf das Gebirge und in das ferne ebene Land hatte. Hier ließen sich alle Drei auf dem reichlichen Moose nieder, und Walther begann seine Mittheilungen, indem er an den trefflichen Hingeschiedenen erinnerte. „Ihr Beiden,“ fuhr er dann fort, „hattet durch ihn Alles, was Knaben eures Alters bedürfen;

doch haben andere Sterbende den Trost, ihren Hinterbliebenen auch die Mittel zum Fortkommen unter den fremden Menschen zurückzulassen, so konnte er diesen Trost nicht mit in die Gruft nehmen. Gleichwol ließ er euch nicht hülflos. Wer sich müht, durch tüchtige Ausbildung seiner Geistesfähigkeiten einen ehrenvollen Platz im Leben einzunehmen, und dazu gehört mehr als ein zufälliger Vorrang der Abkunft, wer auf diesem Platze mit reinem uneigennützigen Wohlwollen das Gute und Rechte will und thut, der erwirbt sich solche Freunde, wie Theobald's Vater noch auf seinem Sterbelager fand, die mehr werth sind als Güter und Ansehen. Ein solcher Freund hat sich eurer angenommen, er wird aber dir, Theobald, nur die Mittel zu deiner Ausbildung reichen, und deine Pflicht ist es, sie so anzuwenden, daß du einst durch das, wodurch du dich Andern nützlich erweisest, für deine eignen Bedürfnisse sorgen kannst. Der Mensch kann seine Bedürfnisse zwar sehr vereinfachen und überall machen Gesundheit und Glück diese Vereinfachung räthlich, dennoch müssen wir selbst die einfachsten Bedürfnisse einer Welt abgewinnen, in der Alles bereits von Andern in Besitz genommen ist. Ich kann Niemand zwingen, mir seine Nahrung, seine Kleidung, sein Obdach, sein Geld zu überlassen, und gutwillig überläßt es mir Niemand. Aber, Theobald, auch die Besitzenden besitzen nicht Alles, auch sie haben Bedürfnisse, geistige wie körperliche. Nicht Jeder kann sich selber bereiten, was er zu haben wünscht. In einer Welt voll Räthsel und Irrthum, Bosheit und Streit, Leiden und Uebeln begehrt Jeder Beruhigung, Erleuchtung und Erhebung des Geistes, Schutz des Lebens und der Habe, Sorge für Gesundheit

und Heiterkeit. Darum müssen wir uns in den Stand setzen, den Menschen Eins von diesen gewähren zu können, um ihnen dagegen abzutauschen, was wir bedürfen. Wir müssen Etwas leisten können, etwas Bestimmtes, und dafür alle unsere Kräfte ernst in Anspruch nehmen. Niemand hat ein Recht am Leben und seinen Gütern, wer sie zu erringen nicht im Stande ist, und wer sie besitzt, ist als besäße er sie nicht, wenn er ihrer nicht würdig ist. Denn wir sollen nicht blos Etwas leisten, sondern auch selbst Etwas sein, und wir sind nur Etwas durch lebendige rechte Liebe und kräftig entschiedenen Willen für das Wahre und Schöne, Gute und Rechte. Dieß an uns selber darzustellen und allen unwürdigen Neigungen und Widerwärtigkeiten zum Trotz zu bewahren und zu vertheidigen, das ist die wahre Ehre, und die sie besitzen, Franz, die gehören dem Adel der Menschheit an. In der Voraussetzung, daß ein Mann, dem dieser Adel eigen ist, seine Kinder nach sich selbst bilden werde und daß dessen Kinder und Kindeskinder durch die Erinnerung an ihre Abkunft zu einem gleichen Streben angefeuert werden, läßt man äußere Zeichen eines Adels von den Vätern auf die Nachkommen erben. Aber, Franz, diese ererbten äußerlichen Zeichen an Namen und Rechten sind nicht blos werthlos, sondern eine Schmach und Schande für den, den jener echte Adel der Menschheit nicht als den Seinigen erkennen kann. Ein Solcher gleicht einem Stück Kupfer, welches das Gepräge eines Goldstücks hat; man sondert es aus den echten Goldstücken heraus, damit es nicht betrüge, und wirft es unter den Unrath, denn es gilt nicht einmal für einen Pfennig. Er gleicht einer faulen Frucht auf silberner Schaale: je edler das Gefäß, um

so widerwärtiger erscheint sie, und man eilt sie wegzuschütten. Nur damit du jener wahren Ehre um so eifriger nachstrebst und dieses Streben durch Bescheidenheit und treue Liebe gegen Andere, durch ernstes Arbeiten an deiner Bildung beweisen kannst, sage ich dir, daß jene äußeren Zeichen als theure Verpflichtungen auch auf dich herabgeerbt sind und dein eigentlicher Namen nicht Franz Gollenhofer, sondern Franz Freiherr Korn zu Schlotwasser ist. Laß dich," fuhr Walther fort, als er sah, daß Franz bei dieser Eröffnung feuerroth wurde und seine Augen zu glänzen anfingen," laß dich durch diese Ueberraschung nicht irre machen an der eigentlichen Bedeutung dieser Zeichen, Franz! Sie ertheilen dir noch keinen Vorrang, vielmehr erst die Aufgabe, einen solchen zu erringen. Aeußerer Adel erschwert die Erringung des inneren um Vieles, ist aber ohne ihn nur Spott und Hohn."

Er fügte noch einige Bemerkungen dieser Art hinzu, die er bald für den Einen bald für den Andern der Knaben berechnete, weniger in der Hoffnung, einen nachhaltigen Eindruck damit zu machen, als in der Absicht, den Taumel der Freude, der sich in Franzens Gebärden zeigte, abzuleiten und zu mäßigen, damit die guten Gedanken und Entschlüsse, welche diese Mittheilung in ihm anzünden konnte, nicht im Funken schon von den Wellen eitler Leidenschaftlichkeit ausgelöscht würden. Aber Walther hatte fehlgegriffen. Je weniger Franz noch die Bedeutung seiner bevorzugten Abkunft kannte, um so höher erschien ihm deren Werth, und jemehr der Lehrer denselben zu bedingen suchte, um so unbedingter schätzte er ihn. Es ist nichts natürlicher, als daß wir Mißgunst und Neid

vermuthen, wenn sich Jemand herabzusetzen bemüht, worin wir einen Vorzug suchen. Wegen irgend einer Eigenschaft hält sich meist Jeder insgeheim für etwas Ausgezeichnetes und rechnet es sich als Bescheidenheit an, wenn er auch Andre neben sich gelten läßt, sich ihnen wenigstens öffentlich gleichstellt, fühlt sich jedoch sofort beleidigt, wenn ihm diese Gleichstellung von Außen her angemuthet wird, wenn ihm gleich Klugheit rathen mag, diese Regung zu verbergen. Auch setzen die Menschen dieses Gefühl stillschweigend bei einander voraus und gegenseitige Zugeständnisse an dasselbe machen einen großen und nicht den edelsten Theil unserer Höflichkeitsformen aus. Da Wisart nun grade auf diese wunde Stelle des menschlichen Herzens bei Franz traf, so fanden auch seine ernstesten und bestgemeinten Worte keinen Eingang. Die Einbildungskraft des Knaben spiegelte ihm die glänzendste Zukunft vor, seine Gedanken verirrten sich in den kühnsten Plänen, die nur Raum in ihm fanden, und es schien ihm unerträglich, daß nicht gleich seine ganzen Verhältnisse sich seinen Wünschen und Aussichten angestalten wollten. Denn bei strebenden Menschen gleicht jede Befriedigung eines erwachten Ehrgeizes dem Trunk des Dürstenden aus der salzigen Meereswelle; während er trinkt, glaubt er sich zu sättigen, aber er trinkt nur heißeren Durst.

Auch bei Theobald erreichte der wohlwollende Lehrer seine Absicht nicht. Der Knabe war noch nicht reif genug, seine Fähigkeiten und seine Theilnahme, die von allen Seiten gereizt und in's Weite gelockt wurden, auf einen Brennpunkt zu sammeln. Die für ihn berechneten Ermahnungen faßte er nicht, das Gefühl seiner

Verlassenheit nach dem Tode des Vaters, seiner Abhängigkeit von fremden Wohlthaten, erzeugte nur den allgemeinen Vorsatz in ihm, diese Hülfe so zu nutzen, daß er sie künftig vergelten könne. Ueber das Glück seines Genossen gerieth er dagegen in die lebhafteste Freude. Das Bewußtsein, daß Franz, der immer der Vorzüglichere zu sein strebte, lediglich von den Wohlthaten seines Vaters abhing, hatte ihm immer eine zwiespältige, drückende Empfindung gegeben, ja seit er von einem Arbeiter gehört, Franz sei wahrscheinlich die vaterlose Waise einer im Elend gestorbenen Bettlerin, hatte ihn das innigste Mitleid ergriffen, hatte er sich ernstlich bestrebt, den Vortheil, den er darin vor seinem Gefährten hatte, durch Nachgiebigkeit und Liebe auszugleichen und vergessen zu machen. Die Eröffnungen des Lehrers nahmen ihm eine Last von der Brust. „O wie gut, wie schön,“ sagte er zu Franz, „daß du nun einen Vater hast und ich einen Versorger, gerade da du deinen Versorger verlorst und ich meinen Vater!“ —

Wisart war mit den unmittelbaren Folgen seiner Mittheilungen an die beiden Pfleglinge nicht zufrieden. Er hatte erwartet, Theobald werde besondere Absichten für seine Zukunft aussprechen und den Entschluß zu einem selbstständigeren Streben merken lassen, aber Theobald vergaß wie gewöhnlich sich selbst über Andere und schien von Allem nur gehört zu haben was Franz betraf. Daß dieser aber nicht einmal nach seinen Eltern geforscht und nur leichthin gefragt hatte, ob denn der Baron sein Verwandter sei, das verdroß den guten Walther ernstlich. Er glaubte die größten Mißgriffe in Mittheilung seiner Nachrichten gemacht zu haben. Verstimmt begleitete er die Knaben nach Friederstein zurück.

Indeß fand er doch bald, daß diese Ereignisse mächtiger auf die Entwickelung seiner Zöglinge wirkten, als er anfangs ahndete. Franzens Wesen schien durch das Bewußtsein seiner neuen Stellung eine Unterlage erhalten zu haben, die ihm früher mangelte, er zeigte sich nachgiebiger, theilnehmender, wohlwollender als je zuvor, und manche Ansprüche, die er früher mit aller Anstrengung durchzusetzen gesucht hatte, gab er jetzt oft leicht und lächelnd auf. Er fing an, Alles mehr ohne Rücksicht auf sich selbst zu betrachten, und sein Benehmen war musterhaft.

Theobald schien bald nach allen Richtungen hin gleichsam wie neu erwacht. Die schwerfällig nachgrabende Weise, in der er sonst Alles anfaßte, wich in kurzer Zeit einer schnelldurchdringenden Lebendigkeit und Beweglichkeit, in die sich der Lehrer zuerst gar nicht zu finden wußte. Die Thätigkeit, mit der er sich nach jeder Seite hinaus zu vervollkommnen suchte, schien seine Jahre zu überfliegen. Es war als wolle er sich, wie der Dichter sagt, die Welt mit Gewalt erobern. Wie aber diese scheinbare Verwandlung beider Knaben nur eine durch die Umstände beschleunigte nothwendige Fortentwickelung ihrer früheren Eigenthümlichkeit war und welche Rückschlüsse sich daraus auf ihre innersten Gesinnungen machen ließen, das vermochte Walther noch nicht zu überblicken. —

Indeß ist der Kindheit unseres Freundes vielleicht schon ein zu großer Raum in unserer Erzählung verstattet worden, und da außer seiner Vorgeschichte ohnehin noch ein wichtiger Abschnitt mitzutheilen ist, scheint es gerathen, die weitere Entwickelung der Knaben in der klösterlichen Stille zu Friederstein nur aus ihrer

späteren Art zu sein schließen zu lassen. Wer das Samenkorn einer Blume gepflanzt hat, betrachtet das erste Aufkeimen, den frühesten Wachsthum mit Liebe und Sorgfalt und freut sich über jeden befruchtenden Sonnenstrahl; ist die Pflanze aber im naturgemäßen Gedeihen und Aufsteigen, so überläßt man sie eine Zeitlang sich selber und der Jahreszeit, bis die schwellenden Knospen den Blick von Neuem wieder anlocken. Wer ein Bild in der Zeichnung sah und es später in seiner Ausführung mit Farben und Schatten wiedererblickt, ist er nur überhaupt mit dem Verfahren des Künstlers vertraut, so wird er sich das allmählige Entstehen des Kunstwerkes gnügend vorstellen und erklären können. —

Der Baron brachte seinem Vorsatze gemäß das alte Gebäude nebst seinen Zubehörungen aus dem Nachlasse des letzten Eigenthümers an sich, vergrößerte das Besitzthum durch einige weitere Ankäufe, und übergab es der Aufsicht eines im Thale wohnenden Verwalters. Die Knaben blieben daher unangefochten auf der Burg bis sie das vierzehnte Jahr zurückgelegt hatten, wo sich dann ihr getreuer Lehrer unter schmerzlichen Empfindungen auf beiden Seiten von ihnen trennte, um fortan in freier Muße sich den Wissenschaften allein zu widmen. Franz schied ebenfalls von Theobald, um seine weitere Ausbildung in einer höheren Anstalt für junge Adlige zu vollenden. Theobald aber bezog auf Anordnung seines väterlichen Gönners das Gymnasium einer kleinen Stadt im Harzgebirge, um sich dort für eine wissenschaftliche Laufbahn ferner vorzubereiten.

## Viertes Kapitel.

Auch der Verstand hat Ketten, doch schönere
schlinget die Liebe.
Weh', wo der eiserne Ring Rosen und Lilien
streift!

Eine häuslich abgeschlossene Kindheit kann für die künftige Entfaltung des Geistes und Gemüthes den köstlichsten Grund legen. Wenn aber allmählig die Neigungen, Triebe und Hoffnungen des Jünglingsalters aufzublühen beginnen, die sich auf einen weiteren Kreis als die väterlichen Mauern beziehen, so ersetzt auch die sorgfältigste Führung nicht mehr die Erziehung durch Geselligkeit, durch das Beisammenleben mit Gleichstrebenden und Vorangeschrittenen. Das Leben besteht aus einer Gliederung vielfacher in sich verbundener Kreise, die sich bald durchkreuzen, bald ausschließen, in und zwischen denen der Eintretende sich seinen Platz bereiten soll. In jedem dieser Kreise, heiße er Schule, Akademie, gelehrte Gesellschaft, Handwerksverein, oder wie er mag, waltet ein gewisses, gemeinsames Sinnen und Trachten, Anziehen und Abstoßen, durch dessen Aneignung der Einzelne erst zu einem wirklichen Theile des Ganzen wird. Wie viel Falsches und Beschränktes sich dabei eindrängen mag, immer ist

es für den Unerfahrenen von großem Vortheil, einer solchen Gesammtheit eine Zeitlang anzugehören. Denn die kleineren Erfahrungen, die er darin an Anderen und an sich selbst macht, sind die Vorbilder dessen, was sich unter größerem Maßstabe im Weltwesen wiederholt, und er lernt dabei in anfänglicher Weise beachten, was an Anderen und was an ihm selbst ist.

Diesen Vortheil gewährte Theobald der Schulverband, in den er nunmehr eingetreten war. Die ersten Unannehmlichkeiten, die dem Neulinge in solchen Verhältnissen bereitet werden, waren bald überwunden. Einige versuchten zu Anfange, sich an dem neuen Mitschüler mit Witz oder Gewalt zu reiben, zogen sich jedoch bald zurück, als ihnen Theobald mit ihren eigenen Waffen so zu begegnen wußte, daß sie nur das Gelächter ihrer Gefährten davontrugen. In kurzer Zeit war er in alle Neigungen und Abneigungen der kleinen Gemeinde eingeweiht und fand eine Zeitlang an dem gemeinschaftlichen Wesen und Treiben großen Gefallen. Aber bald war das Anziehende der Neuheit verschwunden. Der unbehagliche Zustand, in den uns jedes Verhältniß versetzt, das weder den Geist noch das Gemüth befriedigt, überkam ihn, ohne daß er ihn sich zu erklären wußte. Er suchte sich an Einzelne seiner Altersgenossen anzuschließen, aber Wenige eigneten sich für ihn und zur Vertraulichkeit konnte er es mit Keinem bringen.

So zog er sich denn allmählig von seinen Gefährten wieder zurück und widmete sich desto eifriger seinen Studien. Auch hierin wirkte der Besuch der Schule fördernd auf ihn. In die verschiedenen Fächer seines Wissens kam Gleichmäßigkeit, bisher entbehrte wur=

den ihm zugänglich, in allen gelangte er zu reinerer Uebersicht.

Die Künste sollten ihm nach der Verfügung seines jetzigen Pflegevaters ebenfalls nicht fremd bleiben. Zuerst versuchte er's mit der Tonkunst, allein so empfänglich er für deren Kunstschöpfungen war, so tief und innig er deren Wirkungen empfand, so schien ihm doch die Fähigkeit ganz zu mangeln, die Welt der Töne selbst künstlerisch zu handhaben. Zum ersten Male gerieth er auf Etwas, dessen er sich trotz aller Anstrengung nicht bemächtigen konnte. Er mühte sich ab, er versuchte es auf alle Weise, aber es blieb vergeblich, er mußte davon abstehen. Die Erfahrung war verdrießlich aber nützlich. Je eher man lernt, daß nicht bloß Welt und Leben, daß auch das eigene Wesen gar Vieles versagt, was Anderen zugetheilt ist, desto mehr Irrgänge vermeidet man, desto weniger giebt man sich falschen Hoffnungen hin, desto milder und gerechter wird das Urtheil über die Beschränktheit Anderer.

Dagegen schien eine ganze musikalische Welt in Theobald's Gliedern und Bewegungen wach zu werden, als er den angewiesenen Tanzunterricht begann. Der alte Lehrer, den er für diese Kunst fand, war ein sonderbarer Enthusiast, der in seinem Fach nie hatte Glück machen können, und der behauptete, daß die wahre Tanzkunst längst ausgestorben sei, daß auch die Mitwelt allen Sinn für dieselbe verloren habe. „Der Tanz," sagte er, „ist die göttliche Bewegung der Menschengestalt. Ein Unaussprechliches im Gemüthe, ein göttlicher Gedanke will sich losringen aus der Einsamkeit der Brust, das Wort kann ihn nicht aussagen, der Ton vermag ihn nicht aufzunehmen, Meißel und Pin-

sel genügen ihm nicht. Er starrt und zuckt im Herzen, er durchglüht den ganzen Körper, zittert in jeder Muskel. Der Mensch, der ihn in sich trägt, würde von ihm verzehrt werden, löste Musik, die verwandte Himmelsstimme, nicht den Zauber. Wer Musik sehen könnte! Eine Weltgeschichte, dargestellt durch harmonische Gestaltungen und Bewegungen der Luftwellen würde er erblicken. Das ahnt der Begeisterte, er kann nicht länger an sich halten, er fühlt sich aufgenommen in die verwandten Schwingungen; Arm und Hand, Haupt und Fuß, der ganze Körper werden zu lebendiger, zu geflügelter Rede; Geberden, Schwingungen, Schweben, Kreisen, Heben, Neigen, das Alles wird Sprache, wird Wort, um das Räthsel des unsäglich Schönen in tiefsinniger Rhythmik offenbart zu lösen. Das ist der Tanz, sittlich im höchsten Sinne, begeisterte Verherrlichung des organischen Menschenkörpers. Aber diese Welt macht ihn unsittlich, ungöttlich. Sie will in seiner sinnlichen Erscheinung nicht das Uebersinnliche, sie will das Sinnliche dargestellt sehen; darum wird er statt begeistert, rasend, statt mannigfaltig, einförmig, statt schön, höchstens reizend, statt beruhigend aufregend." Solchen Reden pflegten dann die lautesten Klagen über die Verderbniß und Abstumpfung der gegenwärtigen Zeit zu folgen und manche Stunde ging vorüber, ohne daß Theobald zu dem eigentlichen Gegenstande des Unterrichts gelangte. Endlich überzeugte sich der seltsame Alte, daß sein Schüler seine Ergüsse noch nicht zu fassen vermöge, und versuchte nun, ihn auf praktischem Wege seinen Ansichten entgegenzubilden. Hier fand er ihn gelehriger, ja er übertraf alle seine Erwartungen. Gleichwol konnte sich der Lehrer nicht

entschließen, ihm die gebräuchlichen Gesellschaftstänze beizubringen. „Was wollt ihr mit dem Tand, junger Freund?“ sagte er; „Ich werde euch soviel lehren, daß ihr die Götter entzücken müßt, wenn euch der Geist einmal ergreift. Die tanzend lodernde Flamme, das rhythmisch wogende Meer werden euch beneiden um die Kraft und Anmuth eurer schwebenden Glieder. Ihr müßt nur erst Phantasie und Charakter entwickeln. Aber die Modenarrheiten laßt fahren!“ Dabei blieb es, und da Theobald sah, daß er bei dem Sonderlinge nie lernen werde, was er für das gesellige Leben eigentlich suchte, so brach er die Lehrstunden ab. Indeß waren sie ihm von großem Nutzen gewesen. Anmuth der Haltung, Bewegung und Geberdung hatte er dadurch für seine ganze Zukunft gewonnen.

Bedurfte seine Phantasie aber künstlerischer Anregung und Befriedigung, so fand er diese hinreichend bei einem wohlgeleiteten Zeichnenunterrichte, für den seine Hand und sein Auge ein besonderes Geschick zeigten. Er zeichnete viel und gern, und brachte es vorzüglich in Auffassung und Darstellung menschlicher Gestalten zu einer mehr als gewöhnlichen Fertigkeit. Das Landschaftliche dagegen versagte ihm. Mit allem Eifer brachte er es darin nicht über die Anfangsgründe hinaus. Als er seinem Lehrer klagte, daß es ihm mit der Musik ähnlich ergangen, sagte dieser: „So laß auch die Landschaften beiseite. Sie sind das Musikalische in der Malerei. Wo der Mensch einmal nur Empfänglichkeit erhalten hat, muß er nicht immer auch Hervorbringungskraft haben wollen.

Bei alle diesen Bestrebungen in Wissenschaften und Künsten heranreifend, hatte sich Theobald allmählig

dem Treiben seiner früheren Gefährten fast ganz entzogen. Nach Verlauf weniger Jahre stand er beinahe einsam da, denn auch die meisten Lehrer wußten nicht, wie sie sich gegen den wunderlichen Knaben nehmen sollten. Gerade als das Verlangen sich irgendwo freundschaftlich anzuschließen am lebhaftesten wieder in Theobald erwachte, ward der Schule ein neuer Lehrer als Conrector beigegeben, dessen klarer und scharfer Geist unsern jungen Freund bald anzog, und der auch seiner zutraulichen Annäherung mit bereitwilliger Freundlichkeit entgegenkam. Bald übte dieser Mann einen wesentlichen Einfluß auf eine Geistesrichtung Theobald's, in der wir ihn bisher noch nicht kennen gelernt haben, auf die religiöse.

Wisart hatte seinen Anbefohlenen denselben Geist der Religion einzuhauchen gesucht, der sich in ihm selbst entwickelt hatte. Er hatte ihnen die kirchlichen Ueberlieferungen als von diesem Geiste durchdrungen dargestellt, und es war ihm gelungen vorzüglich Theobald zur gläubigen Annahme der altkirchlichen Lehre zu bringen. Bei Walther war dieser Glauben fest, ja unerschütterlich, denn er ruhete bei ihm auf dem Fundamente einer entsprechenden und unwiderleglichen Erfahrung; Theobald aber entbehrte einer solchen Grundlage, und wie hätte er sie schon aus den Werkstücken des Gedankens aufmauern können? So blieb ihm der Glauben, den sein Lehrer so wie der Geistliche, der ihn zur Taufbestätigung vorbereitete, ihm gläubig überliefert hatten, nur eine Vorannahme, ein einstweiliges Fürwahrhalten; er hatte ihn nur, weil ihm noch keine Zweifel daran aufgestoßen waren. Der Geistliche hatte ihn gewöhnt, den religiösen Stoff als Etwas anzusehen,

das der Thätigkeit des Denkens gar nicht unterworfen werden könne, er hatte ihn gelehrt, daß Religion und reine Erkenntniß sich, wie Feuer und Wasser, als feindliche Elemente gegenüber ständen; man könne sie nicht vereinigen, ohne das Eine durch das Andere zu zerstören. In diesem Zwiespalt war der Knabe bisher fortgedämmert. Als er aber allmählig durch vielseitige Anregungen zum Selbstdenken aufgefordert wurde, als die verschiedenartigen Massen seines Wissens einander zu ergreifen, zu durchdringen strebten, da regte sich auch die Ahnung, daß die Religion kein abgeschlossenes Gebiet in oder über dem Leben ausmachen könne, daß sie vielmehr, ihrem Zwecke nach, dessen ganze Ausdehnung zu umfassen und zu erfüllen habe, und unmöglich recht aufgefaßt sei, so lange sie sich noch irgend einer Geisteskraft entziehen und erwehren müsse. Ihn ergriff eine mißbehagliche Empfindung, eine umherfragende Unruhe. Schon begann er sich ernste Vorwürfe darüber zu machen, daß er überhaupt an der Heiligkeit und Unantastbarkeit der Religion zu zweifeln wage. Denn gleich vielen Menschen verwechselte er den unbedingten Inhalt der Religion mit dessen zufälliger Auffassung von dem Zeitalter, das Ewige, das ein Beständiges und Unänderliches, mit der Form unter der es verwirklicht wird, die eine flüssige, stets sich ändernde ist.

Er entdeckte sich mit seinen Zweifeln endlich dem befreundeten Lehrer. Wie erstaunte der Knabe, wie sehr fühlte sich seine Eitelkeit geschmeichelt, als er sich von dem Lehrer aufgefordert hörte, das bisherige Verhältniß ohne Umstände umzukehren, das was ihn bisher beherrscht hatte, sich zu unterwerfen, und nach den

Ergebnissen seiner eigenen Erfahrung und Einsicht im Namen der Vernunft über das zu entscheiden, was ihm als Religion überliefert worden sei. Die Kühnheit, der Uebermuth des Gedankens sprach ihn an. Er versuchte nach ihm zu verfahren, und der Lehrer bemühete sich angelegentlich, ihn darin zu befestigen und zu fördern. Eine gewisse Scheu, die ihn anfangs noch hemmen wollte, das Gefühl, als ob er etwas Verbotenes thue, war bald überwunden; denn alle Jugend findet Lust am Bekämpfen und Zerstören. Und nun geschah es, wie es oft geschieht. Um mehr Licht in den dunkeln Tempel zu bringen, ward ein Fenster nach dem andern herausgerissen, ein Pfeiler nach dem andern abgebrochen, selbst seine Grundfesten unterwühlt, bis das ganze Gebäude dampfend zusammenstürzte, worauf denn freilich das Licht von allen Seiten hereindrang, aber auch statt eines aufstrebenden, begeisternden und befriedigenden Kunstwerkes ein Haufen von rohem unverbundenen Material, Schutt und Trümmern am Boden lag. Von der Stätte der Zerstörung wurde nichts gerettet, als das Dasein eines außerweltlichen Gottes, der einst das All aus sich heraus in das Nichts geworfen, dessen Triebwerk er nun nach den mitgegebenen Gesetzen wie eine Uhr abrollen läßt; als die Gewichte am Schlagwerke der Menschheit blieben eine vernünftige Ueberzeugung vom freien Willen und der Unsterblichkeit, Verstandesberechnung und eine auf sie gegründete ziemlich weitmaschige Moral. Früher war Theobald gelehrt, das Geschichtliche als eine zusammenklingende Folge von Offenbarungen des Göttlichen zu betrachten, in der Geschichte der Religion hatte man ihm die theils gewordene theils noch im Werden be-

griffene Aufhebung des Zwiespaltes zwischen der menschlichen Wirklichkeit und deren Urbilde gezeigt. Das Alles wurde jetzt nach dem Maßstabe der eigenen Erfahrung, insofern man sie eben noch mitten in jenem Zwiespalte gewonnen, gewöhnlich und geringe gemacht, die Triebfedern der großen weltgeschichtlichen Entwickelung wurden Nothwendigkeit, Zufall, Leidenschaft und Grille, und das Unbegreifliche ward zum Mißverständniß, zur eigenen oder absichtlichen Täuschung.

Theobald verfolgte diese Richtung gegen Ablauf seiner Schulzeit mit thätigem Eifer und sie war ihm in mancher Hinsicht förderlich. Das Wichtigste war, sie befreite seinen Geist. Und besser ist eine Freiheit in Lumpen, als Sclaverei unter allen Ueppigkeiten des Reichthums. Der Druck der Ueberlieferung knebelt die geistigen Flügel zusammen, erst der Befreite erhebt seinen Flug in eigner Kraft. Theobald lernte prüfen und denken, er lernte die Kräfte seines Geistes kennen, die uns unabhängig vom Erlernten der Wahrheit annähern, er ward in die Thätigkeit seines Ich hineingeführt. Für Menschen wie Theobald ist es ein Heil, eine Zeitlang in diese Strömung fortgezogen zu werden, denn im Zerstören üben sie dieselbe Kraft, deren sie zum Aufbauen bedürfen, wenn sie später zum Bewußtsein des armseligen Ergebnisses ihres Strebens gelangen, und dann erringen sie auf dem kühnen Wiedereroberungszuge Alles zurück, was sie zuvor im blinden Uebermuthe des Angriffskrieges vergeudeten und gering achteten. Gerathen auf diesen Weg aber Menschen ohne Tiefe und Spannkraft des Geistes, so tauschen sie nur die Fesseln, sie werfen die goldenen weg, um bleierne zu tragen, sie bleiben bei der Armseligkeit

und Nüchternheit selbstgenügsam stehen und empfangen aus deren Händen als die Resultate kämpfender und forschender Jahrtausende eine kernlose Moral und einige Erfindungen der neuesten Industrie. Für Theobald war diese Richtung nur ein Durchgang, daher heilsam. Aber sie ertheilte ihm eine Gewohnheit, von der er sich erst spät wieder losringen konnte, die Gewohnheit, Alles von allgemeinen Gesichtspunkten aus anzusehen, Alles zu verallgemeinern, und darüber den Begriff des Individuellen und Characteristischen zu verlieren. Dieses, auf die Weltbezüge angewandt, war es auch, was Theobald noch in späteren Jahren so von seiner Umgebung trennte, so von seinem Vatervolke losriß, daß er den Patriotismus als eine Beschränktheit ansehen konnte, wogegen sein begeistertes Hingeben an die überwältigenden Persönlichkeiten eines Alexander, Cäsar, Napoleon, die erste Rückkehr aus dieser Irre andeutete.

Während Theobald in seinen letzten Schuljahren theils hiermit, theils mit den eigentlichen Lehrgegenständen fast nur Gedächtniß und Denkkraft übte und erweiterte, so sollte auch seine Einbildungskraft, sein Gemüth nicht ohne Anregung bleiben.

Seine Wohnung war in dem Hause einer ältlichen unverheiratheten Schwester des Barons. Diese Dame war jung gewesen, als Siegwart ins Kloster ging und Werther sich erschoß, und ihre Theilnahme an diesen Unfällen hatte ihre Reize überlebt. Sie hatte seit jener Zeit an den Freuden und Leiden der deutschen Poesie fortwährend Antheil genommen und machte das belletristische Publicum des Städtchens aus; leider allein, denn mit aller Mühe war es ihr nicht gelungen, Gleichgestimmte zu finden und an sich heranzuziehen.

Als nun Theobald immer mehr heranwuchs und sich entwickelte, suchte sie ihn für ihre dichterischen Lieblinge zu gewinnen, um ihn wenigstens solange, als er noch in ihrer Nähe verweilte, mit ihrer schönwissenschaftlichen Bildung anzustrahlen und einen mitempfindenden Gefährten für ihre poetischen Flüge zu erhalten. Es gelang ihr zum Theil, und die reine innige Begeisterung, mit der Theobald sich dem ersten Eindrucke der schönsten vaterländischen Dichtwerke hingab, wäre einer besseren Theilnahme werth gewesen. Dem Freifräulein aber genügte seine Wahl unter den Kunstwerken, mit denen sie ihn bekannt machte, keineswegs. Wo er bewunderte und in Entzücken gerieth, konnte sie ihn nicht begreifen; wo sie in Thränen schwamm, blieb er kalt. Sie versuchte es, seinen Geschmack nach ihrer Art umzubilden, ihm Interesse für das, was sie das Rührende und Ueberschwängliche nannte, einzuflößen. Ruhig hörte er ihre Reden darüber an, aber sie hätten ihm fast den Antheil an allem Dichterischen ganz verleidet. Die alte Dame gab es indeß nicht auf, ihn noch für ihre Ansichten zu gewinnen, während sie nicht ahnte, daß sie ihn bald mit einer schöneren lebendigen Poesie vermitteln sollte.

Das gute Freifräulein lebte, gleich dem verewigten Falstaff, gleichsam ausser allen Schranken, nämlich in Betreff ihrer leiblichen Ausdehnung. Sie bewegte sich daher, wie alles Massenhafte, z. B. Elephanten und Kaiserkrönungen, langsam und schwerfällig. Im Gegensatze mit den Schneelawinen, die durch stetes Fortbewegen anwachsen, nahm sie durch stetes Stillsitzen zu, verwickelte sich darüber jedoch in eine Art logischen Zirkel, indem sie bei den Berathungen mit ihrem Arzte

nie begreifen konnte, ob sie mehr wegen ihres Stillsitzens zunehme, oder wegen ihres Zunehmens stillsitze. Zwei Jahrzehnte früher hatte sie noch Hoffnung gehabt, diese unerwünschte Erweiterung ihrer Persönlichkeit zu hintertreiben. Denn als sie zuerst inne ward, daß der früher so schmachtend schwärmerische Ausdruck ihres Angesichtes und ihrer Gestalt in der wachsenden Fülle und Rundung allmählig unterging und erlosch, härmte sie sich innerlich so sehr darüber, daß der Kummer sie merklich wieder abmagerte. Diese Wahrnehmung aber machte sie leider so glücklich und zufrieden, daß das Verlorene in kurzer Zeit doppelt wieder ersetzt war. Natürlich erhob sich der Kummer darüber von neuem, sie ward sichtlich mit jedem Tage abgefallener, aber damit kehrten auch Ruhe und Heiterkeit in ihr Gemüth, und leider durch diese wieder dreifache Vermehrung des körperlichen Umfanges zurück. So warfen Leid und Freude einander das alternde Freifräulein, wie einen Fangball, gegenseitig in die Hände, während der Gegenstand dieses grausamen Spieles nach und nach der vollkommensten Form, welches bekanntlich die Kugel ist, immer ähnlicher wurde. Hatte diese bittere Erfahrung nun fortwährend einen schmerzlichen Zug in ihr Gemüth gegraben, so ertrug sie ein etwas unbequemes Augenübel mit desto mehr Ergebung, als sie erwog, welchen interessanten Eindruck ihr Angesicht unter der deßfalls erforderlichen halben Verhüllung machen müsse. Das große Naturgesetz, nach welchem die Planeten um so weniger ohne Trabanten sein können, je größer ihre Ausdehnung ist und je weniger Licht sie haben, verbunden mit der Würde des freiherrlichen Standes, welchen die Dame zu behaupten hatte, zwang sie, eine

stete Gesellschafterin um sich zu haben, welche ihr die nöthige Pflege leistete und zugleich das Geschäft einer Vorleserin versah. Eine hagre und herrschsüchtige alte Jungfer hatte diesem Amte bisher unter dem wohltönenden Namen einer Lectrice vorgestanden. Jetzt wurde der Klosterplatz, auf den sie seit langen Jahren Anwartschaft gehabt, eröffnet, und sie verließ die Baronesse.

Um dieselbe Zeit trat Theobald sein neunzehntes Jahr an. Seine Gestalt war damals schon schlank und schön, sein Angesicht zwar noch unausgebildet, doch frisch, kühn und edel, seine blauen Augen sahen bescheiden aber feurig in die Welt hinaus.

Als Theobald wenige Tage nach dem Abgange der Lectrice an einem Nachmittage vom Spaziergange heimgekehrt war und die Treppe zu seiner Wohnung hinanstieg, hörte er oben von dem dunkleren Vorplatze herab einen leichten Schritt und das Rauschen eines Gewandes, und als er die Augen aufhob, erblickte er eine zierliche Mädchengestalt, die ihm von oben her entgegenkam. Um der Unbekannten den Weg frei zu lassen, trat er auf dem Treppenabsatze zur Seite, und das kleine Fenster, das hier die Treppe erhellte, warf sein klares Schlaglicht schräg über sein Gesicht und seine Gestalt, wie es etwa ein Künstler zum Malen anordnen würde. Er wußte es nicht, und betrachtete nur mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit die Fremde, die sich zögernd zu ihm herabbewegte, und wie die Helle sie allmählig aufnahm, ihm zuerst einen runden zierlichgebildeten Fuß mit feinen Knöcheln zeigte, dann ein dunkles Kleid, das eine zarte Fülle reifer Formen umgab, und sich am Gürtel zum schlanksten Ebenmaß verengte; dort hielten die kleinen weißen Hände ein hellfarbiges Tuch zusam-

men, das sie nonnenhaft um Hals und Kopf geschlagen hatte, und aus welchem, als der Lichtschein sie ganz umfloß, unter einem Gedränge schwarzer Locken ein feingeröthetes Antlitz mit einer etwas gebogenen Nase und einem kleinen aber blühend rothen und neckisch aufgeworfenen Munde gar lebhaft hervorblickte. Als sie vor Theobald hintrat, blieb sie wie überrascht stehen und sah ihn einen Augenblick verwundert mit ihren großen schwarzen Augen an. Dann schnell erröthend grüßte sie ihn eilig und schlüpfte an ihm vorüber die Treppe hinunter.

Das anmuthige Bild hatte einen lebhaften Eindruck auf ihn gemacht und schwebte ihm droben auf seinem Zimmer und zwischen seinen Büchern unaufhörlich vor der Seele; bei Allem, was er anfing, störte es ihn. „Unnütze Neugier!“ sprach er bei sich selbst, du „plagst mich ja sonst nicht. Was kümmert dich ein fremdes Mädchen?“ Mit Eifer nahm er eine Arbeit nach der andern vor und bemühte sich ernstlich, die Erinnerung zu verscheuchen, konnte aber doch nicht lassen, früher als sonst zu seiner Beschützerin hinabzueilen, indem er sich noch unterwegs vornahm, ernsthaft an der Unterhaltung Theil zu nehmen und nach der Fremden durchaus nicht zu fragen. Wie erschrack er aber, als er die Unbekannte bei der Baronesse am Tische sitzen und mit der Bereitung des Thee's beschäftigt sah, wie freute er sich, als er die kleine lebensfrische Erscheinung am Platze der geschiedenen Lectrice erblickte. Das heitere offene Lächeln, mit dem ihn die Kleine begrüßte, als das Freifräulein beide miteinander bekannt machte, that ihm unendlich wohl, er erwiederte es, ohne es zu wissen, und als die alte Dame ihm sagte, sie heiße Me-

lanie, prägte er sich's ein, als könne er es vergessen. Er setzte sich zu ihnen und betrachtete mit Wohlgefallen die raschen und entschiedenen, doch anmuthigen Bewegungen seiner neuen Bekannten. Sie sprach mit sanfter aber klangreicher Stimme äußerst lebhaft, so daß ihm immer die „geflügelten Worte" Homer's dabei einfielen, und was sie sagte, so wie die Weise in der sie sich äußerte, machten ihm einen ganz eigenen Eindruck. Es schien den ganzen jedesmaligen Inhalt ihrer Seele vollständig auszusprechen ohne irgend einen Vorbehalt oder Rückhalt; Alles war unbeschreiblich frisch und offen und keine Spur zu entdecken von erkünsteltem Wesen, von Schüchternheit oder Zweifelhaftigkeit. Die Proteusnatur der menschlichen Seele, wie sie stets dieselbe und allaugenblicklich eine andere, trat aus ihr bis zum Erschrecken offen hervor, so daß dem Beobachter das ganze magische Spiel dieser Verwandlungen vor Augen zu liegen schien. Darin aber lag der Zauber ihrer Erscheinung, daß diese ganze Art zu sein angeborene und unverfälschte Natur war. Theobald ward ihr schon an diesem Abende völlig zu eigen. Sie wurde das erste Bild seiner Träume, sein erster Gedanke beim Erwachen, die stete Begleiterin seiner Einbildungskraft. Er war gefesselt eh' er sich dessen bewußt wurde, er wurde es um so mehr, je öfter er sie sah. Auf Melanie machte die Erscheinung des schönen knabenhaften Jünglings die lebhafteste Wirkung; sie folgte ihrer Natur und verhehlte das Wohlgefallen nicht, das sie bei seiner schüchternen Widmung empfand.

Das Freifräulein bemerkte kaum die gegenseitige Zuneigung ihrer jungen Hausgenossen, als auch der Gedanke ihr ganzes Herz erwärmte, in ihrer unmittelbaren

Nähe einen wirklichen Roman abspielen zu sehen, welcher nothwendig ein unglückliches Ende nehmen mußte. Täglich sann sie auf neue Pläne, die beiden Hauptpersonen in eine wahrhafte Leidenschaft zu verstricken, und konnte noch immer zu keinem Entschlusse gelangen. Aber die Begebenheiten gingen mit all ihren Plänen durch, ehe sie sich noch auf den Sitz des Wagens geschwungen hatte.

Die Gemüther der jungen Leute gehörten einander schon an, ehe sie sich noch etwas Anderes als das Gleichgültigste gesagt hatten. Das ausgesprochene Wort hat eine eigene Gewalt, vor der Beide noch zurückstrebten. Jeder von ihnen konnte Wohlwollen, Zuneigung, ja Liebe in den Blicken des Anderen lesen, aber durch ein Wort, durch eine Berührung es gegenseitig auszudrücken, wollte sich Keiner entschließen. Dadurch steigerten sich die Empfindungen Beider mehr und mehr. Theobald zeigte sich, als er seines Zustandes endlich inne geworden war, in einer unendlich liebenswürdigen Verschämtheit; es war als scheute er, was er zugleich auf das heißeste wünschte, er fühlte sich wie ein glücklich Träumender, der aufzuwachen fürchtet, wenn er den eingebildeten Besitz sich ganz zuzueignen wagen wollte. Melanie dagegen empfand ihr Glück mit vollem Bewußtsein, sah aber auch desto klarer, welcher Erhöhung es noch fähig sei. Die Verzagtheit Theobald's peinigte sie, und doch konnte sie dem glühenden Knaben darüber nicht unwillig sein, um ihn nicht noch mehr zurückzuschrecken. Daneben quälte es sie, daß sie zum ersten Mal in ihrem Leben eine Empfindung in sich zurückdrängen und verschließen mußte. Denn hätte ihre Gebieterin ein natürlich freies, ja nur theilnahm-

loses Wesen gezeigt, sie würde ihr auch nicht die kleinste Falte ihres Herzens verborgen haben, aber das Andeuten, Winken und Lauern der alten Dame stieß sie völlig ab. Sie konnte die Fülle ihrer Empfindungen nicht mehr zurückdrängen und war in der leidenschaftlichsten Aufregung.

So sah sie eines Nachmittags, während die Baronesse Mittagsruhe hielt, aus dem Fenster ihres Stübchens in den stillen, durch Bäume und Mauern abgeschlossenen Garten hinab und beobachtete Theobald, der in Gedanken verloren auf und abging und nur dann und wann sich niederbog, um ein niedergeregnetes Blümchen aufzurichten oder an sein Stäbchen zu binden. „Wie schön er ist!“ sagte sie zu sich selbst. „Und wahrlich, er liebt mich. Jedes Wort, jede Bewegung, jeder Blick sagt es mir, nur er selbst nicht. Und warum nicht? Ist er doch sonst offen, natürlich und so herzlich. Brauchte er sich meiner Liebe zu schämen? Aber das ist ein thörichter Gedanke. Nein, ihn bindet ein Etwas, eine Macht, die er selbst nicht kennt, nur fürchtet. Es ist etwas Geisterhaftes um diese unfreiwillige Gebundenheit, und unbeschreiblich leid thut er mir, der arme Gefangene. Und was ist jene Macht? Ich kenne sie auch nicht, aber fürchte sie nicht. Darf sie uns um unser Glück betrügen? Sollen wir, während wir unsäglich glücklich sein könnten, uns von einem Gespenste trennen und quälen lassen? Könnte ich jetzt nicht zu ihm treten und mit einem Worte ihn aufwecken aus seinen Geisterfesseln, und er wäre selig und ich? — Ich weiß wohl, wie die Menschen darüber reden würden. Lernt' ich sie doch eher kennen, als die Liebe. Liebe haben sie nicht, sondern Sittsamkeit, Zurück-

haltung, Entsagung, Selbstgefühl, Rücksichten, und wie manches noch, das sie Anderen und sich selbst vorlügen, worin sie sich pressen und ängstigen. Ach Gott, schufst du die Menschen denn nicht natürlich? und sie machen dein Geschöpf zur Unnatur. O ich kenne die abgekälteten Mädchen dieser Zeit! Wie verächtlich würden sie mir den Rücken wenden, ginge ich nun hinunter und sagte zu ihm: „Theobald, du liebst mich ja; warum sagst du es nicht, damit wir glücklich sind? — Sollen wir immer neben einander hingehen wie Verbrecher, die nicht sagen dürfen, wie es ihnen um's Herz ist? Sollen uns die Tage so entschlüpfen, bis er scheidet und wir Seligkeiten betrauern müssen, die wir nie genossen? Nein, nein! Liebe fliegt wie ein Vogel geradehin durch die Luft, um die krummen Wege der Erde unbekümmert. Und doch hält mich etwas zurück. Was ist es nur?" fuhr sie fort, indem sie nachsinnend den Finger auf die Lippe legte. Sie glaubte es gefunden zu haben. „Wie? Furcht vor dem Uebermuth und Hohn jener Frauen und Mädchen? Müßte ich nicht Ihresgleichen, müßte meine Liebe nicht Lüge sein, wenn mich das hielte? wenn mich das hinderte, den besten Menschen glücklich zu machen? Soll ich denn noch zögern? Bei Gott, nein!"

Damit sprang sie in einer seltsamen Mischung von Leidenschaft, Scheu und Entschlossenheit von ihrem Sitze auf, eilte in den Garten hinab und flog mit geräuschlosen Schritten zu dem Gebüsch, in dem sie Theobald erblickte.

So oft und so lebhaft sich auch Theobald's Gemüth mit Melanie zu beschäftigen pflegte, so war sie doch gerade in diesem Augenblicke nicht der Gegenstand sei-

ner Gedanken. Seine Seele erfüllten vielmehr jene religiösen Bedenken und Forschungen, deren früher Erwähnung geschah, und nur im Vorübergehen hatte er den kleinen Zierden des Gartens gleichsam mechanisch einige freundliche Dienste erwiesen. So kniete er eben auf dem Rasen hinter einem Gebüsch, beschäftigt, eine hangende kleine Staude an ihr Stäbchen zu binden, als er plötzlich Geräusch von Schritten hinter sich vernahm und in der Ahnung der lieblichen Ursache sich umwenden und aufspringen wollte. Aber eine kleine zitternde warme Hand hielt seinen gesenkten Kopf nieder und eine liebe Stimme sprach flüsternd: „Bleiben Sie so, Theobald! kehren Sie sich nicht um!“ Er gehorchte verwundert. Deutlich hörte er ihr Herz pochen in schnellen Schlägen. Eine sonderbare Ahnung berauschte ihn und versetzte ihm den Athem. Warme Hauche spielten ihm um den Nacken und stockend fuhr die Stimme fort: „Theobald, bist du nicht mein? — Warum verschweigst du's? — Warum sollen wir einander nicht angehören? — Nein, höre noch“ — fuhr sie fort, als er bei diesen Worten zusammenzuckte und sich aufrichten wollte. Aber ihre Hand versuchte umsonst ihn noch zu halten. Der Zauber, der Theobald's Gefühle in Fesseln gehalten, war gebrochen, ungehemmt durchströmten sie ihn, er war wie im Taumel. Er sprang auf und wandte sich um. Die beiden schönen Wesen sanken in seliger Trunkenheit aneinander, sie umschlangen sich mit den Armen, als wollten sie sich nimmer wieder trennen, und die brennenden Lippen vereinigte ein heißer langer Kuß. „Melanie! meine Melanie! War ich nicht längst schon dein? Ach, ich war wie ein Blinder mitten im Himmel. O du hei=

lender Engel, und du mein?" flüsterte Theobald, indem er sein Gesicht von ihr zurückbog, um seine Augen an dem reizenden, glühenden Geschöpfe zu weiden, um sich seines lieblichen Eigenthums bewußt zu werden. Dann drückte er die schlanke nachgiebige Gestalt wieder an sich und küßte ihr die weiße Stirn, die schwarzen zartgewölbten Augenbrauen und die Augen, die aus den halbgesenkten, schwarzbewimperten Augenliedern ihn so tief leuchtend, so trunken anblickten. Sie führten einander zu einer nahen Bank und holde Liebkosungen und süße Worte ließen ihnen die Welt umher und die entfliehenden Minuten vor der Fülle des reinsten Liebegenusses verschwinden. — Können solche Augenblicke vergessen werden? Können solche Seligkeiten einst den Namen der Täuschung tragen? —

Ein heftiges Schellengeläut im Hause riß sie aus ihren Träumen. Melanie sprang empor, drückte Theobald einen flüchtigen Kuß auf den Mund und winkte ihm zurückzubleiben. „Die Baronesse ruft!" sagte sie und eilte in das Haus.

Theobald wollte sich auf sein Zimmer einschließen, aber es litt ihn droben nicht, es trieb ihn hinaus. Er durchschweifte die Gegend und kehrte erst spät heim. Vergebens suchte er die Ruhe auf seinem Lager. Er bedurfte mehrerer Tage und öfterer Wiederholungen ihrer Zusammenkünfte, um sich in seinen neuen Zustand zu finden und darüber zur Besinnung zu kommen. Die Gesellschaft der Baronesse vermied er fast ganz, denn er empfand eine lebhafte Abneigung sie zur Vertrauten seines Verhältnisses zu machen, und fürchtete doch, sich in ihrer Gegenwart zu verrathen.

Melanie war im Genusse von Theobald's Liebe selig

und befriedigt, und fühlte in der Wiederkehr seiner Umarmungen und Liebkosungen, in dem ausschließlichen Besitze des schönen Jünglings ihr Glück völlig beschlossen. Ihre Gedanken und Wünsche überschritten diesen Kreis nicht, während sie innerhalb desselben mit einer Lebhaftigkeit, mit einem Feuer walteten, vor welchem der ruhigere Theobald oft erschrak.

Theobald gedachte oft der Zukunft und malte sich im Geheimen die Freude eines dereinstigen häuslichen und ehelichen Beisammenseins mit den schönsten Farben aus. Erwähnte er aber dergleichen gegen die Geliebte, so bat sie ihn, davon zu schweigen. „Verlangst du denn mehr von mir als meine Liebe? Kannst du mehr wünschen als was du besitzest?“ pflegte sie ihn zu fragen. Darauf wußte er nichts zu erwiedern. Er gab sich der Fülle der Gegenwart hin, und in verborgener Glückseligkeit entschwanden ihnen Wochen und Monate.

Die Baronesse, deren geistiger Scharfblick das Schicksal ihres körperlichen theilte, obwol sie sich ausdrücklich des Gegentheils zu rühmen pflegte, glaubte indeß in dem Benehmen der jungen Leute einige Entfremdung zu bemerken und gerieth in nicht geringe Besorgniß, von dem Schicksale um den gehofften Roman völlig betrogen zu werden. Sie hatte seither zur Herbeiführung einer leidenschaftlichen Katastrophe eine solche Menge von Plänen gemacht, daß sie ihr bereits über den Kopf gewachsen waren, daß sie mit Tantalusqual dazwischen stand, ohne sich für einen entscheiden zu können. Verzweiflungsvoll griff sie endlich blind zu und zog einen der wunderlichsten Einfälle bei den Haaren heraus. Als sie das zappelnde Geschöpf von allen Seiten besehen, fand sie, daß es eine Lobrede auf die Ehe sei, und da

keine Zeit zu andrer Wahl übrig war, so blieb es dabei. Darnach bestimmte sie eines Abends, als Theobald und Melanie bei ihr saßen, die Vorlesung und hub nach deren Schlusse ihre Rede an. Nachdem sie zuerst Vielerlei vorgebracht und daran mehreres Andere geknüpft, trat sie mit der auffallenden Behauptung hervor, daß die Ehe ein schon sehr altes Institut sein müsse, woraus sie nach Aehnlichkeit des Familienadels schloß, daß man ihr deßhalb nicht genug Ehre und Gehorsam beweisen könne. Sie hob darauf die allgemeine Menschenpflicht zur Eingehung der Ehe aus Gründen des Christenthums und der poetischen Gerechtigkeit hervor und wandte sich dann plötzlich an Melanie, mit der Frage, ob sie sich zu diesem wichtigen Berufe noch nie in Gedanken vorbereitet habe?

Die Befragte hatte wenig auf die lange Rede hingemerkt, aber auf die letzte unumwundene Frage erwiederte sie sofort mit ihrer eigenthümlichen Offenheit: „Nein. Und ich werde es auch nie thun.“

„Kind, Kind!“ rief die Baronesse, „ich hoffe nicht, daß dir der Himmel die Empfindungen einer fühlenden Seele so ganz versagt hat?“

„Wollen Sie mit diesen Worten bezeichnen, was man sonst einfach Liebe nennt,“ erwiederte Melanie, „so weiß ich, daß mir die Fähigkeit dazu gegeben ist.“

„Nun,“ versetzte das Freifräulein, „hängt damit denn nicht der zarte Wunsch ewiger Vereinigung in den holden Banden der Ehe innig zusammen?“

„Weshalb?“ fragte Melanie ihrerseits und fuhr dann mit Wärme fort: „Gnädige Baronesse, ich bin gewiß eine so gute Christin, als ich sein kann, und der Him-

mel vergebe mir, wenn ich irre, aber es ist meine innigste Ueberzeugung, daß das was die Menschen Ehe nennen, eine schreckliche und unheilvolle Einrichtung ist. Ach Gott! habe ich nicht an meinen eignen Eltern und Geschwistern die grausamsten Beweise gesehen? Es gab keinen redlicheren Mann, als meinen Vater, keine vortrefflichere Frau als meine Mutter, wahrlich, sie hatten sich einst auf das heißeste geliebt, und doch lebten sie unglücklich, und nur, weil sie abweichende Religionsmeinungen hatten. Sollte die höchste Religion nicht Liebe sein?"

„Gewiß, gewiß," sagte die Baronesse.

„Nun, dann haben mich hundert Beispiele belehrt, daß Liebe eben durch die Ehe nicht mehr das Höchste bleibt. Mein Bruder liebte seine Braut, als betete er eine Heilige an, und jetzt als Vermählte verkümmern sich Beide das Leben in unseligen Zwisten. Zu gerichtlicher Scheidung ist kein Grund, und man weiß, wie die lieblosen Menschen eine freiwillige Trennung schmähen und beschimpfen würden. So schleppen nun Beide ihr Leben mißmuthig dahin und verlieren ihre köstlichsten Jahre in Quälerei und Bitterkeit."

„Aber es giebt auch glückliche Ehen," sagte die Baronesse.

„Ja," erwiederte Melanie, „was man so glücklich nennt. Es giebt Vermählte, die einander ertragen, ehren, unentbehrlich werden, die Einen Willen haben, sich aneinander erfreuen, die lebhafteste, partheilscheste Freundschaft für einander fühlen, — aber Liebe? Weiß ich recht, was Liebe ist, so ist es Feuer, nicht irdisches, das an seinem Stoffe sich verzehrt, sondern himmlisches wie das der Sonne; so ist es ein Labequell, nicht wie

der in der Flasche, der berauscht und dann dahin ist, sondern wie der lebendige Born im Walde, der ewig sich selbst erneut. Das Alles ist sie aber nur, solange sie frei gegeben, frei empfangen wird. Soll ich — Gott helfe mir, wenn ich Etwas sage, das Jemand mißfällt! aber die Wahrheit muß ich sagen, — soll ich mir die Augenlieder zerschneiden um des Sonnenlichts willen? oder mich in dem Quell ertränken, weil mich dürstet?“

„Kind, das sind gefährliche Meinungen,“ sagte die Baronesse, ihre thörichten Absichten über das Interesse der Unterhaltung vergessend. „Du hast aus verfehlten Verhältnissen Irrthum eingesogen und dein irriges Urtheil ist durch widrige Berührungen zu früh gereift, um wirklich reif zu sein. Mit solchen Grundsätzen kannst du dich und Andre in's Unglück stürzen.“

„Beim Himmel nicht!“ erwiederte das lebhafte Mädchen mit Feuer; „wohl aber mich und Andre so glücklich machen, als es Menschen durch rechte, reine Liebe sein können; und unsäglich glücklich können sie dadurch sein. Aber nie, nie, beim ewigen Gott, nie würde ich in den kirchlichen Mord einer Liebe willigen, die zur Ewigkeit geboren ist.“

„Seltsames Kind!“ sagte die Baronesse und schwieg, um diese Eigenheit in ihren Gedanken mit dem Bilde zu vereinigen, das sie sich bisher von Melaniens Charakter gemacht hatte.

Theobald aber stand auf und verließ das Zimmer mit einem stummen Abschiede. All seine Gedanken überstürzten sich, seine Gefühle drehten sich in schwindelerregendem Strudel. Er wußte weder was er wollte, noch was er that. Es war tief in der Nacht,

als er sich angekleidet auf dem Bette liegend fand, ohne sich zu entsinnen wie er dahin gerathen sei.

Theobald konnte nicht zweifeln, daß Melanie ihre innigste Ueberzeugung ausgesprochen hatte, dazu kannte er sie zu genau. Er war zu jung, um ihr Verhältniß anders als mit dem leidenschaftlichsten Ernste zu betrachten; er besaß zu viel Moral und zu wenig Menschenkenntniß, um es mit einiger Freiheit und Leichtigkeit aufzufassen. Wie ein geschliffenes Schwert stand ihm der Gedanke vor dem Herzen, daß er ihre Liebe schändlich mißbrauche, wenn er nach dieser Erklärung eine Verbindung länger unterhalte, die seine Geliebte nur in unausweichbares Elend verstricken müsse. Denn soviel wußte er von der Welt und menschlichen Zuständen, soviel lehrte ihn seine eigene Leidenschaftlichkeit, daß der Fortbestand eines so innigen Verhältnisses ohne die Aussicht auf eine Verbindung, die jede Gewährung heiligte, undenkbar und in den gegenwärtigen Lebensformen unmöglich sei. Dennoch konnte er den Gedanken nicht fassen, dieses Verhältniß aufzulösen, an welchem Alles zu haften schien, was er je von dem Leben Schönes, Liebliches, Beseligendes erwartet hatte. Die einzige Hoffnung blieb ihm, durch Bitten und Gründe den Wahn der Geliebten zu besiegen.

Am folgenden Nachmittage zur gewöhnlichen Stunde war er mit ihr im Garten. Er sagte ihr Alles, indem es ihm einen heftigen Kampf kostete, seine Fassung zu behalten. Es gelang ihm, ihr eine Haltung und Ruhe dabei zu zeigen, die mit seinem Innern im schneidendsten Widerspruche stand. Sie war über seine Reden erstaunt, gerührt und tiefbewegt.

„Theobald,“ sagte sie endlich, indem sie neben ihm

sitzend seine Hand zwischen ihren Händen hielt und liebkosete, „Theobald, sollte uns unsere Liebe so wenig werth sein, daß wir sie den thörichten Meinungen und Einrichtungen der Menschen opferten, die sie nicht begreifen? Hältst du meine Treue für so arm, daß ich ihretwegen sie nicht lächelnd ertrüge, die Verläumdung, den Hohn, die Schmähung der unfreien Menschen, die sich in ihrer Dumpfheit so klug, in ihrem Wust so rein dünken? Willst du durchaus, daß ich nicht mit meinen Augen, daß ich Alles nur durch die Brille Andrer sehen soll? Soll ich eine Ueberzeugung heucheln, die mir fremd ist, und durch mein Thun meine Herzensmeinung zur Lügnerin machen? Wäre das nicht wahrhaft schlecht und abscheulich? Wäre ich dann werth, dich zu lieben und von dir geliebt zu sein? — Ach Gott," fuhr sie bitterlich weinend fort, „wohin ich komme, von Kind auf, martern mich die Menschen, weil ich anders sein soll, als ich bin, und anders sprechen und handeln soll, als ich denke und fühle. Und sogar du, Theobald, machst es nicht anders, als Alle. Aber Gott weiß es, ich kann nicht anders."

Theobald vermochte sich nicht länger zu bezwingen. Erschüttert, in der heftigsten Aufregung stürzte er vor ihr nieder, drückte ihre Hände, daß sie ihr schmerzten, und bat, flehte, beschwor sie, sich loszureißen von dem verderblichen Irrthum, durch den sie ihn und sich selber zu Grunde richte. „So wahr Gott lebt, Melanie," rief er endlich, „beharrst du dabei, so wäre ich ein Schändlicher und Elender, der die edelsten Gefühle mit Füßen tritt, wenn ich länger eine Flamme nährte, die dein Glück und dich selbst zerstören muß, und es ist meine heilige Pflicht, ein Band zu zerreißen, das

dich durch deine verkehrte Beharrlichkeit in den Abgrund reißen würde, während es uns auf den Gipfel des Glücks ziehen könnte. Du machst mich unglücklich, Melanie, wenn du auf deinem Entschlusse beharrst."

Erschöpft, blaß und mit geschlossenen Augen lehnte sie das liebliche lockige Haupt zurück und sagte leise aber bestimmt: „Theobald, der Himmel vergebe es mir, aber ich kann nicht anders."

Theobald erhob sich und starrte sie an. Sein ganzes Herz weinte. Aber sein Entschluß war gefaßt. Zitternd bog er sich über sie und küßte sie auf die bleiche Stirn zwischen die schönen schwarzen Augenbogen. „So lebe wohl, Melanie," sagte er mit Anstrengung und bebender Stimme, „und vergieb mir meine Liebe." Er sah, wie sie ohne die Stellung zu ändern bei diesen Worten zusammenfuhr, wie sie noch bleicher wurde, und sich große schwere Tropfen durch die langen zusammengefalteten Wimpern drängten. Es schnitt ihm durch die Seele, es hielt ihn an dem Platze fest, wie mit eisernen Klammern, aber er riß sich los. Fort durch den Garten, durch das Haus, über die Straßen eilte er. Die Gegenstände glitten an ihm vorüber wie Traumgebilde. Flucht war sein einziger Gedanke, Flucht vor dem Theile seines Selbst, den er blutend bei der Geliebten zurückgelassen.

Er begab sich geradeswegs zu dem befreundeten Lehrer. Dieser Mann war, trotz seiner einseitigen Verstandesrichtung in der Wissenschaft, mild, theilnehmend und weichgesinnt im Leben, und verdiente und besaß Theobald's größtes Zutrauen. Seiner Verschwiegenheit und Behutsamkeit konnte Theobald sicher sein. Ihm

vertraute er soviel er vermochte und mußte, und überließ ihm zu bedenken und zu beschließen. Nach manchen Beredungen und Berathungen, bei denen der theilnehmende Lehrer nur zu oft die Pflicht eines Tröstenden und Ermahnenden üben mußte, sagte derselbe endlich: „Augenblickliche Trennung, lieber Otten, wird euch Beiden das Heilsamste sein. Sie wollten ja ohnehin in wenigen Wochen zur Universität abgehen. Wohlan! nehmen Sie Extrapost und eilen sie sogleich dahin. Es mag heißen, ein Freund habe Sie plötzlich dahin berufen. Ich werde Ihre Angelegenheiten ordnen, Ihre schnelle Abreise bei der Baronesse rechtfertigen, bei den Lehrern entschuldigen und vor anderen Menschen auf mich nehmen. Ihre Sachen und Zeugnisse sende ich Ihnen sofort nach. Dort werden Sie Zerstreuung, vielleicht Trost finden."

In wenigen Stunden saß Theobald im Wagen und rollte einsam mit seinem Schmerze durch die dunkele Nacht.

In wenigen Tagen war er in Göttingen, wo er in freiwilliger Einsamkeit seinen Schmerz und die tausend Vorwürfe zu bekämpfen suchte, die er sich jetzt über sein Benehmen machte, während der treue Lehrer all' seine Zusagen redlich erfüllte.

In wenigen Jahren nannte Theobald seine Liebe zu Melanie nur noch eine schmerzliche aber selige Täuschung. Er hatte nie wieder von ihr gehört. —

Sein weiteres Leben und Treiben kennen wir. Die Wahl seines Fachstudiums war ein Wunsch des Barons, der fortwährend väterlich für ihn sorgte. In der zu Anfang dieser Geschichte mitgetheilten Unterredung erkannten wir zum Theil seine Geistesrichtung,

deren fernere Entwickelung er einem unablässigen Weiterstreben verdankte, und wir dürfen nun zu den anfänglich angeknüpften Begebenheiten zurückkehren, wenn wir zuvor nur noch bemerken, daß dasjenige, was Theobald aus den Gebieten der Abstraction und der Vergangenheit zuerst wieder auf Leben und Gegenwart hinwies, das Gewahrwerden des organischen Gesetzes weltgeschichtlicher Offenbarung war, dessen Sprüche er in den damaligen Weltbegebenheiten gewaltig mahnend zu vernehmen glaubte.

## Fünftes Kapitel.

Auf! in das Leben hinaus! Die Gefahr harrt,
doppelt gerüstet.
Beut Raubthieren die Stirn, aber den Schlangen
entfleuch!

Bei der letzten Heimkehr unseres Freundes nach Göttingen verließen wir ihn in einen Ehrenhandel verwickelt, den ihm seine unter den damaligen Deutschen ziemlich seltene Begeisterung für den gewaltigen Mann zugezogen hatte, der eine Zeitlang ganz Europa erschütterte. Sein erstes Geschäft war, dem Gegner in einem kalten aber höflichen Schreiben den Tag zu bestimmen, an welchem er sich zur Ausmachung der Sache an dem vorgeschlagenen Platze einfinden werde. Dann bereitete er seine Abreise vor.

Wir übergehen die letzten Tage seines Aufenthalts in der Universitätsstadt, in denen er vor dem verwirrenden Gedränge des Besuchmachens und Besuchempfangens, des Einpackens und ähnlicher Besorgungen, wie sie ein völliger Wechsel des Wohnorts aufzuerlegen pflegt, nirgends zu reiner Stimmung und Besinnung kommen konnte, und treffen Theobald jetzt, wie er in bequemer Wanderkleidung, einen Strohhut auf dem kurzlockichten braunen Haar, ein leichtes Ränzlein auf

dem Rücken und einen derben Reisestab in der Hand rüstig den ausgebreiteten Waldungen entgegenschreitet, die sich unter dem Namen des Sollinger Waldes von dem rechten Ufer der Weser bis weit in das Land hinein erstrecken.

Die Beklemmung, mit welcher er vertraute Umgebungen und gewohnte Beschäftigungen verlassen, um einem Lebenskreise entgegenzugehen, dessen Fremdheit und Beschränktheit ihn unbehaglich anfröstelte, wich allmählig dem frischen Naturgefühle, das der anmuthige Wechsel von bewaldeten Höhen und beackertem Gefilde, feuchten Wiesengründen und freundlichen Dörfern in ihm rege machte. Die hügelige Beschaffenheit der Gegend erhöhte das Ahnungsreiche, das jede Wanderung im unbekannten Lande begleitet. Wenn das Alter sich umwendet, um die Genüsse untergegangener Frühlinge in der Erinnerung zu erneuern, so erwartet die vorwärts eilende Jugend das Glück hinter jeder Anhöhe, die vor ihr liegt, und findet sie es dort nicht, hinter der folgenden. In jedem versteckten Thale, hinter den Gebüschen jedes Hügels hoffte Theobald Neues zu erleben, Liebliches zu erblicken, Wunderbares zu vernehmen, und das unbestimmte Hinaushoffen in die nächste Zukunft ließ ihn die Vergangenheit sowie die bevorstehenden ernsten Begebenheiten in heiterm Leichtsinne vergessen. Mit fröhlichem Glückwunsch über das günstige Wetter begrüßte er die vorüberziehenden Landleute, die mit ernsten Gesichtern ihr Gespann auf's Feld trieben. Den heimkehrenden Milchmädchen rief er muntere Neckereien zu, daß sie stehen blieben, um dem schönen lustigen Wanderer nachzublicken. „Tausend Böses wünsch' ich euch auf den Rücken!" sagte er

zu dem grünröckigen Jäger, den er mit der Flinte durch den Forst streifen sah, und der braune Waldgesell grüßte ihn mit fröhlichem Lachen, wol wissend, daß ein solcher Wunsch dem Jäger Glück bringen soll. Dann wanderte er wieder in grüner Einsamkeit zwischen schlanken Buchenstämmen „hügelauf und thalhinab," bis ihm die durchscheinende Lichtung abermals eine für den Pflug und den Heerd geordnete Fläche ankündigte.

Plötzlich unterbrach die Stille ein heftiges Gespräch in der Nähe, das sich aus gebrochenem Hochdeutsch, französischen Aüsrufen und Flüchen und plattdeutschen Gegenreden wunderlich zusammenmischte. Theobald eilte auf die Stelle zu, und traf einen elegant gekleideten Reiter auf einem kostbar aufgezäumten, hellbraunen Pferde, in lautem Wortwechsel mit einem Bauern hinter dem Pfluge, der ihm, wie er glaubte, auf seine Fragen nicht gehörige Antwort ertheilen wolle, unter dem Vorgeben, daß er ihn nicht verstehe. In der Nähe hielt ein Diener in Livree, gleichfalls beritten und ein drittes leeres Handpferd am Zügel führend. Theobald mischte sich in den Streit, indem er den Franzosen in dessen Landessprache anredete und sich zum Dolmetscher anbot. Der Fremde nahm es mit Freuden an und erkundigte sich durch Theobald's Vermittelung über den Weg nach Höxter, auch ob es wahr sei, daß der Wald von räuberischem Gesindel beunruhiget werde, und ob nicht etwa in der Nähe Gensdarmen im Quartier lägen, die ihn durch den Wald geleiten könnten.

Das Gesicht des Bauern erheiterte sich zwar, als ihn Theobald in seiner niedersächsischen Mundart anredete, doch blieb das Mißtrauen in seinen Augen und

er behielt fortwährend mit dem Pflugstabe in der Hand eine Stellung bei, als fühle er große Versuchung, trotz der Anzahl seiner Gegenpartei, lieber derb auf sie loszuschlagen, als eine genügende Antwort zu geben. Auf die an ihn gerichteten Erkundigungen erwiederte er, warum man ihn mit so unnützen Fragen in der Arbeit störe? das ausländische Volk kennte das Land schon besser als nöthig sei und brauchte die Leute nicht nach dem richtigen Wege zu fragen, wenn es sich schon darauf befände. Seit neun Wochen, wo man die beiden französischen Steuerbeamten im Walde todtgeschlagen, habe er von räuberischen Anfällen nichts gehört, bekümmere sich auch um dergleichen nicht. Wenn sie so große Lust hätten, französische Gensdarmen zu finden, so würden sie deren genug in Uslar antreffen, das zwei Stunden seitwärts von dort läge. Damit wandte er sich kurz wieder zu der Arbeit und trieb seine Stiere mit dem Anrufe: „Jü, Osse!" die langen Furchen hinab, ohne die Reisenden noch eines Blicks zu würdigen.

Theobald theilte dem Fremden von den Eröffnungen des unerschrockenen Pflügers soviel mit, als er für gut und nöthig hielt, und wollte seinen Weg weiter fortsetzen, allein der gesellige Franzose, der in ihm sogleich den Mann von Bildung erkannt hatte und sich für seine hülfreiche Dazwischenkunft erkenntlich zeigen wollte, lud ihn ein, wenn es ihn sonst nicht derangire, ein kaltes Frühstück mit ihm unter dem Schatten des vor ihnen liegenden Waldes zu verzehren. Theobald hatte keinen Grund, ein so höfliches Anerbieten auszuschlagen. In wenigen Minuten waren sie auf einem anmuthig kühlen Plätzchen angelangt; der Diener half seinem Herrn aus dem Sattel, schlang die Zügel der Pferde um ei-

nen Baum, und nachdem er einen schmucken Reisekober seines Inhalts entledigt, breitete er auf einem weißen Tuche an der Erde ein reichliches Frühmahl vor den Reisenden aus, alles mit der Gewandtheit und Zierlichkeit eines pariser Garçon anordnend.

Indeß Beide sich der schmackhaften Speisen gemächlich bedienten, beeiferte sich der Fremde die Unterhaltung im Gange zu halten, und jeden Anschein von Neugier oder Absicht mit großer Gewandtheit vermeidend, wußte er das Gespräch so zu lenken, daß er bald mit Theobald's Namen, Verhältnissen und Reisezwecken bekannt war. Mit nicht minderer Feinheit holte er Theobald's Gesinnungen aus, und da dieser sich ohne Zurückhaltung aussprach, schien er Vertrauen zu ihm zu fassen. Theobald erfuhr von ihm, daß er Graf Voraillon heiße, in dienstlichen Verhältnissen zum westphälischen Hofe in Kassel stehe, und in Angelegenheiten desselben unterwegs sei.

„Früher, mein Herr, war ich Soldat,“ sagte er. „Ich habe den Kaiser fast in allen seinen Schlachten begleitet. Sie werden bemerkt haben, wie schwer mir die Bewegung des Absitzens wird. Ich wünsche, die östreichische Kugel, die mich bei Wagram dergestalt dienstunfähig machte, hätte diese Gefälligkeit einem Manne erwiesen, der ein größerer Freund des bürgerlichen Dienstes wäre, als ich. Es kann einem Manne nichts unangenehmer sein, mein Herr, als durch den Eigensinn des Glücks in eine Laufbahn getrieben zu werden, die weder seiner Neigung entspricht, noch seiner Lust zur Thätigkeit genügt. Ich möchte verzweifeln, daß ich hier die kleinlichen Geschäfte einer überall mit Mißtrauen umgebenen Regierung ausführen muß, während

Napoleon die große Armee mit den glorreichsten Erfolgen in die Ebnen Rußlands führt und jeden Tag seinem Ruhme Denkmale setzt, deren er kaum noch bedarf. — Uebrigens dürfen wir nicht länger zögern. Es thut mir leid, mein Herr, daß meine Reiseküche nicht besser ausgestattet war. — Pierre! packt ein und zäumt die Pferde auf! — Ich setze voraus, mein Herr, daß Sie die Begleitung eines alten Soldaten nicht ausschlagen werden. Geselligkeit ist der Nerv des Lebens, obwohl Ihr Herren Rechtsgelehrten dafür das Geld erklärt, das freilich auch nicht zu verachten ist. Ich habe Ursache zu fürchten, daß unsere heutige Straße nicht ganz sicher sein dürfte. Auf allen Fall möchten einzelne Reisende Grund haben sich einander anzuschließen. Ich ersuche Sie, mein Herr, den Gebrauch eines meiner Pferde nicht abzulehnen."

„Ich habe keinen Grund Etwas zu besorgen," entgegnete Theobald, bei dem, er wußte selbst nicht warum, der Fremde einiges Mißtrauen erregte. „Bei einem reisenden deutschen Studenten sucht kein Räuber was ihn locken könnte; auch ist die Gegend, soviel ich weiß, ganz sicher."

„Ohne Umstände, mein Herr," sagte der Graf, der den Einwand zu überhören schien. „Wählen Sie unter den Pferden."

„Verzeihen Sie," sagte Theobald, „ich möchte Ihre zuvorkommende Gastlichkeit nicht damit vergelten, eins Ihrer schönen Thiere müde zu reiten, noch Sie der Annehmlichkeit berauben, damit zu wechseln. Auch hatte ich bereits die Ehre zu bemerken, daß für mich durchaus kein Anlaß zu Befürchtungen vorhanden ist."

„Aber für mich, mein Herr," sagte der kluge Fran=

zose jetzt mit Offenheit, nicht ohne Grund voraussetzend, daß diese Erklärung für den jungen lebhaften Mann hinreichend sein werde, die Gesellschaft nicht auszuschlagen. „Darum wählen Sie, mein Herr! der Braune geht sichrer und geschmeidiger, aber der Rappe hat mehr Feuer und Leben und ist sehr gut geritten. Er ist aus dem fürstlichen Marstall zu Detmold und, auf Ehre, ausgezeichnet dressirt, nur für einen Mann von meinen Körperleiden oft allzulebhaft."

„Das liebe ich eben," entgegnete Theobald, „und es ist mir sehr angenehm, eine so gütige Erleichterung meiner Reise einem Manne zu verdanken, von dem man überzeugt sein kann, daß ein befürchteter Ueberfall nicht Folge seiner Denkungsart und seiner Handlungen ist."

In den letzten Worten schien Etwas zu liegen, das dem Grafen mißfiel. Er sah Theobald mit einem stechenden Blicke an, ohne jedoch mehr als einige höfliche Phrasen zu erwiedern.

Pierre hatte eingepackt, die Pferde herangeführt und nahm Theobald's Ränzlein in Empfang. Sie stiegen auf und lenkten durch den Wald, während der Franzose die Unterhaltung wieder begann.

Für Theobald war es äußerst anziehend, einen Kriegsmann, der so lange in Napoleons Nähe gelebt, von den Fahrten, Schlachten und Reden des gefeierten Helden sprechen zu hören. Der Fremde war unerschöpflich in Beschreibung und Beispielen von der übermenschlichen Selbstüberwindung des Kaisers in dringenden Lagen, von seiner dämonenartigen Ruhe, Sicherheit und Geistesgegenwart inmitten der ungeheuersten Ereignisse, von der geflügelten Schnelligkeit, mit welcher sich sein Geist des Unerwartetsten bemächtigte, von der genialen Kraft,

mit der er alle Umstände, die widrigsten selbst, in Diener und Boten seines Willens zu verwandeln wußte. Von dem Allen erzählte der Graf mit Geist und Lebhaftigkeit, mit besonderer Vorliebe aber entwickelte er seine Zeugnisse von Napoleons Kriegs- und Friedenspolitik: mit welchem unbestechlichen Blicke er jedesmal das Geringere dem Wichtigeren unterzuordnen und aufzuopfern wisse, unverwirrt von Liebe und Haß, von Täuschungen des Gefühls und Forderungen einer kleinbürgerlichen Moral, so daß das Geschrei eines ganzen Volks ihn nicht hindern könne durchzusetzen, was sein Ruhm und der Ruhm Frankreichs und der Vortheil seiner riesenartigen Macht verlange.

Theobald fand diese Behauptungen unvereinbar mit dem Ideal, das er sich im Stillen von dem großen Manne ausgebildet, und wagte einige Einwürfe dagegen, allein der rasche Südländer, ganz entgegengesetzter Meinung darüber, bewies ihm die Wahrheit seiner Aussprüche durch zahllose Beispiele in sprudelndem Redeflusse. Den Thatsachen vermochte unser junger Freund nicht zu widersprechen, und er gestand sich, wäre die Auslegung des Grafen die richtige, so würde das hohe Heldenbild in seiner Seele tief hinabsinken müssen. Ueber die Unsittlichkeit einer solchen Politik wollte er sich nicht äußern, das hieß ihm die Auslegung der Thatsachen zugeben. Er schwieg daher und half sich, wie Jugend und Enthusiasmus sich zu helfen pflegen, indem er still bei sich den Handlungen des Kaisers, die der Franzose für seine Ansicht vorbrachte, andere und edlere Beweggründe unterlegte und ihnen dadurch den Stachel benahm, mit dem sie den Adel seines Helden vergiften wollten.

Unter diesen Gesprächen waren sie tiefer in den Wald gekommen und der Boden hob sich allmählig. Die Seiten des Weges rückten enger zusammen, stiegen höher und steiler auf, und bildeten endlich einen tiefen, anscheinend wenig befahrenen Hohlweg, in welchem sie fortritten. Der Graf schien besorgt zu werden, seine Reden wurden schneller und abspringender, er zog seine Pistolen aus der Holfter, prüfte die Schlösser und steckte sie wieder ein; endlich befahl er seinem Diener vorauszureiten und zeitig Nachricht zu geben, wenn ihm etwas Verdächtiges aufstoße.

Theobald konnte sich eines Lächelns nicht enthalten. Sein Begleiter bemerkte es und sagte, indem er sein Pferd zurückhielt: „Sie lächeln über meine Vorsicht, mein Herr. Aber eine Bande Buschklepper auf unbekanntem Terrain — Bedenken Sie, mein Herr! Unter geschlossenen Cameraden gegen feindliche Linien, Schanzen und Batterien zu gehn, wie bei Austerlitz, ist ganz etwas Anderes. Obwohl in einem französischen Königreiche, sind wir doch gewissermaßen in Feindes Lande. Mein Dienst legt mir oft Pflichten auf, die einen getreuen Diener leicht der Mißdeutung und Leidenschaftlichkeit preisgeben. Ein Kundschafter, ich will sagen ein Vertrauter, der um Manches weiß, hat mir kurz eh' ich das Vergnügen hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen, eine bedenkliche Warnung zugehen lassen. Meine Geschäfte gestatten keine Verzögerung. Pflichtstrenge liebt nur der, dem sie nützt, außerdem verschafft sie nur Feindschaft. In der umliegenden Gegend hab' ich — Halt! was ist das?"

Sie hielten an und lauschten. „Für dasmal gilt es nur den Bäumen," sagte Theobald, indem er die

Zügel wieder nachließ, „Es sind die Schläge einer Holzaxt.“

Gleich darauf hörten sie Pierre in scheltendem und befehlendem Tone sprechen und eine einzelne Stimme in dem Dialecte der Landleute träg und rauh darauf antworten. „Nur vorwärts!“ sagte der Graf, „Pierre giebt uns kein Zeichen. Es kann nichts Besorgliches sein. Pierre ist klug und treu.“

Sie ritten um eine Biegung des Weges und erblickten den Anlaß zu Pierres Zorn. Von herabgestürztem, gehauenem Baum- und Strauchwerke war die Straße dort dergestalt gesperrt, daß es den Reitern unmöglich war durchzukommen, ehe ein großer Theil des Holzes zur Seite geräumt war. Auf der bewachsenen Höhe rechts vom Wege stand ein starker, breitschultriger Mann, halb wie ein Landmann, halb wie ein Kohlenbrenner gekleidet, das Gesicht von Kohlenstaub und Ruß geschwärzt, und warf, ungeachtet der Scheltreden Pierres, den Vorrath geschlagenen Holzes, der noch neben ihm lag, mit großer Gemüthsruhe zu dem Uebrigen in den Weg hinab.

Theobald rief ihn an: „Was bedeutet das, Landsmann? Warum versperrt Ihr Reisenden die Straße? Geschwind! eilt, daß Ihr herunter kommt, und macht die Bahn frei. Der Diener wird Euch helfen.“

„Ei was!“ erwiederte der Mensch mit der trägsten Gleichgültigkeit, „ich brauche nicht jedem Narrn auf den Dienst zu passen.“

„Darum,“ rief Theobald, ihm mit dem Stocke drohend, „darum vergeßt Ihr auch wol, für Eure eigene Haut zu sorgen? Aber nur geschwind, guter Freund, herunter und säubert den Weg!“

„Nun gar nicht!“ sagte der Angeredete und verschwand hinter den Bäumen. In demselben Augenblicke fiel ein Schuß und sogleich ein zweiter. Erschreckt wandten sie sich um und erblickten in einiger Entfernung hinter sich vier Menschen, in ihrem Aeußern dem Ersten ähnlich, die mit Flinten bewaffnet in den Hohlweg herabsprangen. Ihnen zu entfliehen war unmöglich: vorn und zu den Seiten war der Weg versperrt, im Rücken von den Angreifern abgeschnitten. „Teufel!“ rief der Graf, hastig die Pistolen ziehend und den Hahn spannend, „da ist kein Weg, als über die Schurken. Rasch! Eh die verschossenen Kugeln ersetzt sind.“ Damit spornte er sein Pferd, seine Begleiter folgten seinem Beispiele, Theobald hielt sich in gleicher Linie neben ihm.

Die Gegner aber hatten sich schnell in dem Wege aufgestellt und die Beiden, deren Flinten noch geladen waren, schlugen auf die nahenden Reiter an, ihre Gefährten deckend, welche ihre Röhre mit neuer Ladung zu füllen eilten. Plötzlich bemerkte derjenige der Angreifer, der auf den Grafen angelegt hatte, daß sein Nebenmann auf Theobald hielt. „Dieser, dieser ist's!“ rief er in wohlklingendem Hochdeutsch und deutete auf den Franzosen. Unvorsichtig hatte er diese Mahnung mit einem Stoße begleitet, das Gewehr seines Genossen ging los und die Kugel flog durch Theobald's Strohhut, doch ohne ihn selbst zu verletzen. Jetzt sprang der Erste schnell vor die Uebrigen hin und rief dem Grafen in französischer Sprache ein donnerndes: „Halt, elender Schurke!“ entgegen. Der Angerufene, überrascht, den Klang seiner Muttersprache zu vernehmen, hielt sein Roß unwillkürlich an, indem er zurückrief: „Sehet Euch vor! Ich bin Graf Voraillon.“

„Wir wissen's!“ klang die Antwort. „Gedenke der beiden jungen Edelleute, die du zu Soldaten gepreßt, und ihrer unglücklichen Mutter, die auf deine Umtriebe beraubt und eingekerkert ward, weil sie den Aufenthalt des dritten Bruders nicht verrathen wollte.“

Theobald hörte diese Worte nicht. Er bemühte sich, das zweite Pistol aus des Grafen Holfter zu ziehen, und da sich sein Pferd in demselben Augenblicke hob und bäumte, hatte er alle Aufmerksamkeit anzuwenden, sich im Sattel zu halten und sich zugleich der Waffe zu bemächtigen.

Der Unbekannte hatte, während er sprach, die Mündung seiner Flinte gesenkt; aber als er sie eben heben wollte, um sie auf den Franzosen abzudrücken, war Theobald mit dem Pistol schußfertig, zielte auf die rechte Hand des Gegners, schoß, und traf sie so, daß der Verwundete sein Gewehr fallen lassen mußte, welches in demselben Augenblicke losging und seine Kugel in die Erde bohrte, als auch der Graf sein Pistol, doch gleichfalls ohne zu treffen, auf ihn abfeuerte.

Das Alles war mit solcher Geschwindigkeit vor sich gegangen, daß die übrigen Gegner noch nicht die Zeit gehabt hatten, ihre Waffen wieder zu laden. Der Graf übersah diesen Vortheil nicht. Schnell seinen Begleitern zurufend, ihn nachzuahmen, spornte er sein Pferd so heftig, daß es in blinder Wuth auf die Männer einsprang, sie theils zu Boden, theils zur Seite warf, und so für Theobald und den Diener eine Bahn öffnete, auf der sie dem Davonjagenden mit gleicher Eile nachfolgten. Laute Flüche und Drohungen schallten ihnen nach, verhallten aber bald vor den klappernden Hufschlägen unter ihnen.

So waren sie ohne anzuhalten und ohne sich umzusehen eine gute Strecke wieder zurückgesprengt, als ihnen Waffen und Uniformen entgegenblinkten und sie sich von einem Trupp berittner Gensdarmen empfangen sahen. „Ah, meine wackern Landsleute!“ rief der Graf dem Anführer entgegen, „fast wäret Ihr zu spät gekommen. Wir fliehen geradesweges aus den Klauen der Verräther. Diese Hunde von Deutschen — Verzeihung, mein Herr!“ sagte er, sich zu Theobald wendend, der sich mit zornigem Erröthen im Sattel erhob. „Ich bitte nochmals um Verzeihung,“ fuhr er fort. „Mein unpassender Ausdruck galt nur dem gesetzlosen Gesindel, dessen mörderischem Anfalle wir mit Noth entkommen sind. Erlauben Sie, mein Herr, daß ich diesen wackeren Leuten in Ihnen meinen Lebensretter vorstellen darf. Auf meine Ehre, Cameraden, nur der tapfern Entschlossenheit dieses jungen Deutschen danke ich es, daß ich ein Leben, welches die Kugeln von Austerlitz, Jena und Wagram verschonten, nicht durch niederträchtige Mörderhände eingebüßt habe. Ich wünschte, mein Herr, daß alle ihre Landsleute Ihnen glichen. Aber auf ein Wort!“ sagte er zu dem Anführer der Gensdarmen und ritt mit ihm zur Seite.

Beide besprachen sich eine ziemliche Weile miteinander und der Führer des Trupps schien dem Grafen große Ehrerbietung zu erweisen. Pierre drängte sich indeß unter die Gensdarmen, erzählte, prahlte und theilte ausführlichen Bericht über das Vorgefallene mit.

Theobald hielt mit seinem Pferde seitwärts von den Uebrigen, sie betrachtend und den sonderbaren Vorfall bedenkend, in den der Zufall ihn verwickelt hatte. Er wußte ihn sich nicht zu enträthseln. Das zerrissene

Welttreiben war ihm zeither zu fremd geblieben, die Neigungen und Beschäftigungen, denen er sich Jahrelang gewidmet, hatten ihn zu sehr in's Entlegene und Allgemeine geführt, als daß er den Zustand seines Vatervolkes in seiner Besonderheit hätte genugsam begreifen können. Wie viel weniger hätte er denn eine gewaltsame, grelle, vereinzelte Erscheinung begreifen sollen, die nur aus dem Zustande des Ganzen zu erklären war. Von einem Raubanfalle konnte nicht die Rede sein; die verwegene Ausführung einer Privatrache, die den Jahrhunderten des Faustrechts entsprach, schien ihm mit der Gegenwart im scharfen Mißklange zu stehen; am meisten verwirrte es ihn, daß er sich durch Sprache, Haltung und Benehmen der angreifenden Personen, überzeugt halten mußte, daß wenigstens zwei, wo nicht drei von ihnen den gebildeten Ständen angehörten. Wie es darum aber auch sein mochte, was auch dem gesetzwidrigen Angriffe zum Grunde liegen mochte, im höchsten Grade unangenehm, ja schmerzlich war es ihm, einen Landsmann verwundet, vielleicht verstümmelt zu haben um eines Unbekannten willen, dessen Benehmen ein unerklärliches Mißtrauen immer mehr in ihm rege machte. Die Zufriedenheit, die ein kräftig entschlossenes Handeln zur Errettung des eignen, noch mehr eines fremden Lebens zur Folge haben sollte, konnte er nicht empfinden, und die Lobsprüche, die er Pierre und die Gensdarmen seinem Verhalten ertheilen hörte, klangen ihm mehr widrig als schmeichelhaft. Er beschloß, sich der unbehaglichen Lage, in der ihn die Verbindung mit dem Franzosen festhielt, sobald als thunlich zu entziehen.

Der Graf hatte das Nöthige mit dem Führer der

Gensdarmen indeß verabredet. Ein Theil der Bewaffneten wurde nach dem Kampfplatze gesandt mit der Weisung, von dort aus den Spuren der Verbrecher zu folgen und auf alle Weise zu versuchen, ihrer habhaft zu werden. Einige andere wurden den Reisenden zur Begleitung gestellt. Der Anführer und zwei seiner Leute stiegen ab, und machten es sich auf dem Grase bequem, um die Ausgesendeten zu erwarten. Unsere Reisenden beabschiedeten sich und setzten ihre Fahrt unter Führung Eines der Leute, der des Weges kundig war, in einer von der früheren abweichenden Richtung fort.

Der Graf gesellte sich wieder zu Theobald und überhäufte ihn mit Lob und Danksagen für sein Benehmen, brach indeß davon ab, als er bemerkte, daß jenem diese Erinnerung nicht angenehm zu sein schien. Da ihn Theobald um eine nähere Erläuterung des Vorgefallenen bat, wich er aus, erfreut, wie es schien, daß seinem Begleiter die Reden des unbekannten Angreifers entgangen waren.

„Es würde mich äußerst verdrießen,“ sagte Theobald, „wenn dies Ereigniß Anlaß gäbe, daß ich in dem Orte unseres gemeinschaftlichen Reiseziels aufgehalten würde. Ich soll mich zur Ausmachung eines Ehrenhandels zu bestimmter Zeit an verabredeter Stelle einfinden, und Sie könnten mich sehr verbinden, Herr Graf, wenn Sie mich langwieriger, gerichtlicher Verhandlungen überhöben.“

„Sie werden durchaus nicht aufgehalten werden,“ erwiederte der Graf. „Ich selbst wünsche, daß die Sache kein Aufsehen mache. Unsre Zustände verlangen, daß man solchen Verbrechern nur insgeheim nach=

spüre, um nicht Anderen, die gleich gefährliche Gesinnungen hegen, die Möglichkeit zu zeigen, diesen auf ähnliche Weise Luft zu machen."

Bald darauf gelangten sie nach Neuhaus, einem kleinen, mitten im Walde belegenen Orte, wo sie Halt machten, einige Erfrischungen zu sich nahmen und die Pferde futtern ließen. Dann setzten sie die Reise weiter fort und erreichten ohne weitere Unfälle, jedoch ziemlich spät, die kleine Stadt Höxter an der Weser.

Als sie in dem Gasthause abgestiegen waren, ließ sich der Graf ein Zimmer anweisen und beurlaubte sich bei Theobald auf einige Stunden, die er seinen Geschäften zu widmen habe, doch hoffe er, setzte er hinzu, Theobald werde ihm das Vergnügen machen, sein Gast zum Abendessen zu sein. Theobald nahm die Einladung an. Die letzten Unterhaltungen mit seinem vielerfahrenen Reisegefährten hatten ihn von neuem lebhaft angezogen und fast völlig den Verdacht zerstreut, mit dem er ihn eine Zeitlang betrachtete. Er empfahl sich dem Grafen und begab sich in's Gastzimmer.

Hier schien es sehr lebhaft zuzugehen. Bewohner des Ortes und Durchreisende saßen an den Tischen in lautem Gespräch, Andere gingen ab und zu, Alles trank und rauchte. Bei Theobald's Eintreten verstummte das laute Gerede, man sah ihn zweifelhaft von der Seite an und flüsterte dann einander zu. Diese Unsitte, durch die in den Wirthshäusern kleiner deutscher Städte die gewöhnlichen Gäste dem Fremden fühlbar zu machen pflegen, daß sie sich in seiner Gegenwart gedrückt fühlen, ebenso der dicke Dunst des Zimmers, in welchem sich die Gerüche der Getränke mit dem Tabaksqualm widrig vermengten, trieben Theobald schnell wie-

der hinaus. Er ließ sich ein Zimmer anweisen, warf seinen Rock ab, erfrischte Gesicht und Hände mit dem kühlen Wasser und streckte sich auf das Sopha, wo er die Vorfälle des Tages nochmals durchdachte und sich von der Ermüdung der Reise so eben einigermaßen erholt hatte, als es an seine Thür pochte. Er rief herein und war freudig überrascht, als er seinen alten Universitätsfreund Egibert eintreten sah, denselben, den er in seinem Wohnorte Detmold hatte aufsuchen wollen, um seinen Beistand zu dem beabsichtigten Zweikampfe zu erbitten.

„Tausendmal willkommen, alter Junge!“ rief er ihm entgegen, indem er aufsprang und ihn zu dem Sopha führte. „Was führt dich hierher? Ich hoffte dich in deiner Heimath zu treffen. Aber was hast du, Egibert? Warum dieser feierliche Ernst? Ach Himmel, du fröhlicher Gesell, sind das schon die Folgen des Amtslebens?“

„Soweit ist es noch nicht,“ sagte Egibert, indem er sich mit einer gewissen zurückhaltenden Kälte neben Theobald niederließ. „Aber --“

„Nun,“ rief Theobald, „das ist ein wunderlicher Empfang. Liegt er an dir oder an mir?“

„Mit einem Worte,“ versetzte der Andre mit gedämpfter Stimme: „Was bringt dich in das Gefolge des Franzosen?“

„Das Gefolge?“ fragte Theobald verwundert. „Ich hoffe nicht, daß du mich je in dem Gefolge weder eines Franzosen noch eines Deutschen antreffen wirst. Der Zufall hat mich unterwegs mit ihm zusammengeführt, ich fand Gelegenheit ihm einige Dienste zu erweisen, aus Dankbarkeit ließ er mich sein Handpferd reiten: das ist unsere ganze Verbindung.“

„Höre, Otten!“ versetzte der Freund: „Sei offen! der Franzose ist zu schlau, um zu einem einsam reisenden Deutschen Vertrauen zu fassen, und zu schlecht, um sich dankbar zu erweisen. Man kann in keinem näheren Bezug zu diesem Menschenjäger stehen, ohne sein Hund oder sein Wild zu sein.“

„Auf mein Wort,“ erwiederte Theobald, „ich habe Nichts, das ich zu verhehlen oder zu fürchten brauchte.“ Er erzählte dem Freunde die ganzen Begebenheiten des Tages, die jenen in langes Nachsinnen versetzten.

„Ich kann nicht finden,“ sagte Egibert endlich, „daß du hierbei anders gehandelt hast, als jeder wackre und ehrenhafte Bursch handeln mußte, solange ihm unbekannt war, für wen er es that. Wollte Gott, du hättest ihn nie gesehn, so läge diese Schlange doch endlich zertreten im Walde, von ihrem eigenen Gifte vergiftet. Weißt du denn wirklich nichts Weiteres von seiner Persönlichkeit, seinem Treiben, seinen Absichten?“

„Nichts,“ entgegnete Theobald, „als daß er sich Graf Voraillon nennt, als Offizier den meisten Feldzügen des Kaisers beigewohnt haben will und jetzt im Dienste des Königs Hieronymus zu stehen angiebt.“

„Mit seinen Feldzügen soll es seine Richtigkeit haben,“ sagte der Freund. „Vielleicht mag er dir auch seinen wahren Namen genannt haben, obwol ihm, wenn es darauf ankommt, noch hundert andere geläufig sind. Daß er aber nicht ohne Noth von seinen Dienstgeschäften gesprochen, hat seinen Grund in der Wahrheit jenes altdeutschen Spruches:

Der rühmt sich seines Amtes nicht,
Der eines Schurken Dienst verrich't.

Ja, mein Freund, dieser Graf Voraillon versteckt unter dem unscheinbaren Titel eines außerordentlichen königlichen Commissairs tausend Kniffe und Pfiffe, Ränke und Angebereien, und Schändlichkeiten und Bedrückungen aller Art. Er ist nicht bloß ein Hauptwerkzeug der geheimen Polizei, sondern wird noch in tausend anderen Geschäften gebraucht, wo die Freiheit mit Füßen getreten, wo die Gerechtigkeit mit Koth besudelt werden soll. Nach dir hat er sein Netz ausgeworfen, zum Theil hast du dich schon darin verwickelt; trennst du die künstlichen Maschen nicht mit raschem Schnitt, so ist dir nicht zu helfen, und du wirst entweder ein Verrathener oder ein Verräther."

„Ich habe keinen Grund, deine Worte zu bezweifeln," versetzte Theobald, „vielmehr bestätigen sie nur den Verdacht, der mir bei dem Wesen des Mannes mehrfach aufstieg."

Der Freund wiederholte seine Beschuldigungen und erzählte mehrere Vorfälle, von denen er näher unterrichtet war und die unwiderleglich die Wahrheit seiner Angaben bestätigten.

Theobald ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, blieb dann vor dem Tische stehen und sagte: „Höre, Lieber, ich spüre große Versuchung, diesem Elenden mit derselben Dienstfertigkeit die Larve abzureißen, mit der ich sein Leben rettete. Das Ministerium und der König müssen erfahren, welche Schlechtigkeiten unter der Hülle ihres Ansehens begangen werden. Er selbst soll Rechenschaft geben —"

„Bist du toll?" rief der Freund, und zog Theobald wieder neben sich auf das Sopha. „Glaubst du," setzte er leiser hinzu: „König Jerome und sein Mini-

sterium kennten diese Umtriebe nicht besser als wir? billigten sie nicht mehr als der Schurke selber? Aber wahrhaftig, Otten, so sehr ich deine Kenntnisse, dein edles Gefühl, deinen ehrenhaften Willen achte — so, verzeihe mir, siehst du die gegenwärtigen Zustände doch mit der gutmüthigen Unwissenheit eines Kindes an. Du hast in dich, ich weiß das von früher her, ein Bild hineingestaltet von den Menschen und Verhältnissen, wie sie sein sollten und könnten, nicht aber wie sie sind. Meinst du, es werde das Geringste ändern, wenn du dich vor die Regierung in Kassel stelltest und ihr deine Privatmeinung sagtest über die Außenseite von Dingen, die sie von Außen und von Innen kennt? Zum Dank, daß du ihr Treiben durchschaut, würden sie dich etwa in eine Reiterjacke stecken und ihrem gebietenden Kaiser nach Rußland nachsenden, oder dich erschießen lassen, wie es so vielen Anderen ergangen. Laß das gut sein. Willst du den Rath eines Freundes annehmen, der es herzlich gut mit dir meint und der die Verhältnisse genauer kennt, so mache dich von dem Franzosen los sobald du kannst. Ich fürchte freilich, daß er dich unter allen möglichen Vorwänden zu halten wissen wird."

„Im Gegentheil," erwiederte Theobald. „Ich habe seine Zusage, daß ich auf keine Weise von meiner Wanderung abgehalten werden soll. Wenn ich will, kann ich sogleich weiterreisen."

„O ja," versetzte Egibert, „in diesem Glauben wird er dich auch zu erhalten wissen und dir doch die Ausführung unmöglich machen. Du sagtest, du habest mich in meiner Heimath aufsuchen wollen. Ich erwarte jeden Augenblick die Postpferde um dahin zurückzukehren.

Magst du die Nacht hindurch fahren, so biet' ich dir meinen Wagen an. Versuch's ob du dich losmachen kannst. Oder besser, kümmere dich gar nicht mehr um den gefährlichen Menschen. Laß ihm allenfalls einige Zeilen zurück, in denen du ihm jeden Weg als den eingeschlagenen bezeichnen magst, nur nicht den richtigen, und fahre ohne Verzug mit mir davon."

„Ich nehme diesen freundlichen Vorschlag an," sagte Theobald nach kurzem Bedenken. „Auf keinen Fall aber stehle ich mich hinweg, als hätt' ich Furcht oder ein böses Gewissen. Ich beurlaube mich bei dem Franzosen und bin sogleich reisefertig."

„Nimm dich in Acht!" warnte Egibert.

„Besorge nichts!" antwortete Theobald; „ich werde so zurückhaltend und höflich sein, als ich vermag. So verhaßt er mir durch deine Mittheilungen auch geworden ist, gerade heute könnte ich ihm doch nicht sagen, wie ich über ihn denke. Denn er ist mir allerdings sein Leben schuldig geworden, das giebt mir das Gefühl einer gewissen Verpflichtung gegen ihn, und diese Erinnerung als Vortheil wider ihn zu gebrauchen, verabscheue ich. Auch hat er mir fast den ganzen Tag sein Pferd geliehen."

„O damit wird er die Rechnung für bezahlt halten," sagte der Freund und rief Theobald noch eine Warnung nach, da dieser, der sich indeß wieder angekleidet hatte, das Zimmer verließ.

Egibert hatte keineswegs beabsichtigt, seine Rückreise noch denselben Abend anzutreten, aber es lag ihm Alles daran, seinen Freund so schnell als möglich der Nähe des Grafen zu entziehen. Er war in dem Gastzimmer gegenwärtig gewesen, als es Theobald auf einige Au-

genblicke betrat, und hatte in dem jungen Manne, den Alle als einen Helfer, oder als eine Beute des Franzosen betrachteten, alsbald seinen alten Genossen wiedererkannt, ihn deshalb auch aufgesucht, um über dieses Verhältniß in's Klare zu kommen. Erfreut über Theobald's Entschluß, doch nicht ohne Besorgniß über die Folgen seiner Abschiedsunterredung, eilte er jetzt hinab, sandte sofort nach Postpferden, berichtigte seine Zeche und rüstete sich zur Abreise.

Pierre hatte Theobald indessen bei seinem Herrn gemeldet und führte ihn dann in das Zimmer des Grafen, wo dieser vor einem Tische saß, der mit einer Menge von Briefschaften, Verzeichnissen und Actenstücken bedeckt war. „Ah, mein junger Lebensretter!“ rief der Graf dem Eintretenden entgegen, indem er aufsprang und ihn zu dem Sopha am anderen Ende des Zimmers führte. „Sie wünschen mich vor der verabredeten Zeit zu treffen. Womit kann ich dienen? Aber setzen Sie sich doch!“

„Verzeihen Sie, Herr Graf,“ sagte Theobald, indem er stehen blieb und sich verneigte: „Ich komme nur, um mich von der höflichen Einladung zu entschuldigen und mich zugleich zu beurlauben. Ich habe einen Freund angetroffen, der mir einen Platz in seinem Wagen anbietet und sofort abreisen wird.“

„Nein, nein,“ sagte der Graf, „für heute lasse ich mir das Vergnügen Ihrer Gesellschaft nicht rauben. Ich werde Ihnen eine andere Reisegelegenheit besorgen. Sagen Sie Ihrem Freunde ab.“

„Unmöglich, Herr Graf. Ich habe mein Wort gegeben.“

„Er muß es Ihnen zurückgeben. Wie heißt Ihr Freund? — Pierre!“

„Bemühen Sie sich nicht,“ sagte Theobald, „ich kann nicht zurückbleiben und werde nicht zurückbleiben.“

„Aber, mein junger Freund,“ versetzte der Franzose, „entsinnen Sie sich der heutigen Begebenheiten. Es wird nöthig sein, Ihr Zeugniß darüber zu Papier zu bringen.“

„Entsinnen Sie sich gefälligst Ihres Versprechens, mich in dieser Rücksicht aller Weitläuftigkeiten zu entheben,“ sagte Theobald ernst.

„Richtig, richtig!“ erwiederte der Graf, „allein Sie haben mir den größten Dienst erwiesen, den man einem Menschen erweisen kann, Sie haben mir das Leben gerettet und werden sich meinen dankbaren Gesinnungen doch nicht sobald entziehen wollen.“

„Glauben Sie mir Dank schuldig zu sein, „sagte Theobald ungeduldig, „so bitte ich um keinen anderen, als daß Sie meiner sofortigen Abreise kein Hinderniß in den Weg legen. Was können Sie dabei haben, mich aufzuhalten? Was beabsichtigen Sie mit mir?“

„Junger Mann,“ entgegnete der Graf, „indem er ihn fest ansah, „man hat Sie argwöhnisch gegen mich gemacht, und ich gestehe, daß die Feinde der Regierung hinreichenden Grund haben mögen, mich zu fürchten. Ich meinte es gut mit Ihnen. Ich hatte mir hauptsächlich deshalb Ihre Gegenwart zum Abendessen ausgebeten, um zu erfahren, wie ich Ihnen förderlich sein könnte. Sie weisen das zurück. Allein ich setze voraus, daß Sie die Bethätigung meiner wohlgemeinten Absichten nicht ausschlagen, sondern nur aufgeschoben wünschen. Nehmen Sie vorläufig nochmals den Ausdruck meiner Dankbarkeit an, und reisen Sie glücklich!“

Theobald empfahl sich und verließ das Gemach. Von seinem Mißtrauen durch die letzte Erklärung zum Theil entwaffnet, zögerte er einen Augenblick an der Thür, nachdem er sie bereits hinter sich geschlossen, als er noch ein kurzes halblautes Gespräch zwischen dem Grafen und seinem Diener vernahm, daß ihm die beschlossene Entfernung doppelt lieb machte.

„Verdammt, Pierre," sagte der Graf, „diese deutschen Thiere fangen an uns in die Karten zu sehen."

„Der Herr Graf," antwortete der Diener, „werden schon verstehen, sie zu einer neuen Partie zu mischen."

„Gewiß, Pierre. Aber sie werden immer mißtrauischer, das taugt ebensowenig."

„Aber dieser junge Mensch, Herr Graf —"

„Was willst du?" unterbrach ihn der Herr. „Es war die beste Gelegenheit, einige Grundsteine zur Wiederherstellung des Vertrauens zu legen. Ueberdem —"

Mehr verstand Theobald nicht. Es war hinreichend, seine wieder aufkeimende gute Meinung von den Absichten des Grafen mit der Wurzel auszureißen. „Es mag dahin gestellt sein," sagte er bei sich selbst, indem er auf sein Zimmer eilte, „ob das, was ich für ihn gethan, besonderen Dank verdient oder nicht: aber wozu muß das Gemüth eines Menschen fähig sein, der einen solchen Dank nur entrichten will um selbstsüchtige Zwecke zu verfolgen, der sein erheucheltes Wohlwollen einem Menschen zuwenden kann, von dem er denselben Augenblick in den entehrendsten Ausdrücken spricht! Ist eine tiefergehende Verschlechterung denkbar? Das sind die Maden in der Fäulniß, welche die Sonne Napoleons ausbrütet! Aber ist das eine Schuld des Gestirns?"

Auf seinem Zimmer hatte er sein geringes Gepäck so

eben geordnet, als der Freund hereinstürmte. „Darfst du reisen?“ rief er. „Doch ich sehe, du bist bereit. Geschwind denn, ehe der Wind aus einer andern Himmelsgegend bläs't. Du weißt, wie schnell sich ein Wetterhahn dreht. Komm! deine Zeche ist berichtigt. Der Wagen wartet.“ Er zog den Freund eilig die Treppe hinab. Sie sprangen in den Wagen und hatten bald die Stadt hinter sich.

Der Weg war schlecht und die Stöße des Fuhrwerks verscheuchten den Schlaf, so ermüdet Theobald von den Anstrengungen des Tages auch war. Die Freunde unterhielten sich daher noch eine Zeitlang und Theobald nahm Anlaß, seinen Begleiter von dem bevorstehenden Zweikampfe zu unterrichten und um dessen Beistand zu ersuchen. Dies brachte eine lebhafte Verhandlung zu Wege, die jedoch damit schloß, daß der Freund seinen Beistand zusagte. Indeß ward es immer dunkler, der Postillion mußte behutsamer fahren, das Gespräch verstummte allgemach. Endlich versenkten Beide ihre Sorgen in die dunkle Tiefe des Schlafs, den nur der Pferdewechsel auf den Poststationen unterbrach, und ohne Aufenthalt rollte der Wagen bergauf und bergab die stille Nacht hindurch.

## Sechstes Kapitel.

Sieh, das waren die Väter, — und sieh, das beut man den Söhnen:
Aber der Vorwelt Trotz wich von dem schwachen Geschlecht.

Die Einbildungskraft kann manche Erfahrung vorwegnehmen, aber das Geld im Spiegel giebt Niemand aus. Dem helleren tieferen Auge ist eben das Ungewöhnliche das Alltägliche, darum wird es täglich von der ewigen Neuheit der Welt überrascht, und es sind nicht immer die Aermsten an Geist und Gemüth, die sich unbeholfen und als Fremdlinge durch das Leben drängen. Aber das Leben ist uns zu Theil geworden zur Verarbeitung und Gestaltung, und das ruft es uns laut zu, denn wir bedürfen nicht blos seiner, es bedarf auch unser. Ergeht dieser Ruf zum ersten Mal an den Menschen, so ist er wie ein Nachtwandler, der an entlegenem Orte geweckt wird: er schwankt zwischen Wachen und Schlaf, und weiß nicht, soll er der Stimme des mahnenden Freundes folgen oder den Antrieben der Traumwelt, die noch in ihm nachwirkt. Glücklich, wen der Ruf weckt in der Fülle seiner Kraft und so, daß er nicht wieder einschlafe; wen er trifft in

Umgebungen und Zeiten, die sich noch flüssig, noch bildsam den gestaltenden Kräften darbieten. Wer aber darauf auch verzichten muß, soll nicht verzagen. Die Götter der Erde vertheilen ihre Sterne nur an Auserwählte; die Sterne des Himmels leuchten Allen.

Wer mit Leben und Zeit reden will, muß ihre Sprache verstehen, die, wie jede Sprache, ein Zusammenfluß aus Uraltem und Allerneuestem ist. Die Vergangenheit muß ihre Umrisse durchscheinen lassen in das Gegenwärtige, die Mitwelt Licht und Schatten der Vorwelt ertheilen, dann erst begreifen wir das Gewesene, verstehen das Vorhandene, und lernen kennen, was werden soll. Eine solche Rechnung war unserm Freunde zu lösen vorgelegt und der kurze Aufenthalt bei Egibert stellte ihm die Coefficienten derselben zuerst in ihren rohesten Umrissen vor Augen. —

Theobald stieg am Morgen des folgenden Tages vor Egibert's Behausung vom Wagen. Er war erhitzt und abgespannt vom unerquicklichen Schlaf und suchte bald eine bequemere Ruhestatt, auf welcher seine Lebensgeister in wenigen Stunden zu der gewohnten ruhigen Thätigkeit hergestellt wurden.

Einige Tage verweilte er in der kleinen Hauptstadt des Lippe-Detmoldischen Fürstenthumes. Noch nicht wie jetzt durch Bauten und Anlagen verschönt und erweitert, machte sie ihm im Ganzen einen unerfreulichen Eindruck. Desto mehr behagte ihm die Umgegend, und sein Freund versäumte nicht, ihm vor Allem den berühmten Teutoburger Wald und das Thal zu zeigen, wo der Todtenbach und der Knochenbach fließen und in welchem, wie man meint, die vereinigten deutschen Stämme einst die Macht der Römer unter Varus auf-

gerieben haben. Die geschichtliche Kritik, die um den eigentlichen Schauplatz dieser Begebenheit noch immer hin und her marktet, war Theobald hierin sehr gleichgültig, und er ließ sich von Egibert, der aus dieser Angelegenheit ein Studium gemacht hatte, gern überreden, daß der Platz, den er ihm zeigen werde, eben der sei, wo der römische Feldherr am Vorabende der Schlacht den letzten Versuch gemacht habe, sich gegen die Feinde zu befestigen.

Egibert hatte schon in dem Namen seines Wohnortes einen Beweis für die Nähe jenes Schauplatzes gefunden, den er für unüberwindlich hielt. „Denn," sagte er, „Detmold hieß im achten Jahrhunderte Thietmelle: Diete oder Thiet aber heißt im Altdeutschen Volk, und melle ist dasselbe mit dem altnordischen mel, das zerreiben, aufreiben bedeutet, unser mahlen. Hiervon hieß der Hammer des Kriegsgottes: Miölnir, der Zerreiber, woraus du siehst, daß dieser Ausdruck insbesondere für das Aufreiben im Kriege galt. Daher wurde der nächste Ort von der großen Volkaufreibung Thietmelle genannt, was sich mit der Umwandlung der Mundarten allmählig zu Detmold umgestaltet hat."

Mit diesen und ähnlichen Auseinandersetzungen, die Theobald dahin gestellt sein ließ, führte er ihn eines Abends über einen waldigen Hügel auf einen kleinen Felsvorsprung, von dem sie das bezeichnete Thal überblicken konnten. Die ziemlich ausgedehnte Fläche, jetzt mit Wiesen und Ackerfeld bedeckt, war rings von dunklen Waldhügeln umgeben. Der Abendnebel schwebte über der Ebene, aus ihm ragte nur ein einzelnes höhergelegenes Gehöft hervor.

„Hier, mein Freund," sagte der begeisterte Egibert,

„hier siehst du geweihten Boden. Hierher zog Varus, als Sturm und Regengüsse und die Verhacke der Deutschen die wegsamen Ufer der leichtaustretenden Weser versperrt hatten. Denke zurück, Theobald! flieg im Geist den Strom der Geschichte zurück, alle die Jahrhunderte, und halte bei diesem großen Tage deinen Flug ein. Laß unsere Geister über ihm schweben, gleich den Raben, die seiner Opfer harreten. Der Genius Deutschlands jauchzte als er den Römer hierher seine Legionen führen sah, in das Waldland ohne Bahn und Fahrt, dessen Berge und Thäler nur dem jagdgeübten Eingeborenen keine Räthsel waren. Deutsche Schaaren, von dem bisherigen Sieger an seine gebietenden Schritte gefesselt, ahnten die Zukunft, und konnten schon den feindlichen Muth nicht mehr zügeln; die Römer ahnten sie, und schreckbringende Gespenster verwirrten ihre Geister. Noch zogen sie weiter. Aber der kühne gewandte Armin sandte ihnen aus jeder Schlucht die jägerschnellen Haufen seiner Cherusker und der verbündeten Stämme entgegen, die sie umschwärmten, verwundeten und in die Schluchten zurückverschwanden, ehe sich die geängsteten Römer auf ihre Kriegskünste besinnen konnten. Am Abende tritt Varus in dieß Thal, hier hofft er noch einen Halt zu gewinnen. Die beiden Bäche hüben und drüben begünstigen eine schnelle Befestigung. Sie ist noch unvollendet, als die Nacht einbricht. Da schlief manches Tausend Römer, schlachtgehärtete, kriegs- und kampfgewohnte Männer, auf diesem Boden die feuchte Nacht hindurch, und der Traumgott äffte sie mit glänzenden Triumphen und circensischen Spielen, mit üppigen Genüssen unter den Lorbeern und Oliven Italiens und mit den Reizen buhlender Römerinnen; und wenn sie erwachten, fühlten

sie den nassen Sturm des deutschen Himmels und fuhren zusammen, daß die Waffen rasselten, und dachten seufzend an das sonnige Mutterland, Mars Votivtafeln gelobend und Jupiter und alle Götter um Sieg anflehend. Umher aber in den Wäldern, von dem kriegsklugen Armin schon vertheilt für die morgende Schlacht, schliefen die zornigen Deutschen, die wetterharten Körper unempfindlich für Nässe und Kälte, wenig bekleidet und warm von Innern heraus. Da träumt der Jüngling, wie er den Auerochsen jagt, wie das brüllende Thier sich über ihn stürzt, wie er ihm das Schwert tief in die zottige Brust senkt: aber da ist es kein Wild, der stolze Römerfeldherr ist es, den er erschlug; nur das Horn des Stieres ist noch da, aber angefüllt mit Göttermeth, dargereicht von der Hand der glänzenden blondhaarigen Walküre, die dem Jünglinge lächelnd naht, ihn zu den goldenen Sitzen Walhallas zu geleiten. — Aber der Morgen grauet herauf, Roms Todesmorgen. Beim ersten Lichte erhebt sich das Getöse. Von allen Seiten stürzen die Deutschen auf die Legionen und ihre siegstolzen Adler herab, das Geschrei füllet das Thal und hallt aus den Bergen zurück. Auf der Höhe jener Gebäude, des Teutehofs, steht Armin und lenkt die Schlacht. Ueberall Würgen und Schlachten, Rufen und Waffenprasseln, vermischt mit dem Geheule des Sturms; Blutströme, vermischt mit dem herabrauschenden Regen, der die Bogensehne des Römers erschlafft, die nackten Glieder des Deutschen erfrischt und schmeidiget. Und die Römer sinken; Alle sinken unter den schmetternden Kolben und Schwertern der Deutschen oder durch den eigenen Stahl, dem das Gefühl der Schmach die Brust der Edelsten entgegentreibt. Da feierten die Sieger von ihrem Ta=

gewerke, um hier die Opferflamme dankbar zu ihren Göttern steigen zu lassen und ihren Todten aus den Waffen und Trümmern der vernichteten Römerherrschaft Scheiterhaufen zu thürmen. Die Feuer loderten und Siegsgesänge der Barden und der Krieger brausten umher, selbst die Verwundeten stimmten mit ein. Aber Weiber, Jungfrauen und Kinder knieeten umher und weissagende Frauen verkündeten glückliche Zeiten."

„Deine Beschreibung hat Klang genug," sagte Theobald, „aber — "

„O Freund," unterbrach ihn Egibert, „dieser Boden, diese Höhen sahen einen großen Tag, den Keiner vergessen soll, aus dessen Lippen deutsche Worte schallen. Denn er entschied den Kampf zweier Völkergeschlechter, des romanischen und des germanischen. Sprache, Recht, Glauben, Charakter und Sitte des südlichen Europa und des nordischen sind durch ihn für alle Folgezeit geschieden und abgegränzt. Dort Frankreich, Spanien, Portugal, Italien — hier Deutschland, Niederland, Skandinavien, England. So wollte es die entfaltende Gottheit. So stehen ihre feurigen Buchstaben auf allen Blättern der Geschichte. Nicht daß sie einander ewig mit feindlichem Groll bekämpfen sollen: hinüber und herüber sollen sie aufeinander wirken, wie verschiedene Lebensganze des großen europäischen Körpers, ihr Bestes einander austauschen, ihr gegenseitiges Leben steigern und fördern, aber nicht einander durchdringen. Darum leben wir in einem unnatürlichen Zustande, in einer Wirrniß von Unglück und Jammer, Uebermuth und Verbrechen, und Deutschland wüthet gegen sein eignes Eingeweide. Aber es mußte ja Aergerniß kommen, doch wehe dem Menschen, durch den Aergerniß kam. O siehe, ist es nicht,

als ob sich die Geister der erschlagenen Römer aus den Nebeln losrängen, um zu triumphiren über unsere Schmach? Wahrlich, dort reitet Varus. —"

Egibert, der sich durch sein Reden bis zum Geister- sehen aufgeregt, hatte nicht Unrecht, die Nebelgestalten, die ein leise herabwehender Wind durch das Thal trieb, mit dergleichen Erscheinungen zu vergleichen; eine vor- beifliegende Dunstwolke glich täuschend einem jagenden Reiter. Theobald lächelte über die Phantasie seines Freundes, gleichwol konnte er sich eines Grauens nicht erwehren. Er zog daher den Freund zum Heimwege zurück, indem er sagte: „Wie ist es dir nur möglich, auf eine fast zweitausend Jahr alte Begebenheit, deren Umrisse sich geschichtlich fast ganz ins Gestalt- und Farblose verlieren, noch heute so hohen Werth zu legen? Doch ich vergesse, du dichtetest, und der Dichter weiß die Bedeutung der Welt auf einer Nadelspitze zu tragen."

„Du irrst," entgegnete Egibert, indem er mit Theo- bald durch die dunklen Waldgänge zurückschritt, „ich dichtete nicht. Die Muse der Geschichte ist meine Zeugin, und da jedes Mannes Sache in zweier Zeugen Munde bestehen soll, so stelle ich dir den Genius der Sprache als ihren Genossen gegenüber. Hispanen und Gallier hatten ebenso ihre alt-eigene Sprache, Sitte und Ge- setzgebung, wie Germanen, aber sie sind romanisirt, und so sehr hatte dies römische Element ihr Leben durch- drungen, daß von ihm selbst Gothen und Franken besiegt wurden, obwol sie die Sieger jener Völker waren. Germanisches Blut mußte Europa verjüngen, aber in der romanischen Vermischung büßte es alle Eigenthüm- lichkeit ein. Alles, was uns als Germanen, als Deutsche von anderen Völkern unterscheidet, der Kern unsrer

eigensten Art und Weise, nie wäre er zur Entwickelung gelangt, ein verkrüppeltes Gewächs wäre er geworden ohne Blüthe und Frucht, eine Null in der Geschichte: hätten sich die römischen Ueberwinder Deutschland und den Norden ebenso unterworfen, wie den Süden. Und glaube mir, Theobald, wenn den Franzosen jetzt auf die Dauer gelingt, was den Römern mißlang, so wird die Folge keine bessere, vielmehr eine unendlich betrübendere für uns sein; denn wir sind nicht mehr alte Germanen."

Diese Unterredungen machten Theobald bedenklich und wenn sie gleich seine Bewunderung und Begeisterung für den allgewaltigen Helden der Zeit nicht schmälern, noch den heftigen Franzosenhaß in ihm erzeugen konnten, der damals überall im Stillen grollte, so begannen sich doch einige Zweifel bei ihm zu regen, ob es um das Heilsame der gegenwärtigen Zustände wirklich so beschaffen sei, wie er es sich aus Zeitungen, Bulletins und Proclamationen im Geiste vorgestellt hatte.

Am folgenden Tage wünschte er das Gestüt zu sehen, in welchem die berühmten Sennerpferde gezogen werden. Für Pferde hatte er eine besondere Vorliebe. „Elephant und Hund," sagte er, „mögen mitunter klüger und berechnender sein, aber jenes schwerfällige Ueberbleibsel der Urwelt kann nie so mit dem Menschen zu Einer Person, zum Centaur werden, und der treuste klügste Hund bleibt doch ein erbärmlicher Sclav. Dagegen ist das Pferd fast ein freier Freund des Menschen, furchtlos zum Kampf, treuer Reisegesell, geduldig und langmüthig solang es gut behandelt wird, aber kräftig und zornig widerstrebend der Ungerechtigkeit und Tyrannei, dem guten Herrn oft treu bis über den Tod hinaus. Es

unterscheidet Freund und Feind, hat Gedächtniß für Wohlthaten und vergißt keinen Ort, den es ein malkennen gelernt hat. Und die edle Gestalt eines wohlgebildeten Rosses! Welche schön geschwungene Linie von dem erhobenen Haupte über den gebogenen Nacken, den sanftnachgebenden Rücken, die kräftig gerundete Kruppe bis zu dem wallenden Schweife. Dann die männliche fliegende Mähne, das feurige Auge, die kräftig feinen Beine, der feste scharrende Huf! Wie schön, wenn es sich emporbäumt, und über die Fläche dahinfliegt, und sein Gewieher erschallt wie ein fröhlich triumphirendes Lachen. Ich habe einige eurer Senner gesehen," sagte er zu dem Freunde, „die mit nordischer Kraft und Festigkeit eine fast arabische Schönheit verbanden."

„Bei deiner Vorliebe für dieß edle Geschöpf," antwortete Egibert, „würdest du an dem Marstalle unserer Fürstin noch vor wenigen Jahren große Freude gehabt haben. Jetzt ist er fast ausgeplündert. Die Franzosen waren zu große Liebhaber der Freiheit und Gleichheit, um einer deutschen Fürstin hierin einen Vorzug zu gönnen."

Die Freunde ritten hinaus. Ihr Weg führte mitten durch den Wald und fast fortwährend bergan. Hier und dort waren baumlose Flächen sichtbar, deren Moorgrund oder Flugsand die naheliegende Haide ankündigten. Auf dem Rücken der Höhe stiegen sie vor einem Hause dicht am Wege ab und begaben sich durch eine altbemoosete Tannenallee zu dem Jagdschlosse, dessen Nebengebäude, die einen großen viereckigen Hof umschlossen, dem Gestüte angehörten.

„Als die Anstalt noch in Blüthe war," sagte Egibert, „fanden hier fast jedes zweite Jahr bedeutende Pferde=

verkäufe statt. Die Haide, die sich hinter jenen Hügeln mehrere Meilen weit erstreckt, dient den Gestütspferden den größten Theil des Jahres zum Aufenthalt und sie leben dort in völlig wilder Freiheit. Nur zu bestimmten Zeiten werden sie mit vieler Mühe zusammengetrieben, dann die ausgesondert, welche der Hof selbst behält, diejenigen, welche zur Zucht bleiben sollen, wieder freigelassen, die übrigen aber in diese Stallungen gebracht, meist erst am Tage vor dem Verkauf. Am eigentlichen Markttage aber war es ein eigner Anblick, wenn die scheuen Thiere aus den Ställen mitten unter den wogenden Menschenhaufen getrieben wurden, den sie zuerst groß anstarrten und dann mit wilden freien Sprüngen durchrannten. Dazwischen tönte Musik, man hörte die Gebote der Käufer, die angesehenern Besucher wurden vom Hofmarschall in dem Saale des Schlosses gastfrei bewirthet. Es waren Festtage für uns Knaben, die ich nie vergesse."

Er erzählte Theobald von der Einrichtung des Schlosses, dessen sämtlicher Hausrath aus Hirschgeweihen gearbeitet sei, von dem Einfangen der wilden Pferde und dergleichen, als sie einem alten Manne begegneten, der heftig redend auf sie zukam und als er ihrer ansichtig wurde, sie scheltend vom Hofe wies.

„Nun, nun, Alter," redete ihn Egibert an, „kennt Ihr denn eure Freunde nicht mehr? Was ist euch begegnet?"

„Ach verzeihn Sie, lieber Herr!" sagte der Mann, welcher der Gestütwärter war. „Ich hielt Sie für Franzosen. Diese Teufel, Gott verzeih's mir, machen ordentlich Jagd auf unsere Pferde. Es ist eine Sünde und Schande. Zweimal habe ich sie schon schießen hören.

Zehn Mann hoch sind sie in die Senne geritten, um sich Pferde einzufangen. Das machte mir keine Sorge, denn unsere Pferde sind zu klug und zu wild, um sich von den Spitzbuben greifen zu lassen. Aber nun schießen sie gar darnach als ob es Hirsche oder Sauen oder anderes elendes Wildpret wäre. Großer Gott, was soll aus uns werden, wenn sie uns die letzten echten Rassehengste erschießen. O die verruchten Todfeinde!"

Weinend vor Traurigkeit und Ingrimm zog sich der Alte in das Haus zurück.

„Eine solche Rohheit halte ich kaum für möglich," sagte Theobald; „doch laß uns hinausreiten und sehn was daran ist."

Egibert willigte nach einigem Zögern ein. Sie eilten nach dem Hause zurück, bestiegen ihre Pferde und ritten weiter hinaus bis wo der Wald endete. Scharf abgegränzt von den grünen Bergen erstreckte sich dort weit hinaus eine bräunlich graue hügelige Fläche, die eigentliche Senne. Auf einer Höhe zur Rechten hielt ein einzelner Reiter in Uniform und sah in die gegenüberliegende Ebene hinab. Sie ritten zu ihm. Es war ein französischer Offizier, der ihren Gruß höflich erwiederte. In der Ebene erblickten sie ein Rudel von etwa fünfzehn wilden Pferden verschiedener Größe, die von mehreren Reitern, welche gleichfalls französische Uniform trugen, auf einen kleinen mitten in der Ebene aufsteigenden Hügel getrieben wurden. Die Reiter hatten Schlingen in den Händen und sprengten hin und her, um die geängsteten Thiere zusammenzuhalten.

„Aber, mein Herr," sagte Theobald zu dem Franzosen, nachdem sie einige höfliche Worte gewechselt, „ist das recht gethan von Ihren Cameraden, ich will nicht sagen,

sich an fremdem Eigenthume zu vergreifen, aber ein so berühmtes Gestüt so rücksichtslos zu verstören?"

„Ach mein Herr," sagte der Offizier, der sich gesprächig näherte, „da haben wir in Frankreich ganz andre Gestüte. Sie sollten den Schimmelzug des Kaisers sehen. Aber ich billige das Verfahren meiner Cameraden selbst nicht und bin deshalb von ihnen zurückgeblieben. Uebrigens was das Recht betrifft, mein Herr, sehen Sie, so muß der Soldat im fremden Lande nehmen was er bekommen kann, denn gutwillig giebt man ihm nichts Gutes und das Schlechte ist für den Teufel gut genug."

„Ganz wohl, mein Herr," erwiederte Theobald, „in Feindes Lande und im Kriege mag der Soldat gezwungen sein, so zu handeln — "

„Ohne Zweifel," unterbrach ihn der Franzose. „Stellen Sie sich vor, in meinem ersten Quartier in Spanien, als wir Abends matt und hungrig ankamen, brachte mir mein Hauswirth, der frappant einem alten fetten Juden glich, obgleich er schwor, er sei ein echter alter Christ, eine halbe Melone, so zäh wie Leder, und zum Trunk einen hölzernen Becher mit Wasser, darin eine Zitronenscheibe schwamm, und schwur, das Leder, das einer Melone ähnelte, sei ein vertreffliches Abendessen, das Wasser eine delicate Limonade, und mehr vermöge sein Haus nicht aufzubringen. Aber der alte Schuft hatte seine vollen Weinschläuche und eine ganze Heerde Hühner auf einer Bodenkammer versteckt. Ich witterte so Etwas, setzte dem Spanier das Pistol auf die Brust und forderte Brot, Fleisch und Wein. Da stürzt ein hagrer Pfaff herein und ein altes Weib und ein junges Mädchen — sie hieß Ines, mein Herr, und ich lag drei Tage in dem Hause; Sie verstehen mich,

mein Herr — wie ich sage, alle drei stürzen herbei, bitten um Gnade und schwören bei etlichen tausend spanischen Heiligen, daß mir alle Lebensmittel aufgetischt seien, die zu haben wären. Was geschieht, mein Herr? In demselben Augenblick wollen die spanischen Heiligen, daß eine Henne ein Ei legen muß und so laut gackert, daß das ganze Haus schallt. Mit gespanntem Hahne bahne ich mir den Weg, folge dem Tone, und hatte für meine ganze Quartierzeit Fleisch und Wein und eine feurige spanische Dirne obendrein."

„Aber, mein Herr," sagte Theobald, „Sie sind in einem befreundeten Lande und nicht im Kriege begriffen."

„Wie, mein Herr?" war die Antwort. „Wissen Sie so wenig von der Welt? In diesem Augenblick sind Napoleon und seine unüberwindliche Armee im Begriff, Rußland zu erobern. Man meint, Murat werde sich dort ein neues Königreich erwerben, da ihm Neapel nicht behagt. Aber wie? das nennen Sie keine Kriegszeiten?"

„Glauben Sie denn hier in Rußland zu sein?" entgegnete Theobald.

„Ach Sie wissen sich zu helfen, mein Herr!" antwortete der Offizier. „Aber was hilft's? Ich habe das meinen Cameraden auch gesagt. Meine Freunde, sagt' ich, man muß der Unterworfenen schonen, fortgesetzte Feindseligkeiten erbittern. Man muß ihr Capital nicht angreifen, um nicht die Zinsen zu verlieren. War das nicht wohlgesagt, meine Herren? — Aber sehen Sie, wie man die wilden Pferde eingekreist hat. Sie rücken immer scheuer auf ihrem Hügel zusammen. Ach, der Schimmelhengst bricht durch! Recht, Grillon! schick' ihm eine Kugel nach! Gut, daß er ihn gefehlt hat, es wär'

doch Schade gewesen. Sehen Sie, meine Herren, wie der Schimmel über die Ebene streicht! Bei Gott, ein herrliches Thier! — Wie der Schuß die Andern beunruhiget hat! Teufel, sie bilden ordentlich Colonne. Jetzt mit den Schlingen zur Hand!"

Der Franzose fuhr fort, jede Bewegung der Thiere und ihrer Gegner mit Ausrufungen zu begleiten, aber die Freunde hörten nicht mehr darauf. Obgleich sie der Auftritt, dessen Zeugen sie waren, empörte, so war das Schauspiel für junge feurige Männer doch zu anziehend, um es nicht mit der lebendigsten Theilnahme zu betrachten.

Die wilden Pferde, von allen Seiten umstellt, nach allen Seiten scheu zur Flucht ausblickend, drängten sich immer enger zusammen. Der Kreis der Franzosen war etwa auf eine Entfernung von dreißig Schritten zu den Pferden herangerückt, als derselbe Offizier, der vorher nach dem Schimmelhengste geschossen, den Uebrigen zurief, Halt zu machen und die Schlingen in Bereitschaft zu setzen. Es wurde befolgt. Dann commandirte er: „Vorwärts!" und Alle spornten ihre Rosse, in demselben Augenblicke auf den Haufen einsprengend. Kaum bemerkten die Senner diese Bewegung, als sie wie verabredet brausend aus einander stoben, den Kreis der Angreifer nach allen Richtungen hin durchbrechend. Die Franzosen, deren eigne Pferde sich wild herumbäumten, warfen vergebens ihre Schlingen aus. Sobald die raschen Soldaten ihren Plan mißlingen sahn, ließen sie die Seile fallen, und im Nu prasselten ihre Pistolenschüsse den ringshin entfliehenden Pferden nach. Einige wurden verwundet, eine Fuchsstute sah man hoch aufspringen, dann zu Boden fallen, schnell sich wieder aufraffen,

weiterfliehen, und erst in großer Entfernung zusammenstürzen. Der Einzige, dessen Schlinge nicht gefehlt, war der Offizier, der den Angriff geleitet hatte. Es war ihm gelungen, das Seil um den Hals eines großen schwarzen Hengstes zu bringen, der durch die Hemmung noch wilder gemacht, sich einen Augenblick bäumte und schüttelte, dann aber mit solcher Gewalt sich hin und her warf, daß er den Mann aus dem Sattel riß und ihn, der die Beute nicht aufgeben wollte, davonjagend eine Strecke weit mit sich schleifte, bis der Franzose verzweifelnd das Seil losließ und liegen blieb. Wie ein Falke schoß der Hengst über die Fläche davon.

„Ah mein braver Grillon! Ach, mein armer Camerad!" rief der Offizier, neben dem sich unsere Freunde befanden, indem er die Spornen eindrückte und zu seinen Gefährten hinuntersprengte. Die Uebrigen versammelten sich ebenfalls um den Gestürzten; Einige bemächtigten sich seines Pferdes.

„Komm!" rief Egibert wild: „Komm! ich kann diese Menschen nicht länger ansehen. Laß uns zurück eilen!"

Sie warfen ihre Pferde herum und eilten im scharfen Trabe zurück, bis der abschüssigere Weg sie langsamer zu reiten zwang. Beide schwiegen eine Zeitlang, bis Egibert endlich seinem Zorne Luft machte. „Die elenden Tyrannen," rief er, „die Schändlichen! Menschen und Thiere müssen es entgelten, daß sie ihren Uebermuth auslassen dürfen auf deutschem Boden. O Gott! wohin wird es noch mit uns kommen! Das sind die goldenen Zeiten der Freiheit und Gerechtigkeit und Herrlichkeit, welche diese Teufel allen Völkern zu bringen versprachen, als sie zuerst die Gränzen Frank-

reichs überschritten und Republiken und Menschenrechte verkündeten. Es ist vorbei mit uns! Die freche Willkür der Franzosenherrschaft, der Soldatendespotie wird Alles unter die Füße treten, was noch recht, gut, edel heißt. Die rohe Gewalt, aufgestutzt mit den Flittern einer lügenhaften Rechtspflege, einer hohlprunkenden Scheinbildung, einer schauspielerischen Staatsform, wird uns beknechten und vor den Pflug spannen, bis die blindeste Barbarei über uns einbricht. Napoleon wird nicht rasten, bis er ein nordisch-französisches Kaiserthum gegründet, ähnlich dem alten griechisch-römischen, und wie dieses wird jenes Jahrhunderte lang ringen und sterben ohne Tod zu finden, und eine Höhle voll Verderbniß, Schande und Mord sein."

„Deine Entrüstung übertreibt," antwortete Theobald. „Du wirst doch nicht ein ganzes Volk nach den Ausschweifungen einiger zügellosen Abenteurer beurtheilen? Und unmöglich kann ein Zustand, wie du ihn vorherzusehen glaubst, aus den Erfolgen der französischen Waffen entspringen. Bedenke nur, welche Masse neuer, volksentwickelnder, allgemeinmenschheitlicher Ideen in den Geburtswehen der Revolution an das Licht traten, und jetzt im Gefolge der Eroberer in alle Welt ausgehen."

„Ich bin nicht taub für diese Ideen," versetzte Egbert; „aber wo sind sie geblieben? Wo erschallen sie noch? Etwa in der Heuchelei der neuen Verfassungen? In den erlogenen Zusicherungen aufgedrungener Herrscher? Hat Napoleon nicht höhnisch sie mit dem Absatze zerstampft, als er sich die Kaiserkrone auf das Haupt setzte? Hat ganz Frankreich ihrer nicht gespottet, als es der Krönung und dem Gekrönten lob-

jauchzte? — Ach," setzte er hinzu, da er sah, daß Theobald ihn unterbrechen wollte, „sprich nicht dagegen! Ich weiß Alles, was du sagen könntest. Ja, dein Napoleon ist ein alter Römer, dem eisernen Sinne, der erzkalten Beharrlichkeit, selbst der gedrungenen metallenen Gestalt nach. Er kam, um die Schmach des Varus zu rächen, und es gelang ihm, denn er fand nicht jene blonden gehärteten Waldsöhne mit den keuschen, freiheitlodernden, todesentschlossenen Herzen, mit den urgesunden, naturfrischeu Körpern, sondern ein weiches Stuben- und Büchergeschlecht, verdumpft in den unteren Ständen, entnervt in den höheren; erschrockne, gebogene, lockere Gemüther, siechende, verwöhnte Glieder, denen Alterschwäche schon die Geburt mitgab. Unsere eigne Entartung, unsere unnatürlichen Zustände sind die Eltern unserer Schmach."

Theobald sah, daß es vergeblich sein würde, die Ansichten des Freundes zu bestreiten, so lange er sich in dieser Aufregung befand. Er hörte dessen Ergüsse daher schweigend an und begnügte sich mit der Rolle des Tröstenden und Beruhigenden, herzlich erfreut, als ihn die Heimkehr in die Wohnung des Freundes dieser Pflicht enthob, da Egibert sofort davon eilte, um den Behörden von dem Vorfalle, dessen Zeuge er gewesen, Bericht abzustatten.

## Siebentes Kapitel.

> Sei auf Alles gefaßt, nur begehr' nicht Alles zu fassen.
> Denk': im Kleinen erscheint, was sich im Großen verbirgt.

Tags darauf sollte der Zweikampf stattfinden. Theobald kannte der nackten Schlagwaffe gegenüber keine Furcht; dazu war er sich seiner Körperkraft und seiner ungewöhnlichen Fertigkeit in Handhabung der Klinge zu sehr bewußt. Auch war ihm in den vorhergehenden Tagen kaum eingefallen, daß sich seine Empfindung darin ändern könne. Erst am Morgen des festgesetzten Tages, als er auf seinem Lager erwacht war, und für sich überdachte, was ihm das Heute bringen werde, fiel es ihm auf das Herz, daß bei der bevorstehenden Begegnung nicht von einem Wettstreite der Stärke und Geschicklichkeit die Rede sei, sondern von einem Glückspiele, bei dem es größtentheils von der Gunst des Schicksals abhange, ob er verletzt werden oder verletzen, ja im schlimmeren Falle, ob er getödtet werden oder tödten solle.

„Aber was kann sich am Ende für unabhängig von der Gunst der waltenden Mächte erklären?“ sprach er

bei sich selbst; „und in allen äußeren Dingen, wer zeigt die Gränze, bis zu der unser freies Selbstbestimmen gültig bleibt? Bis wohin kann ich über meinen eignen Körper nach Willkür verfügen? Ja die freie Selbstbestimmung meiner Seele über sich selber, hängt sie nicht von jener Macht ab, die sie auch vor Irrthum, Verblendung, Wahnsinn beschützt? Erwarte ich denn, was da kommen mag! Fiele mein Gegner — Nun, er steht, soviel ich weiß, eben so einsam im Leben als ich, und mir bleibt ja die ganze Welt offen, die mir Nichts nehmen, aber überall unendlich viel geben kann. Wer weiß, welche Bahnen sich mir aufthäten! Wer weiß, ob nicht eben auf ihnen mein Glück, mein schöneres freieres Leben verweilt, ob ich nicht gerade auf ihnen den frischen Wipfel des Daseins, die Mittagshöhe der vollsten Entwickelung alles dessen finde, was mir je groß und herrlich in das Herz klang. Sollte ich fallen — Nun, alles Leben ist eine Partie auf Gewinn und Verlust. Bisher spielte ich auf diesem Lebensboden wie die wilden Pferde der Senne. Besser, eine rasche Kugel fördert mich auf einmal auf einen neuen und sicherlich eben so heitern und lebendigen Schauplatz, als daß ich Lebenslang als Packpferd des Staats und kümmerlicher Verhältnisse an die Deichsel geschirrt auf und ab getrieben werde, wo Tausende meine Stelle ersetzen können. Oft genug lauschte ich wie ein neugieriges Kind an dem Vorhang hinter dem Sterbebette herum: was will ich denn noch, wenn er vor mir aufrauscht und ich werde hineingeworfen in das neue Dasein? Hat mir das Schicksal eine besondere Sendung gegeben, die nur ich erfüllen kann, so wird es nicht selbst am Anfange der Bahn mich zurückrufen; wo aber nicht, so mag ich fallen, und es

müßte schlimm um das All und die Lebendigen stehen, wenn ich nicht mehr gewänne als ich verlöre. Und wer verlöre an mir? Wer wird mich vermissen? Und doch weiß man sich so gern betrauert. O Melanie, warum mußte unsere Liebe aufhören! — Und warum drängt sich diese Gestalt eben heute vor meine Seele? Vielleicht weil ich ihr die einzigen Monate meines Lebens verdanke, die ich ganz in seliger Genüge verbracht? Denn voll so reinen, in sich vollendeten Glücks habe ich nie wieder eine Stunde verlebt. Ach daß wir uns trennen mußten! Und fällt deshalb nicht vielleicht die schwerste Schuld in meine Wagschaale? Ist nicht vielleicht in ihr ein allzugroßer Schmerz zurückgeblieben, als daß meine ganze damalige Rechtfertigkeit dagegen gewogen werden darf? Was will dieß immer holde Bild gerade jetzt?"

Theobald hatte sich während dieses Selbstgesprächs vom Lager erhoben und angekleidet. Er wußte nicht, wie es kam, daß ihm die traurigschöne Erinnerung an den Gegenstand seiner ersten Neigung eben heute so lebhaft wurde, daß er eben heute anfing, die Geschichte jener Verbindung in einem ganz anderen Lichte zu erblicken; es war ihm gewissermaßen angenehm, sich vor den Gedanken an die nahe verhängnißvolle Zusammenkunft in jenes Angedenken flüchten und vertiefen zu können, wie entfernt er auch war, sich dieß zu gestehen. Gedankenvoll trat er zu dem Freunde herein, den er ebenfalls still und in sich gekehrt fand.

Unter kurzen und gleichgültigen Gesprächen nahmen sie ihr Frühstück ein. Bald darauf fuhr der Wagen vor. Sie stiegen schnell ein, der Wagen rollte fort und bald sahen sie sich im Freien. Es war ein glänzender sonniger Tag, die Nacht vorher hatte es gewittert, nun

war die Luft kühl und rein, erquickliche Düfte strömten durch die Thäler, und alle Gegenstände funkelten von der Besprengung des Nachtregens in saftiger, gesättigter Färbung. Die Freunde sahen ernst in die lächelnde Natur hinaus und überließen sich schweigend ihren Gedanken.

Nach zweistündiger Fahrt erreichten sie die kleine Stadt Horn. Egibert ließ halten und sprang aus dem Wagen. Er hatte, sagte er, nothwendige Geschäfte in dem Orte, die sich nicht aufschieben ließen, Theobald solle einstweilen hinaus fahren, binnen Kurzem werde er zu Fuß nachfolgen und auf jeden Fall zur bestimmten Stunde gegenwärtig sein.

So fuhr Theobald allein weiter und sah bald, indem der Wagen um einen vortretenden Berghang bog, die zerrissenen grauen Steinmassen, die den Namen der Externsteinen tragen, vor sich aufsteigen. Der Kutscher fuhr bei dem nebenliegenden Gasthause vor und Theobald stieg aus. Es war schon ein Wagen da, und Theobald erfuhr auf sein Nachfragen von den Wirthsleuten, daß ein einzelner, nicht mehr ganz junger Fremder darin angekommen sei. Das war ihm unangenehm, er hatte sich den Ort einsamer gedacht und befürchtete Störung. Um sich zu zerstreuen und die Zeit bis zur Ankunft der Uebrigen auszufüllen, begab er sich zu den merkwürdigen Felsen, deren natürliche Beschaffenheit und die Spuren frommen Kunstfleißes betrachtend, welche die Hand der Menschen vergangener Zeiten daran zurückgelassen.

Die ganze Felsenreihe, aus Sandsteinen bestehend, glich einer etwa zwanzig bis dreißig Fuß dicken Mauer von vielleicht achtzig Fuß Höhe, die in große einzelne

Säulen auseinander gerissen war und sich gen Südosten in den allmählig aufsteigenden Berg verlor. An einer Stelle waren die mächtigen Steinkegel so weit gespalten, daß Platz dazwischen für einen geräumigen Fahrweg blieb, bei anderen Rissen hielten sie enger zusammen. Um ihr nordwestliches Ende bog sich in tiefen Ufern ein lebhafter Bach, und zu beiden Seiten der dunklen Mauer grünten die frischesten Wiesen. Die Felsen schienen in Urzeiten nur den Stock des angrenzenden Berges noch weiterhin ausgemacht zu haben, dessen weichere Umgebung hier von großen Wasserfluthen einst weggeschwemmt sein mochte. Die Säulen, an Höhe und Bildung untereinander verschieden, glichen mächtigen übereinander gethürmten Blöcken, und es ließen sich geschiebeartige wagrechte Theilungslinien fast die ganze zersprengte Fläche entlang verfolgen.

Unten an dem mittleren und breitesten der Felskegel fand Theobald eine geebnete Fläche, auf welcher in uralter erhabener Arbeit eine Abnahme vom Kreuz ausgehauen war. Dies Bildwerk, fast in Lebensgröße ausgeführt, schien ihm sehr merkwürdig. Es zertheilte sich in zwei übereinander befindliche Bilder, das obere hatte die Form eines Quadrats, das untere, halb so hoch als das obere, schloß sich seiner ganzen Breite an. Auf dem Hauptbilde oben, dessen Mitte ein breites Kreuz griechischer Form durchschnitt, sah man den Leib des Erlösers so eben herabgesunken, den Unterkörper noch am Kreuze herabhangend, den Oberkörper zur Linken über die Achseln eines Mannes, der ihn in vorgebeugter Stellung hielt, dergestalt hinüber geneigt, daß das sinkende Haupt von der treuen Mutter, deren Gestalt hinter dem haltenden Manne sich zeigte, sanft empor=

gehoben werden konnte. Rechts stand ein Mann auf einem niedergetretenen Baume, das Kreuz mit dem rechten Arm umschlingend, den linken zu dem heiligen Leichnam gewandt. Hinter diesem ein Kahlkopf im Mönchsgewande, in predigender Stellung, ein Buch unterm linken Arm. Ueber den linken oberen Winkel des Kreuzes neigte sich der himmlische Vater herab, mit zwei Fingern der ausgestreckten Rechten auf das Haupt des Messias deutend, in der Linken eine Siegsfahne, deren Schaft sich schräg über den Obertheil des Kreuzes lehnte, so daß der Raum über den rechten oberen Winkel des Kreuzes durch die ausgezackte Flagge gefüllt ward. Zur Seite über den Enden der beiden Kreuzesarme erschienen Sonne und Mond, dargestellt als Engel, die sich selber zur Hälfte mit langen Faltenschleiern bedeckten. All' diese Gestalten, wenn auch nicht ohne Härte und Steifheit ausgeführt, standen gleichwohl in einer äußerst wohlthuenden Anordnung, so daß sich jede einzelne Figur reich, voll und gesondert entfaltete, während die bezugvolle Vereinigung Aller um den Mittelpunkt der heiligen Handlung sie in einem schönen Ganzen zusammenhielt.

Das untere Bild zeigte zwei nackte, einander gegenüber knieende Gestalten, welche einen Baumstamm umfaßt hielten, der zwischen ihnen aufsteigend sich in den Fuß des Kreuzes zu verlieren schien. Beide Gestalten, von denen die linke weibliche Bildung zeigte, während die rechte bärtig war, wurden von einer drachenartigen Schlange mehrfach umwunden, deren Schweif sich über die Schultern der weiblichen Figur weiterschlang, während der Kopf mit aufgesperrtem Rachen sich über die Achseln des Mannes hinauswand. Seitwärts von dem

ganzen Bildwerke auf dem zurücktretenden Felsen zeigte sich eine einzelne Gestalt in einem Rocke, ein Beil in der Hand.

Nachdem sich Theobald dieß ehrwürdige Ueberbleibsel uralter frommer Kunst betrachtet, trat er links von demselben in einen hohen gewölbten Gang, der ihn in eine geräumige in den Felsen gehauene Höhle führte, an deren Wänden noch die jahrtausendalten Meißelschläge sichtbar waren. Sie hatte mehrere wohlausgearbeitete Oeffnungen, durch welche das Licht hereinfiel. Eine derselben erregte Theobald's Aufmerksamkeit ganz vorzüglich. Sie war von der Decke der Höhle aus schräg hinauf, vielleicht mehr als zwanzig Fuß lang, durch die Felsen gehauen, cylindrisch gehöhlt und nur von der Größe eines starken Menschenkopfes.

Als Theobald wieder heraustrat, bemerkte er in der Spalte zweier Felsen eine steile, rohgearbeitete Treppe. Er kletterte sie hinauf und gelangte auf die abgeplattete Kuppe des einen Steinkegels. Ein schwankes Brett führte ihn über den klaffenden Spalt auf den Nachbarfelsen, auf dem er durch ein ausgemeißeltes Thor in eine andere, hoch über der Erde befindliche Höhlung trat, die jedoch nach oben größtentheils offen war. In die nördliche Wand war eine rund gewölbte Nische gehauen, in deren Mitte sich eine Art Tisch mit einem Sitze an jeder Seite befand, beides Ein Stück mit dem Felsen. Ueber dem Tische war ein kleines rundes Fenster.

Auf einem dieser Sitze fand Theobald einen Fremden von angenehmen und würdigem Aeußern, der bei seiner Annäherung aufstand und ihn begrüßte. Theobald war wenig gestimmt, sich mit einem Unbekannten

in Gespräche einzulassen, doch hielt er es für unhöflich, nicht auf den Gruß des Fremden zu danken und dessen artige Anrede zu erwiedern, so sehr er sich auch zusammennehmen mußte, um seine Spannung und Zerstreutheit nicht zu verrathen. Aber schon in wenigen Augenblicken hatte ihn der Unbekannte in das anziehendste Gespräch gezogen, und bei der glücklichen Anregsamkeit der Jugend waren die besorglichen Gedanken, mit denen Theobald dem Kommenden entgegenblickte, bald in den Hintergrund gedrängt.

„Diese sonderbaren Felsen," sagte der Fremde, „tragen die Denkmäler zweier höchst verschiedenen Zeitpunkte unseres Volks, die sich beide in's graue Alterthum verlieren. Die erste Entstehung der unteren Höhle gehört ohne Zweifel noch dem alten Heidenthume an, das in Naturkräften und Himmelskörpern sich die Ahnung der Gottheit seiner Erkenntniß gemäß zurechtlegte, sie personificirte und anbetete. In jener Höhle ist eine Oeffnung nach Oben, die offenbar nur mit der mühsamsten Anstrengung gebohrt werden konnte. Durch diese Oeffnung scheint der Vollmond, wenn er in einer gewissen Höhe durch den Meridian geht, jedes Jahr einmal herein, und es ist zu vermuthen, daß damit die Feier eines altheidnischen Festes zusammenhing, welches vielleicht in dieser Gegend einer vorzüglichen Verehrung genoß. Die christlichen Steinbilder deuten dagegen auf die ersten Jahrhunderte nach Karl dem Großen, in denen die Bewohner dieser Gegenden zuerst durch Schwert und Feuer zu dem Glauben der Liebe und Duldung bekehrt wurden. Das heidnische Heiligthum scheint damals in die Wohnung eines Einsiedlers verwandelt und zugleich dieser obere Raum zur christ-

lichen Kapelle zubereitet zu sein. Sie bemerken oben in dem Steine noch die Fugen und Löcher, in denen die Balken eines Daches geruht haben, und diese Nische mit den beiden Sitzen war ein Beichtstuhl; der in den Tisch eingehauene Schlüssel zeugt es deutlich."

„Es war eine dunkle, unerfreuliche Zeit," bemerkte Theobald, „in der diese christlichen Ueberbleibsel entstanden sind."

„Wie man's nehmen will," entgegnete der Fremde. „Es war eine Zeit der Krisis, eine Zeit jugendlicher und gewaltsam strebender Kräfte, die noch zwischen alten, aus Asien herübergebrachten, im rauhen Norden gehärteten Sitten und Bräuchen und neuen, die Gemüther tief ergreifenden, Anregungen und Richtungen schwankte und kämpfte. Eine solche Zeit ist der Entwickelung sowohl Einzelner als der Massen höchst günstig, indem sich das Edle auf der Unterlage einer kräftigen Natur leichter zum Großen, das Tüchtige in unbeengter Ursprünglichkeit leichter zum Außerordentlichen entwickelt. Einer solchen Entwickelung sind dagegen Zeiten einer gesteigerten und allgemeinen Cultur deshalb hinderlich, weil sie meist mit allgemeiner Abschwächung des Geschlechtes verbunden sind. Beides ist die gemeinsame Folge des Verlustes eines ursprünglichen Lebens, das sich erst in die Welt hineinarbeiten muß. Unsere Zeit arbeitet die Welt in den Menschen hinein: darum bei aller Ueberladung das Gefühl der Dürftigkeit, darum die allgemeine Hülflosigkeit bei allen Mitteln, darum die Verkehrtheit und Lieblosigkeit bei aller Moral, darum das verzweifelte Ringen nach einem Lebensziele bei der unmittelbaren Gegenwart desselben. Sie werden heutiges Tages wenige junge Männer von

Geist und Gemüth finden, welche sich in dem was sie haben und in dem was sie erwarten jemals befriedigen zu können glauben."

„Darnach," erwiederte Theobald, „ist denn der Einzelne durch ein Naturgesetz unglücklich, wogegen sich freilich Niemand erheben darf."

„Sie vergessen," antwortete der Unbekannte, „daß der Einzelne nur zum Theil unter den Bedingungen des Ganzen steht und die Natur bei Jedem immer wieder von vorn anfängt. Das Uebernatürliche im Menschen wird dem Natürlichen, das Ursprüngliche dem Fremdartigen oder Verwandten nicht länger unterworfen sein, als es sich seinem Dienste bequemt. Wer wollte der Willkür, der Regellosigkeit, dem Uebermuthe das Wort reden? Aber ein junger Mann, dessen Wesen die Natur für das Wahre, Schöne und Rechte rein angelegt, der diese Anlage ungefälscht bewahrt und entwickelt hat, der nun seine eigene Erziehung übernimmt, — und warum sollten wir uns nicht selbst erziehen, wenn es Andre nicht mehr thun, und wir doch noch Bildsamkeit besitzen? — ein solcher junger Mann erkläre doch nur sich selbst frei von den sittlichen, geschichtlichen und gesellschaftlichen Autoritäten, er überlasse sich seiner geläuterten Natur und folge keinen anderen Gesetzen, als die ihm sein Gewissen für jeden Augenblick vorschreibt, kurz er entschließe sich, seine reine Individualität herauszuleben; und er wird erstaunen, was sich aus dem Leben machen läßt."

„Sollte das Leben nicht eben auch nur ein Stoff sein, wie jeder andere," sagte Theobald, „der zu seiner glücklichen Verarbeitung ein Kunsttalent voraussetzt?"

„Freilich,“ versetzte der Fremde, „und wenn ein großes Kunstgenie in diesem Stoffe sich glücklich entwickelt, so schafft es gerade neue Zeitepochen. Doch die Natur versagt Keinem ein bestimmtes Maaß von Fähigkeit zu einer Kunst, die sie von Allen geübt verlangt. Wenn sie aber hier wie überall ihre edelsten Erzeugnisse mit weiser Sparsamkeit austheilt, so sollen die übrigen größeren oder geringeren Talente darum keine blinden Nachahmer sein, oder ihre eigenthümliche Entfaltung in die bewundernde Huldigung überwältigender Autoritäten aufgehen lassen.“

„Aber Himmel,“ rief Theobald, „wozu dienen uns denn die erhabenen Muster eines Jesus, Sokrates, Epaminondas, Alexander, Moses, Cäsar, Luther, Napoleon?“

„Sie bringen da eine sonderbare Gesellschaft zusammen,“ sagte der Unbekannte, „die ich wohl einmal beieinander sehen möchte. Doch um von dem ersten der Genannten zu schweigen, so möchte ich wissen, was ein Mann in Privatverhältnissen von den Uebrigen andres für sich lernen wollte, als daß er sein Lebenskunstwerk mit eben der selbstständigen Eigenthümlichkeit verarbeite und vollende, wie jene das ihrige, und das führt uns ja eben an unseren Ausgangsort zurück, da der Stoff immer unendlich mannigfaltig ist. Man sollte die Kinder, man sollte sich selbst gewöhnen, wahrhaft große Männer zu lieben und zu ehren, wo möglich zu begreifen, nicht aber sich für ihre Persönlichkeit, sondern für das zu begeistern, was sie selbst begeisterte. Thun wir dies, so können wir selbst Bedeutendes werden, mithin leisten: thun wir jenes, so können wir uns höchstens als Märtyrer auszeichnen, womit am Ende Niemandem gedient ist.“

„Nach Ihrer Ansicht,“ sagte Theobald, „soll man also die sittlichen, lebengestaltenden, wissenschaftlichen und sonstigen Principien großer Männer aus Betrachtung ihres Lebens zu gewinnen und sich anzueignen suchen zur Richtschnur und zur Entscheidung in Fällen des Zweifels?“

„Ebensowenig als jenes,“ erwiederte der Andere. „Grundsätze, nach denen das Innerste des Menschen denkt, fühlt und will, sind gar nicht denkbar; Grundsätze, nach denen man handelt, sind immer nur ein Nothbehelf für den Mangel an reiner selbstständiger Natur, an Character in der vollendetsten Bedeutung des Worts. Wie wenig Ersprießliches die beiden angedeuteten Richtungen haben, erlebten Sie ja selber schon. Einem vermeinten sittlich-gesellschaftlichen Principe haben Sie vor Jahren eine beglückende Leidenschaft geopfert, einer übertriebenen Begeisterung für den Helden des Tages sind Sie im Begriff Ihr Leben zu opfern.“

„Wie, Herr?“ rief Theobald mit Erstaunen und Verwirrung, „Sie kennen mich? Sie kennen meine Verhältnisse? Und wahrlich genauer, als irgend Jemand!“

„Sie haben Recht,“ erwiederte der Fremde lächelnd, „und vielleicht weiß ich mehr davon, als Sie selbst. Uebrigens weiß ich auch, daß Sie ein sichrer und geübter Schütze sind, und daß es heute in Ihrer Hand steht, einem vortrefflichen jungen Manne das Leben zu nehmen, oder doch ihn ähnlich zu verstümmeln, wie einen gewissen Verkleideten im Sollinger Walde.“

„Herr, woher wissen Sie —?“ rief Theobald erstarrt.

„Das ist mein Geheimniß,“ versetzte der Unbekannte.

„Aber, mein Herr,“ sagte Theobald schwankend zwischen Scheu und Gereiztheit, „darf ich nicht wissen, wer der Mann ist, der so genaue Kunde von meinem Treiben und von meinen Schicksalen hat?“

„Das thut nichts zur Sache,“ antwortete der Fremde. „Sein Sie überzeugt, daß es ein Freund ist, dem es höchst erwünscht wäre, wenn Sie seinen Rath annehmen wollten, sich mit Ihrem Gegner zu versöhnen.“

„Dazu sehe ich keine Möglichkeit,“ entgegnete Theobald. Ich bin der Geforderte und würde feig und furchtsam erscheinen, wenn ich im Angesichte der Waffen meine Beleidigung zurücknehmen wollte. Auch kann ich sie nicht zurücknehmen, weil —“ Er wollte hinzusetzen: weil ich einen rühmlichen und über alles verehrten Namen gegen Verunglimpfungen zu vertreten gesonnen bin; allein die Erinnerung an das so eben geführte Gespräch ließ ihn den Satz nicht vollenden. „Uebrigens,“ fuhr er fort, „verspreche ich gern, meinen Gegner zu schonen soweit es in meiner Willkür steht, vorausgesetzt, daß Sie dies Versprechen nicht benutzen, um von ihm ein ähnliches zu erlangen.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort, es nicht dazu zu benutzen,“ erwiederte der Fremde sichtbar erheitert. „Wissen Sie übrigens, daß ich Ihrem Zweikampfe als Unparteiischer beiwohnen werde. Bis dahin leben Sie wohl.“

„Noch ein Wort!“ sagte Theobald, indem er jenen zurückhielt. „Sie wußten von meiner Neigung. Können Sie mir sagen, was aus dem lieblichen und sonderbaren Gegenstande derselben geworden ist?“

„Melanie lebt nicht unglücklich, ihre äußeren Verhältnisse sind ganz wünschenswerth."

„Ist sie noch frei?"

„Ja, und sie wird es wohl um so mehr bleiben, als die Art, in welcher Sie sich von ihr trennten, ihre Abneigung vor einer fortdauernden und unzerreißbaren Verbindung mit einem Manne in keiner Weise geschwächt hat. Frei in anderem Sinne wird sie wohl unter allen Umständen bleiben."

Theobald wagte nicht zu fragen, wie sie seiner noch gedenke. Er stand einen Augenblick schweigend, und der Fremde benutzte ihn, um sich zu verabschieden und die Felsenhöhe zu verlassen.

Unser Freund ging unruhig in dem kleinen Raume auf und ab. „Wer ist dieser Mann?" sagte er zu sich selbst; „und was bin ich ihm, daß er sich so um mich bekümmert? Woher kennt er mich? Wer hat ihm meine Geheimnisse verrathen? Hätt' ich ihn deshalb nicht zur Rede stellen sollen? Und doch hat er Etwas im Wesen, das mich davon abhielt. In welcher Verbindung kann er mit Melanie stehen? Und wenn ich ihm so viel werth bin, daß er sich um all' meine Heimlichkeiten bemüht, warum betreibt er die Beilegung dieses Zweikampfs nicht eifriger? Ich würde zwar in keinem Falle nachgegeben haben, allein wenn ihm sonst an mir liegt, warum ist er hierin so leicht zufrieden gestellt?"

Während alle diese Fragen sich in ihm durchkreuzten, trat er wieder hinaus auf den abgeflächten Nachbarfels, um dem räthselhaften Manne nachzublicken. Er sah ihn über den Weg gegen den Wald zu schreiten, unterwegs einen Daherkommenden begrüßen und an=

sprechen und dann weiter nach dem Berge gehen, wo er, wie Theobald zu sehen glaubte, abermals mit Jemandem sprach. Als der erste Wanderer näher kam, erkannte Theobald seinen Freund Egibert. Dieser mußte den Fremden also kennen. Theobald eilte die halsbrechenden Stiegen hinunter und stand in wenigen Augenblicken bei Egibert.

„Mit wem sprachest du jetzt eben?“ fragte er ihn. „Wer ist dieser seltsame Mann? Kennst du ihn?“

„Das kann ich nicht sagen,“ erwiederte der Freund. „Er ist nicht aus der hiesigen Gegend, obwohl er sich oft darin blicken läßt. Ich habe ihn nie anders nennen hören, als den Geheimen Rath. Dann und wann habe ich die merkwürdigsten Unterhaltungen mit ihm gehabt. Er scheint viel zu wissen.“

„Ja, wahrhaftig!“ entgegnete Theobald, „ich habe die sonderbarsten Dinge von ihm gehört.“

„Nun? und was?“

„Laß das gut sein, lieber Freund! frag mich nicht darum. Es thut mir leid, dir etwas verbergen zu müssen.“

„Um denn auf etwas Anderes zu kommen,“ sagte Egibert. „Ich habe mir in Horn einige Wechsel geben lassen, damit es dir im schlimmsten Falle nicht an Mitteln fehle. Ich werde sie sogleich dort im Hause auf deinen Namen indossiren, und dir dann, wenn es nöthig sein sollte, übergeben.“

„Du bist ein treuer, alter Bursch!“ sagte Theobald, indem er ihm die Hand drückte. Egibert begab sich in das Haus, und Theobald ging wieder zu dem alten Bildwerke an den Steinen, mit welchem er seine Au-

gen beschäftigte, während seine Gedanken ganz andere Wege verfolgten.

„Welch' kluge Wahl des Künstlers und der Geistlichen ist diese Darstellung!“ hörte er plötzlich neben sich sprechen. Er wandte sich und sah den Fremden, den Geheimen Rath, wie ihn Eglbert nannte, das Bild mit leuchtenden Augen betrachten. „Konnte,“ fuhr derselbe fort, „die Hauptidee, welche man den neubekehrten Christen einprägen wollte, treffender versinnlicht werden? Das ganze Grunddogma des Sündenfalles, der Erlösung und des Sieges über die Sünde spricht dieser Stein aus. Die beiden unteren Figuren stellen das erste Menschenpaar vor, knieend an dem Baume der Erkenntniß und umschnürt von der Schlange, dem Verführer, beide aufblickend wie um Hülfe und voll Reue. Welchen Anlaß gab diese Darstellung dem Geistlichen, seinen ersten Neophyten ihren vorchristlichen Zustand, dem einzelnen Sündigen seine reuelose Stellung eindringlich zu machen. Bemerken Sie, wie das Kreuz droben gleichsam nur eine Fortsetzung von dem Stamme ist, an dem die beiden Urältern knieen? Dies erinnert an den altchristlich-orientalischen Mythus, welcher das Kreuz des Erlösers höchst sinnvoll aus dem Holze des Baumes der Erkenntniß bestehen läßt. Hier folgt aufsteigend nun die Haupthandlung, der Erlösungs- und Versöhnungstod, dessen Wichtigkeit und gänzliche Vollendung die siegreich-milde Gestalt des himmlischen Vaters mit eindringlicher Geberde anzudeuten scheint. Aber wie eigen mußten auf die Neugetauften die Abbildungen der Sonne und des Mondes wirken, zweier Gestirne, die sie vordem als mitallmächtige Beherrscher Himmels und der Erden zu betrachten

gewohnt waren, und nun sich scheu verschleiern sahen vor dem Vater und dem Tode des Sohnes." *)

Ihn unterbrach die Ankunft eines Wagens, in welchem Theobald seinen Gegner und zwei Begleiter erblickte, welche ausstiegen und sich in das Wirthshaus begaben. Theobald nahm sich zusammen, um seine Bewegung nicht zu verrathen, und sagte mit angenommener Gleichgültigkeit: „Die Ausführung der Bildhauerei ist leider ziemlich roh und steif."

„Wie sollte man das von jenen Zeiten anders erwarten," sagte der Geheime Rath. „Aber dergleichen muß man mit Ruhe besprechen, die uns Beiden eben jetzt wohl ziemlich mangeln wird."

„Ganz und gar nicht," sagte Theobald wie vorher. „Die Skulptur interessirt mich außerordentlich."

„Sehen Sie, junger Freund, daß Sie abermals nicht Ihrer reinen Natur folgen?" sagte der Fremde mit ernstem Lächeln. „Sie fürchteten den Schein von Feigheit auf sich zu ziehen, wenn Sie eine Aufregung verrathen, die doch jedem Manne in solchem Momente natürlich ist, und deshalb —"

„Es scheint, als wollten Sie speciell mein Geheimer Rath sein," unterbrach ihn Theobald ärgerlich.

„Nun," erwiederte der Fremde, „dann wäre Ihr Kabinet vielleicht nicht am schlechtesten besetzt. Doch hier kommt ein Abkürzer meiner Lehrhaftigkeit."

Ein junger Mann, dessen Nase und Haar von ziemlich gleicher Röthe waren, und der in einer Hand ein volles Weinglas, in der andern eine Flasche hielt, kam

---

*) Vergl. übrigens Göthe's Werke Ausg. l. H. Thl. 39. S. 304. ff.

aus dem Wirthshause auf Theobald und seinen Begleiter zu.

„Comment suspendu!“ sagte er zu Theobald, während er sich vor dem Geheimen Rathe verneigte. „Da treiben mich die ungeduldigen Imperative heraus ohne alle Einsicht und Nachsicht in Rücksicht meines Durstes, um zu fragen, ob es gefällig wäre. Aber ich bitte — immer comment suspendu — um die Gefälligkeit, daß es nicht eher gefällig sei, als bis jedes Naturbedürfniß in Etwas befriedigt worden.“

„Das scheint bereits hinreichend geschehen,“ sagte der Geheime Rath.

„Im Gegentheil,“ versetzte der Andre, indem er wieder einschenkte. „Und ich fuße — immer comment suspendu — auf der Autorität der homerischen Helden, die immer erst zum Kampfe auszogen:

> als nunmehr die Begierde des Tranks und des Durstes gestillt war.“

„Und der Speisen,“ verbesserte der Geheime Rath.

„Verdorbene Lesart!“ versetzte der Andre, abermals trinkend und wieder vollschenkend. „Wo nicht, so mußte der geräucherte Wein der Alten nur Krätzer sein, oder die Griechen waren uncultivirte Trinker. Für das Letztere streitet die Vermuthung. Denn es heißt in einer Stelle, wo ein ächter ismariotischer Vierundachtziger beschrieben wird:

> Wollt' er von dem Wein trinken, dem röthlichen, süßen wie Honig:
> Einen gefülleten Becher in zwanzig Gemäße von Wasser
> Goß er: es duftet herauf ein süßer Geruch aus dem Mischkrug, —
> Unaussprechlich! da wahrlich erfreut' es, sich zu enthalten.

Würde so ein guter Methyolog, zu deutsch Zechkünstler, handeln?“ fuhr er fort, indem er von Neuem austrank und vollgoß. „In Ewigkeit nicht. Denn erstens heißts: wollt' er von dem Wein trinken — als ob das eine Frage sein könnte, wenn er gut war? Zweitens hält sich ein gebildeter Methyolog nicht an Süßwein. Drittens mischt er ihn nicht mit Wasser — reichte man mir nur Wein mit Wasser, würden ihn meine Thränen nicht noch mehr verdünnen? Würden sie dann über die doppelte Verdünnung nicht doppelt fließen? und würde mir so zuletzt nicht Alles versalzen? Viertens und endlich ist zwar die Beschreibung der Blume des Weins klassisch, aber die reizt Keinen zum Enthalten, sondern zum Trinken — nämlich natürlich comment suspendu. —“

„Lassen Sie es des Spaßes genug sein,“ rief Theobald ungeduldig, „und sagen Sie drinnen, wir wären bereit.“

„Nun, Herr Doctor,“ erwiederte der Andre, es wird bald Ernstes genug geben.“ Damit ging er langsam nach dem Hause zurück, indem er vor sich hin summte:

„ — und Meth aus dem Mischkrug schöpfend,
Bringt ihn der Weinschenk rings und gießet ihn ein in die Becher.“

Bald darauf trat die übrige Gesellschaft heraus, bestehend aus dem Assessor, dem rothen Trinker, der dessen Secundant war, Egibert und einem Wundarzte. Man verbeugte sich steif voreinander und begab sich dann auf die andere Seite der Felsen, zu einem einsamen, vom Wege abgelegenen Platze. Der Secundant des Assessors nahm die Pistolen aus dem Käst-

chen, das er unter dem Arme getragen, lud sie mit Egibert und maß dann mit ihm die Entfernung ab. Der Wundarzt breitete seine Instrumententasche auf der Erde aus. Dann überreichten die Secundanten die gewechselten Waffen ihren Parteien und Jeder begab sich auf seinen Platz.

Theobald, als der Geforderte, hatte den ersten Schuß. Er streckte die Hand aus, zielte auf den linken Arm des Gegners, schoß, und hatte gefehlt. Nachdem er das abgeschossene Pistol an Eglbert übergeben, schlug er die Arme übereinander und blieb auf seinem Platze stehen, indem er den Gegner mit festem Blicke ansah.

Jetzt erhob dieser seine Waffe und zielte, ward aber plötzlich bleich und ließ den Arm sinken. „So schieß' ich nicht!" rief er. „Mein Gegner hat ein Zeichen auf der Stelle des Herzens. Fort damit! sonst muß ich ihn tödten, ich mag wollen oder nicht." Theobald besah sich und fand auf seiner Brust ein kaum sichtbares Moosfäserchen, das er beim Ersteigen der Felsen abgestreift haben mochte. Er entfernte es und nahm seine vorige Stellung wieder ein. Sein Gegner, fortwährend bleich aber ruhig, zielte von Neuem, und der Schuß fiel. Theobald war am linken Oberarm gestreift. Der Wundarzt eilte herbei und befreite den Arm von der Kleidung. Er blutete heftig, doch war die Wunde ohne Bedeutung und schnell von den gewandten Händen des Heilkünstlers gereinigt und verbunden. Die beiden Gegner verließen während deß ihre Plätze nicht, aber die übrigen Theilnehmer erklärten die Sache für ehrenvoll abgemacht und geendigt.

Am froheſten schien der Geheime Rath. „Kommt, meine jungen Freunde," rief er, indem er den Assessor zu Theobald führte. „Zwei so werthe junge Männer

dürfen einander nicht länger anfeinden. Wer mit Jedem Kugeln wechseln sollte, der seine Meinungen nicht theilt, möchte leicht die halbe Welt auf dem Halse haben. Künftig dankt Gott, wenn ihr mit euren eignen Ueberzeugungen Frieden halten könnt. Das zweischneidige Schwert der Wahrheit sicher zu führen, muß man seinen Griff packen, nicht die Klinge."

Die Gegner reichten sich die Hände, mit versöhnten Blicken einander begrüßend.

„Recht so!" fuhr der Geheime Rath fort: „So sollet ihr einst noch unter Einer Fahne stehen, und Niemand wird glauben, daß es anders gewesen sein könne. Doch erst zur Erntezeit bindet man Garben."

„Nun zu den Bechern, meine Theuern!" rief der Secundant des Assessors. „Denn so wahr ich Stitzemann heiße, ich sage mit dem hochseligen Könige von Ithaka, — welcher so vielfach'

Umschweist', als er zerstöret die heilige Veste von Troja:
Denn ich glaube gewiß, daß es kein anmuthiger Ziel giebt,
Als daß fröhliche Lust durchaus sich des Volkes bemeistert."

„Um Verzeihung," sagte der Wundarzt; „die Verletzung hat zwar nicht viel zu bedeuten, doch darf der Verwundete auf keinen Fall hitzige Getränke genießen."

Stitzemann fuhr mit Entsetzen zurück und rief:

„Schrecklichster Kronossohn, was für ein Wort du gesprochen!
Wir sind aber nicht alle verwundet, und trinkt er selbst auch nicht, so hab' ich Autoritäten genug dafür, daß das Auge hell und das Herz fröhlich wird, wenn man auch nur unter lachend Trinkenden sitzt." Damit eilte er singend nach dem Wirthshause voraus.

Unter den beiden Gegnern schien der so glücklich ausgegangene Zweikampf nicht nur Versöhnung, sondern fast eine Art Vertraulichkeit herbeizuführen. Der

Assessor hob Theobald's Rock von der Erde und half ihm sich wieder bekleiden. „Wahrlich," sagte er, „es hat seinen Sinn, wenn ein altes Wort dem Teufel Macht über die Seele des Menschen zuschreibt. Das Zeichen, das Sie auf der Brust trugen, machte meinen ganzen Willen unfrei. Ich mußte darauf zielen, trotz meines innersten Widerstrebens."

„Mich wundert," sagte Theobald, während sie mit mit den Uebrigen nach dem Hause zurückgingen, „daß Sie das Fäserchen in der Entfernung sahen; es war nicht größer als eine Daune."

„Mir schien es an Größe und Gestalt wie ein Lindenblatt. Bei Gott, ich hätte die Stelle nicht verfehlt, hätten Sie es nicht weggethan."

Als sie bei dem Wirthshause ankamen, trafen sie Stitzemann in großer Geschäftigkeit. Er schleppte mit vielem Spektakel einen großen Tisch aus der Hausthür und hinter ihm kam lachend die ganze Wirthsfamilie sammt den Kutschern, Alle mit Stühlen, Flaschen, Gläsern, Tellern und dergleichen beladen. „Was stellt das vor?" fragte Egibert. „Vernunft!" schrie Stitzemann. „Der Wein muß getrunken werden wo er wächst, das heißt unter freiem Himmel. Ihr Alle wäret Thoren genug, eure Extravaganzen in einer Eierschale zu begehen, aber wenn der freie Himmel dreinscheint, das hält die Vernunft über'm Wasser. — Um's Himmelswillen, Frau Wirthin, kein solches Gesicht: der Wein wird sonst sauer. — Es muß erschrecklich viel Vernunft im Himmel und auf Erden sein, daß noch immer so viel übrig bleibt, trotz aller Verschwendung und Vernichtung. — Lacht nicht, Herr Wirth, ich spreche bittre Wahrheit und Ihr seid noch nicht bezahlt. Wenn gleich bei des Himmels Einfall die Lerchen wohl-

feil werden, so bleibt der Wein bei eines lustigen Burschen Einfall doch so theuer wie vorher. — Hierher die Stühle, Jungens! — Setzt euch, meine Freunde."

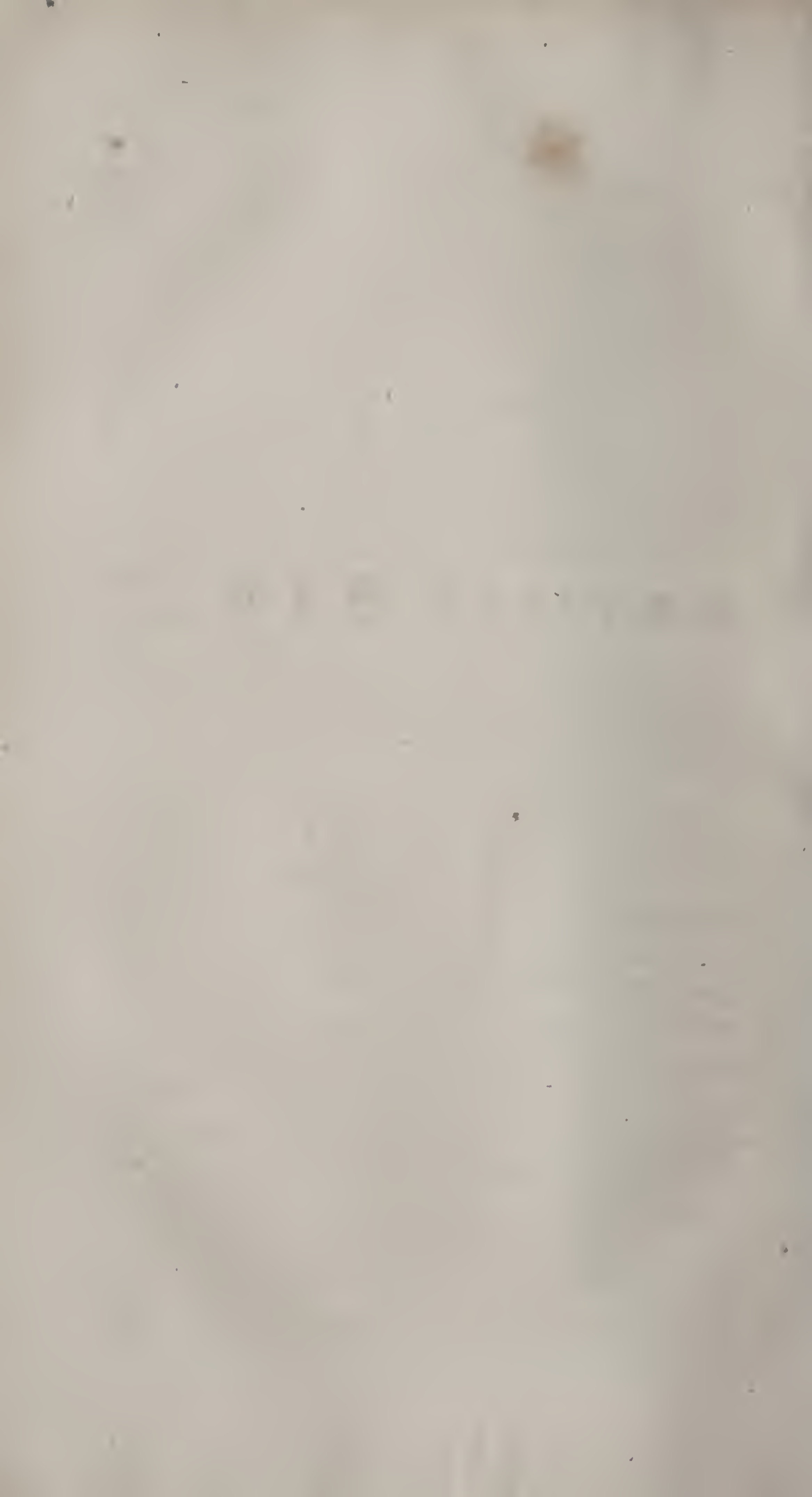
Die Gesellschaft ließ sich um den Tisch nieder, aber der Geheime Rath fehlte. Eben wollte sich Stitzemann aufmachen, ihn zu suchen, als er in seinem Wagen um das Haus rollte und sich im Vorüberfahren den Uebrigen empfahl. Theobald erkundigte sich näher nach ihm, erfuhr aber nicht mehr, als er schon durch Egibert wußte, indeß kamen Alle überein, daß er ein Mann von großen Kenntnissen, vielen Erfahrungen und bedeutenden Verbindungen sei.

„Ich will euch verrathen wer er ist," sagte Stitzemann, „aber schwatzt's nicht aus. Er ist eine neue Ausgabe des heiligen Christopher, zum Nutzen irrender Tironen, aber ohne erläuternde Noten, an's Licht gestellt. Kommt ihr in eurem Leben einmal vor ein todtes oder rothes Meer, so dankt den Göttern, wenn ihr ihn antrefft. Er trägt euch sicher hinüber, wenn ihr nur aufsteigen wollt. Glaubt dem Erfahrenen!"

Man wollte ihn ausfragen, aber es war nichts aus ihm herauszubringen, als einige homerische Verse.

Die Gesellschaft blieb noch einige Stunden zusammen und überließ sich ungehemmt der frischesten Heiterkeit. Niemand würde ihr angemerkt haben, welch' ernste Veranlassung sie zusammengeführt, ja sie selber hatte es fast vergessen. Der Wein steigerte die allgemeine Fröhlichkeit, die in dem lustigen Rothkopfe bis zur Tollheit emporsprudelte und Alle mit sich riß. Man trennte sich unter allseitigen Freundschaftsversicherungen, und als Theobald mit Egibert allein wieder im Wagen zurückfuhr, bekannte er, daß er sich noch keines so ernsten und zugleich so heiteren Tages zu erinnern wisse.

# Zweites Buch.



# Zweites Buch.

## Erstes Kapitel.

> Sieh', welch' köstliche Blüth' in dem traurigen
> Boden der Steppe!
> Und sie erschließt dir den Kelch, doch du erken-
> nest sie nicht.

Nur noch kurze Zeit hatte sich Theobald in dem Wohnorte seines Freundes aufgehalten, um die Heilung seiner Wunde abzuwarten. Sobald er sich fähig gefühlt seine Wanderung fortzusetzen, hatte er Abschied von dem treuen Genossen genommen und seine Schritte nach Norden gerichtet. Weit hinter ihm lagen schon die bewaldeten Berge, und wir treffen ihn jetzt, wie er auf einer ausgedehnten, wellenförmigen Haidefläche, einem ausspringenden Theile der sogenannten Lüneburger Haide, von seiner Wunde kaum noch belästigt, doch ermüdet von der anhaltenden Wanderung, auf zweifelhaften Fußpfaden dahinschreitet.

Mehrere Stunden waren verflossen, seit er die letzten menschlichen Wohnungen erblickt hatte. Eine Zeitlang war er durch lange düstre Föhrenwälder gewandert.

Dann verließen ihn auch diese, und von Allem, was ihn an menschliches Thun und Treiben erinnern konnte, zeigte sich ihm nichts, als hier und dort ungewisse Pfade und Räderspuren, die sich in jeder Richtung durchkreuzten. Die einzige Abwechselung für den Blick bot die Verschiedenartigkeit des Erdbodens dar, wenn hier eine braune Moorfläche an weißlichen Flugsand gränzte, dort ein schwarzer Bach träg durch traurige Binsen kroch, drüben eine kleine Erhöhung mit rothblühendem Haidekraut bedeckt war, und nur selten kleine Wachholdersträuche oder Zwergbirken dem Auge einen Ruhepunkt über der Fläche darboten. Der Himmel stimmte zur Erde. Er war mit eintönigem Grau bedeckt und kein Lüftchen regte sich.

Die Stimmung unseres Wanderers entsprach diesen Umgebungen. „Wie manches Leben," sagte er zu sich selbst, „wie manches Gemüth gleicht dieser Oede! Und wie manche Wandrung durch das Dasein beginnt, wie die meine, auf felsenmächtigen, hoffnungsgrünen Höhen, um sich in unfruchtbarer, freudeloser Steppe zu verlieren, selbst vom Anblick des Himmels und seiner Gestirne geschieden, nicht einmal vom erfrischenden Sturm aufgeschüttelt, noch im Athem erhalten durch die Plagen der Wetterlaunen. Und doch flüchten die Menschen, wenn sie einmal die Lebenshöhen und das Glück hinter sich lassen müssen, lieber in ein gleichgültig ödes Dunkel, als daß sie die Gewitter und Wirbelwinde des Daseins aufsuchten, welche die Nerven stählen und das Blut schneller fließen machen; und wahrlich, unseliger ist der, welcher weder Glück noch Unglück hat, als der ganz Unglückliche, der noch das Bewußtsein von Thaten und Schmerzen und von der Kraft rettet, die

er beiden widmet. Gütige Vorsehung, du weißt, daß ich die Fähigkeit fühle, das übermüthigste Glück zugleich zu genießen und doch unter mir in Fesseln zu halten: aber hast du es mir nicht beschieden, so entziehe mir nicht die segnenden Stürme und Ungewitter des wahren Unglücks!"

Unter solchen Gedanken verfolgte Theobald die Richtung der Pfade, die er von den letzten Ortsbewohnern erfragt hatte, indem er eine ferne Erhöhung am Horizonte fortwährend zum Ziel seiner Schritte nahm. Bei der einbrechenden Dämmerung beschleunigte er seinen Gang, aus Furcht, die zunehmende Dunkelheit möchte ihm das leitende Merkzeichen verbergen, allein es war bereits im Nebel verschwunden, eh er eines anderen Wegweisers habhaft geworden war. Doch glaubte er der Richtung noch sicher zu sein, als er an einen kleinen Bach gelangte, der seinen Weg durchschnitt. Da er näher ging, um mit dem Stocke seine Tiefe zu untersuchen, sanken seine Füße in dem morastigen Ufer ein, er mußte sich wieder zurückziehen und längs des Wassers fortwandern, um eine Stelle zum Uebergang zu suchen. Es war eben noch hell genug, um einen Platz zu finden, wo er über eingelegte Steine sicher hinüberschreiten konnte. Am andern Ufer aber bemerkte er, daß er die eingeschlagene Richtung nun völlig verloren hatte, da er sich nicht zu entsinnen wußte, wie weit ihn von derselben die vielfältigen Windungen und Krümmungen des Bächleins abgelenkt haben mochten, und so blieb ihm kein anderer Rath übrig, als ohne weiteres Abbiegen immer gradeaus zu gehen und so zu versuchen, wie bald er wieder zu Wohnungen der Menschen gelangen werde.

Auf diese Weise war er eine ziemliche Strecke fort-

geschritten und es war bereits völlig dunkel, als er plötzlich auf einer kleinen Anhöhe zur Seite vor dem helleren Himmel eine menschliche Gestalt sich bewegen sah. Er lenkte seine Schritte dahin und rief: „He, holla, guter Freund! Haltet an und nehmt mich mit!“

Die Gestalt duckte nieder und blieb stumm, aber Theobald, der tiefer stand, konnte sie noch deutlich erblicken. Einen Augenblick überlegte er, ob er sich einem Unbekannten von so verdächtigem Benehmen anvertraun dürfe, und hemmte deshalb ebenfalls seinen Schritt. Die Gestalt auf dem Hügel mochte glauben, der Anrufende habe ihre Richtung verfehlt, sie erhob sich langsam wieder und ging vorsichtig weiter. Theobald konnte jetzt wahrnehmen, daß er mit einem altergebeugten und kraftlosen Manne zu thun habe, und seine Besorgniß schwand. Mit raschen Sätzen eilte er auf den nächtlichen Wandrer zu, ergriff ihn am Arme und rief: „He, Landsmann, was ist das für ein Benehmen gegen Fremde in eurer menschenfeindlichen Wüste? Versteckt man sich hier zu Lande, wenn man von einem Verirrten angerufen wird?“

Der Mensch murmelte einige unverständliche Worte, während Theobald bemerkte, daß er seine Kleidung und sein Ränzlein befühlte. „Was habt Ihr an mir herumzutasten?“ fragte er ihn barsch.

Jetzt erhielt er endlich Antwort, indem die Gestalt in gedehntem singenden Tone ausrief: „Haltet Ihr mich für Derer Einen, die da schleichen im Dunkeln, daß sie sehen, wo sie Raub finden? Ich sehe eure Gestalt wie die Gestalt eines jungen Mannes, und Jugend kennt keine Vorsicht, sie lässet nicht die Jahre reden

und die Menge des Alters Weisheit beweisen. Was suchet Ihr an mir?"

„Verzeiht," sagte Theobald, „ich habe den Weg verloren und bin der Gegend unkundig. Um keine Zweifel an mir zu erregen: ich bin ein reisender Student, — und spreche wahrscheinlich mit einem Prediger, wie ich aus den vernommenen Worten schließe."

„Ich darf mich nicht rühmen, ein Diener des Worts zu heißen," entgegnete der Andere. „Aber leider liegt das Geschlecht dieser letzten Zeiten so im Argen, daß es die Worte der Schrift nur noch im Munde der Diener der Kirche kennt."

„Gleichviel," sagte Theobald, „seid Ihr ein Mann, der die Moral der Bibel kennt und befolgt, so darf ich mich Euch anvertrauen und Eures Beistandes gewiß sein. Wißt Ihr, wo Wendenschlag liegt? Ich dachte noch am Tage dahin zu gelangen, aber die Nacht hat mich überrascht."

„Sollte ich das Schloß des stolzen Barons nicht kennen?" antwortete der Alte. „Allein es ist bis dorthin mehr denn eine Meile und Finsterniß bedecket das Erdreich."

„Ich bin zu ermüdet," sagte Theobald, „um so weit noch zu wandern. Könnt Ihr mir kein näheres Unterkommen für die Nacht verschaffen?"

„Da sind weder Hirtenhäuser noch Schaafhürden, noch ein Dach, darunter man wohne," erwiederte der wunderliche Schriftgelehrte. „Aber über ein Feldweges stehet meine demüthige Hütte gleich der Höhle Elias des Thisbiters. Wollet Ihr deß sein eingedenk, daß ein Arbeiter seines Lohnes werth ist, und daß man dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul zubinden soll,

so werde auch ich nicht vergessen, daß da geschrieben stehet: Seid gastfrei gegen die Fremdlinge und herberget gerne.“

„Ah so!“ versetzte Theobald, „Ihr wollt Euch die Belohnung Eurer Frömmigkeit sichern. Nun, Freund, wenn Ihr mir ein Nachtlager und Etwas gegen Hunger und Durst schafft, so sollt Ihr reichlich bezahlt werden.“

„Eure Zunge hat es verheißen,“ versetzte der Alte, „und der Herr sei Zeuge darüber zwischen mir und dir. Kommet mit mir! Es ist nicht um der Schätze willen, die Motten und Rost verzehren, allein es heißt: Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit. Ja, Herr,“ fuhr er fort, „es ist an der Zeit, daß alle Dinge sollen vollendet werden, von denen geschrieben stehet in der Offenbarung Johannis im neunten Kapitel. Daher befühlete ich vorher auch Eure Kleider, gleichwie Isaak begriff seinen Sohn Jacob, da er ihn wollte segnen, um zu wissen, ob Ihr auch wäret der Heuschrecken Eine.“

„Was, alter Mann?“ rief Theobald lachend, „konntet Ihr einen Burschen von sechs Fuß Höhe mit einer Heuschrecke verwechseln?“

„O über das blinde und thörichte Geschlecht dieser Zeiten!“ rief der Alte. „Habet Ihr nie von der schrecklichen Revolution in Frankreich gehört, welche war der Brunnen des Abgrundes, aus dem ein Rauch aufging, der da Luft und Sonne verfinsterte, und der aufgeschlossen ward, da der fünfte Engel posaunete? Und aus dem Rauch kamen Heuschrecken auf die Erde. Und ihnen ward Macht gegeben, wie die Skorpionen auf Erden Macht haben, daß sie die Menschen nicht tödteten, sondern sie quäleten. Das sind die Franzosen, welche alle Lande

bedecken und quälen Menschen und Vieh. Und weiter heißt es: Und hatten Panzer wie eiserne Panzer. Nur die da blind sind an Leib und an Seele, sehen nicht, daß die Weissagung anzeigen will die Dragoner und Küraßiere der Franzosen. Und weiter saget die Schrift: Und hatten über sich einen König, einen Engel aus dem Abgrund, deß Name heißet auf Ebräisch Abaddon, und auf Griechisch hat er den Namen Apollyon, welches heißet Napoleon in der Sprache der Franzosen: das höret Jeglicher, der nicht muthwillig seine Ohren verstopfet vor den Worten der Offenbarung. Aber ich danke dem Herrn, der seine Finger gelegt hat in meine Ohren und gesaget: Hephata! das ist: thue dich auf!"

Theobald wußte nicht, ob er lachen oder unwillig werden sollte, daß man seinen vergötterten Helden nun sogar zu einem Engel des Abgrunds stempeln wollte. Er unterdrückte indeß die heftige satyrische Laune, die in ihm aufstieg, um seinen Wegweiser nicht gegen sich aufzubringen, da er wenig Versuchung fühlte, gegen einen so beschränkten Menschen, wie ihm der Alte erschien, sich von neuem als Märtyrer des heldenhaften Mannes zu bewähren, und so vielleicht ohne Erquickung und Obdach die Nacht auf der unwirthlichen Haide zuzubringen. Er hörte daher nicht weiter auf die apokalyptischen Reden seines bibelfesten Führers, der über die schweigsame Aufmerksamkeit des Zuhörers sehr erfreut schien, und ging still neben ihm her, indem er seine Gedanken mit anderen Gegenständen beschäftigte.

Nach ziemlich langer Wanderung näherten sie sich einem hohen finstern Walde und waren in diesem kaum einige tausend Schritte weit gegangen, als der Alte stehen blieb und kräftig an eine Thür pochte. Sie be-

fanden sich vor seinem Hause. Eine zarte, überaus wohllautende Stimme fragte von Innen: „Seid Ihr's, Vater?“ — „Ja, ja, Mädchen!“ erwiederte der Alte, während die Thür geöffnet wurde. „Und jetzt nur geschwind! Zaue dich, wie der Prophet sagt, und bringe für des Leibes Nothdurft was der Herr bescheert hat, Schinken und Wurst mit Brot, auch einen Krug Bier, denn ich bringe einen Gast mit und wir sollen die Hungrigen speisen und die Dürstenden tränken. Zaue dich, sage ich abermals. Wir wollen schon allein in die Stube finden.“ Er faßte seinen Gast beim Arme und führte ihn über den unebenen Vorplatz in das Zimmer, das durch eine kleine hangende Lampe erhellt, niedrig und ziemlich ärmlich ausgestattet war, doch höchst reinlich und ordentlich gehalten, mit schneeweißem Sande gestreut und mit Haideblumen und einigen Tannenreisern sogar zierlich aufgeschmückt erschien. Nachdem Wirth und Gast ihre Augen an den Eindruck des Lichts gewöhnt hatten, benutzten sie die ersten Augenblicke, sich gegenseitig zu mustern.

Theobald fand in seinem Wirthe einen Mann von etwa sechzig Jahren, vielleicht schon darüber, dessen hagere Gestalt einst von ziemlicher Höhe gewesen sein mochte, jetzt aber gekrümmt und zusammengesunken aussah. Seine Kleidung war von grobem Stoff, aber von bürgerlichem Schnitt, eine große Jagdtasche von Dachspelz hing an seiner Seite. Als er sein Gesicht nach der Lampe herumwandte, zeigte er unserm Freunde das sonderbarste Durcheinander von unzähligen Runzeln, welche die große nackte, nur von dünnen grauen Haaren umgebene Stirne, die graublassen Wangen und die eingefallenen Schläfen dicht bedeckten. Besonders schienen

sie in der Nähe des breiten vorstehenden Mundes angehäuft und in steter Bewegung zu sein. Die Nase war spitz und oben eingedrückt. Die tiefliegenden kleinen schwarzen Augen schienen in der Ferne einen festen und scharfen Blick zu haben, bei näherer Betrachtung sah man sie unaufhörlich hin und her zucken.

Er hing seine Jagdtasche und den breitkrämpigen Hut auf einen Pflock an die Wand, half Theobald seinen Reiseranzen abnehmen, und rückte dann zwei mit Binsen beflochtene Stühle herbei, auf die sich Beide niederließen. Der Gast erfuhr jetzt auf seine Erkundigung, daß sein Wirth Simon Dreihand heiße, ein geborener Bremer sei, und nachdem er lange Jahre mit einem Manne höheren Standes als Diener gereiset, sich endlich in dieser Gegend niedergelassen habe, wo er im Handel mit rohen Häuten und Leder seinen Unterhalt finde.

Jetzt trat die Tochter des Hauswirths herein und Theobald war auf das höchste überrascht, in der ärmlichen Waldhütte eine so außerordentliche Erscheinung anzutreffen. Wenn die Marmorbüste einer Vestalin plötzlich beseelt würde, so daß sich Haar und Augenbrauen an ihr hellbraun färbten, ein lebendiges Roth die keuschgeschlossenen Lippen durchflösse, ein kaum merkbarer Anhauch von Rosenfarbe die Wangen belebte, und sie schlüge ein Paar dunkelblaue melancholische Augen auf, so würde man das Bild Mariens vor sich sehen, wie sie im weißen Kleide, ein blaues Band über der Stirn, zur Thür hereinkam. Ihre Gestalt war nicht klein, doch äußerst zart und schlank, ihr Schritt fest und leicht, die unbekleideten Arme nicht voll, aber schneeweiß.

Als der Alte sie erblickte, wandte er sich unwillig

ihr entgegen und rief in seinem singenden Predigttone: „Was ist das, Maria? Bist du ungehorsam gewesen den Geboten deines Vaters und hast allein gelassen seine Hütte, daß du hinausgingest zu sehen die Paläste der Großen und die Töchter der Hochmüthigen? Was hast du unter ihren Dächern zu schaffen? Ich sage dir, geselle dich nicht zu den Hoffärtigen, denn die Zeit kommt, daß ihre herrliche Pracht wird umgekehrt werden und ihre Häuser werden wüste liegen, daß auch die Hirten keine Hürden da aufschlagen, sondern Zihim werden sich da lagern und ihre Häuser voll Ohim sein, und Straußen werden da wohnen und Feldgeister werden da hüpfen. Habe ich dir nicht geheißen heimbleiben und zu bewachen die Thüre meiner Hütte? Aber du wiederstrebest meinen Geheißen immerdar."

„Ich habe das Haus nicht verlassen, Vater," erwiederte das schöne Mädchen in einem Tone, der Theobald innerlichst bewegte.

„Warum," fuhr der Vater ermahnend fort, „warum bekleidest du denn deinen Leib mit weichen Kleidern, und was soll diese weltliche Eitelkeit in meinem demüthigen Hause? Trägst du deshalb den Namen der Mutter des Herrn, um daherzuprunken wie die Hoffärtigen, gleich wie die Tochter der Herodias, da sie tanzte vor Herodes und forderte das Haupt Johannis des Täufers? Gieb Antwort!"

„Ich erwartete Euch heute noch nicht zurück, Vater," antwortete Maria, „darum hatte ich meine Freude daran, mich mit den Kleidern zu schmücken, welche mir, wie Ihr wißt, die Fräulein zu Wendenschlag zum Geschenk gemacht haben, und die ich anlegen muß, wenn sie mich zu sich kommen lassen. Dann putzte ich das Zimmer auf, setzte mich an's Fenster und las."

„Und welche sündliche weltliche Bücher haben dir die Töchter der Stolzen abermal gegeben, darinnen sie den Götzen dieser Welt fröhnen? Ich habe dir zwar gestattet, dann und wann solchen Eitelkeiten nachzuhängen, aber wohl dem, der nicht wandelt im Rathe der Gottlosen, noch tritt den Weg der Sünder, noch sitzet wo die Spötter sitzen, sondern hat Lust zum Gesetz des Herrn und redet von seinem Gesetze Tag und Nacht, gleichwie dein Vater thut, Maria, wiewohl er ein großer Sünder ist vor dem Herrn.“

Maria seufzte und deckte den Tisch, den sie mit den geforderten Speisen besetzte. Jetzt bemerkte der alte Dreihand einen Brief, der auf der Fensterbank lag, riß ihn hastig auf, setzte eine Brille auf die Nase und las. Dann wandte er sich heftig gegen seine Tochter: „Eigensinnige Dirne, daß dich der — Gott verzeih' mir meine Sünde! Warum sagst du mir nichts von diesem Briefe? Wer hat ihn gebracht? Bring' meine Wasserstiefel, denn Gewässer sind auf meinem Pfade und Dunkel bedecket die Völker. Wer hat den Brief gebracht?“

„Euer Schwestersohn brachte ihn um Mittag,“ erwiederte Maria. „Er hatte ihn von dem Bedienten des — “

„Still! ich weiß schon,“ fiel ihr der Alte in die Rede, während er sich hastig umkleidete.

„Aber Vater,“ sagte Maria ängstlich, „Ihr werdet mich doch mit dem fremden Herrn nicht allein lassen?“

„Nein, man soll seine Tochter nicht dem Fremden überlassen, noch die Ehre der Jungfrauen dem, der das Land durchschweift, sonst heißet es: Es sollen

Weinleser über dich kommen, die dir kein Nachlesen lassen, und Diebe des Nachts sollen über dich kommen, die sollen ihnen genug verderben. In einer Stunde werde ich eine Hüterin in meinen Weinberg senden. Die alte Bine soll stracks hereilen zu meiner Hütte."

„Ich vergebe Euch Euer Mißtrauen," versetzte Theobald, „wie unbegründet es auch ist. Ich werde Euch bis zu dem Hause der Person, von welcher Ihr redet, begleiten und erst in deren Gesellschaft wieder das Haus betreten." Damit stand er auf und nahm Hut und Stock, um mit dem Alten zu gehen.

Dieser sahe ihn einen Augenblick prüfend an und sagte dann, indem er ihn zurückhielt: „Bleibet nur, ich muß meine Kelter alleine treten. Vor Tage denke ich wieder die Pfosten dieses Hauses anzurühren. Wenn Ihr ein tugendsamer Jüngling seid, so ist Maria sich selber Schutzes genug, bis ich eine Wächterin schicke. Bis dahin ist hier ein Wächter," sagte er, indem er eine Bibel aus dem Wandschränkchen nahm und auf den Tisch legte, „ein Wächter, der zu dem Satan sagen wird: Hebe dich von hinnen! und der hinausweisen wird alle losen Theidinge. Ist mein Wort nicht wie ein Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt? So diene denn dem Fremdlinge mit Züchten und reiche ihm Speise und Trank und bereite ihm ein Lager auf die Nacht! Der Herr sei mit Euch!"

Während dieser Reden hatte er sich angekleidet, die Jagdtasche wieder umgehängt, Hut und Stock genommen, und verließ das Haus.

Unter den beiden Zurückbleibenden herrschte Anfangs ein verlegenes Stillschweigen, bis Maria ein Licht bei

der Lampe anzündete und das Gemach verlassen wollte. „Warum wollen Sie Ihren Gast allein lassen, Maria?“ bat Theobald. „Ich versichere Sie auf Ehrenwort, daß alle Besorgnisse Ihres Vaters unnöthig sind. Freilich fühle ich das Unschickliche, daß er Sie allein mit mir zurückgelassen hat, und ich würde darauf gedrungen haben, das Haus mit ihm zu verlassen, bis ich mit geeigneter Begleitung wiedergekehrt wäre, allein ich habe eine Wunde am Arme, die sich durch meine heutige Wanderung erhitzt zu haben scheint und von neuem zu schmerzen anfängt. Ich mochte mir durch den Nachtgang nicht noch mehr zumuthen.“

Maria sah ihn nach diesen Worten lange an und schien zu überlegen, was ihr zu thun gezieme. Endlich löschte sie das Licht wieder aus, setzte sich Theobald gegenüber, und sagte, indem sie ihm von den Speisen vorlegte: „Ich glaube, daß ich Ihnen vertrauen darf, ob Sie gleich in der Gesellschaft meines Vaters gekommen sind. Und wenn das Edle und Treuherzige in Ihnen ächt und von Bestand ist, so ist es mir ein besserer Schutz, als alle Propheten und Apostel.“

„Darin scheinen Sie von Ihres Vaters Meinung sehr abzuweichen,“ bemerkte Theobald.

„Sollt' ich nicht?“ erwiederte sie. „Mein Vater betrachtet die heiligen Schriften und ihre Aussprüche wie Zauber- und Bannformeln, mit denen er Alles zwingen zu können glaubt, sogar den Himmel und sein eignes Bewußtsein. Er hat seinem Geiste daraus gewissermaßen ein Kleid zugeschnitten, ohne welches er sich nackt und hülflos fühlen würde. — Jetzt sehe ich Ihnen aber einige Fragen an. Ich könnte sie Ihnen sagen, aber fragen Sie nur.“

„Ich muß bekennen,“ sagte Theobald zögernd.

„O nicht doch!“ fiel das schöne Mädchen ein. „Nicht so! Sie wollen es nun in diesem Augenblicke mit den Redeformeln der Umgangsprache eben so machen, wie mein Vater mit der Bibelsprache verfährt. Warum das? Lieber lassen Sie mich Ihre Fragen aussprechen, denn ich wünsche selbst sie zu beantworten. Sie möchten wissen, warum ich meinem Vater so wenig gleiche, warum ich nicht mit mehr kindlicher Ehrfurcht von ihm spreche, warum ich mich nicht lebhafter widersetzte, mit Ihnen allein zu bleiben.“

„Wahrlich,“ sagte Theobald mit staunendem Lächeln, „eben darüber sann ich nach.“

„Ach ja, das wußte ich wohl,“ sagte Maria. „Ich will Ihnen auch Alles erklären, soweit ich darf, und das Letzte zuerst, da ich fühle, daß Sie sich fortwährend wundern, wie ein Mädchen sich einem fremden jungen Manne so zutraulich mittheilen kann, den sie zum ersten Mal sieht. Ist Ihnen nie begegnet, daß der erste Eindruck, den das Wesen eines neuen Bekannten auf Sie machte, so ganz bestimmter Art war, daß Sie über seine Gesinnung und Gemüthsart schon nach den ersten Augenblicken eine fertige Ansicht hatten, die sich späterhin, oft nach vielen Täuschungen, doch als die richtige auswies?“

„Ich erinnere mich wohl solcher Fälle,“ erwiederte Theobald.

„Nicht wahr?“ versetzte das wunderliche Mädchen mit Lebhaftigkeit. „Nun sehen Sie! Ach, wie soll ich es nur mit Worten sagen? Dieses schnelle Herausfühlen, dies unmittelbare Gewahrwerden, wie es um einen Menschen beschaffen sei, dies ist bei mir eine

Naturgabe von großer Lebendigkeit und hat mich noch nie irregeführt; ja, oft ist mir, als könne meine Seele über sich selber hinaus in die Seele des Anderen hineingehen und mit einem eignen Sinneswerkzeug dessen Gedanken, Empfindungen und Entschlüssen nachspüren, und auch da täusch' ich mich selten. Und nicht wahr," setzte sie hinzu, indem sie sich ängstlich über den Tisch vorneigte und Theobald mit bittenden Augen ansah, gleichsam um sich seiner Beistimmung zu versichern, „nicht wahr, darin liegt gar nichts Unheimliches, nichts Unnatürliches? Finden wir Aehnliches doch schon bei den Thieren, bei Pferden und Hunden und anderen Geschöpfen. Kann es denn nicht bei einem Mädchen sein, die doch ganz ein Mädchen ist, wie es Andere auch sind?"

Theobald zögerte einen Augenblick mit der Antwort, während er seine Augen mit Wohlgefallen auf den lebhaften Zügen des schönen bleichen Gesichts ruhen ließ.

Maria schlug die Augen nieder und sagte: „Ach, das ist nicht hübsch, daß Sie Ihre Blicke an meinem ängstlichen Aussehn weiden können. Aber es ist wahr, so oft ich an diese Sache denke, habe ich immer eine Art Furcht, daß dies Alles eigentlich wohl ganz anders sein müßte."

„Warum das?" sagte Theobald. „Ich glaube, die Anlage dazu liegt in Jedem: warum sollten sie bei dem Einzelnen die Umstände nicht besonders ausbilden? Hat doch der Schweizer Lavater den Ursachen dieser Eindrücke nachgeforscht und daraus eine ordentliche Wissenschaft zu bilden gesucht."

„Ach," sagte Maria, „dies ordentlich in Gedanken

zu bringen, ist nun wohl nicht möglich, oder das müßte ganz etwas Anderes sein. Aber es ist mir doch lieb zu hören. Gewiß, ein Geringes davon ist wohl in allen Menschen. Nun, dies Naturgefühl sagte mir, daß ich Ihnen ganz rein und unbedingt vertrauen dürfe, ja mir war, als müsse ich es. Aber ich nahm mir gleich vor, den Grund offen zu gestehen. Das habe ich nun gethan. Und nicht wahr? jetzt finden Sie auch mein Benehmen gewiß nicht ungeeignet.“

Theobald versicherte sie, darnach könne er ihr Verhalten durchaus nicht auffallend nennen, er wiederholte, daß sie sich in keiner Rücksicht über ihn geirrt haben solle, doch konnte er ein leises Lächeln über das Wunderliche ihres Zusammenseins, trotz seines Antheils an der seltsamen Erscheinung, nicht ganz unterdrücken.

Maria schien es nicht zu bemerken. „Nun begreifen Sie aber noch nicht,“ fuhr sie fort, „warum Sie die Tochter eines geringen Mannes in solcher Kleidung und von einer gewissen Ausbildung finden, wie man sie sonst nur in höheren Ständen anzutreffen gewohnt ist. Das ist einfach zu erklären. Von meinem siebenten bis zu meinem funfzehnten Jahre war ich die Gefährtin der beiden Töchter des benachbarten Barons Korn zu Wendenschlag und von den beiden Fräulein fast unzertrennlich bei Allem, was sie lernten und betrieben. Ihre Erziehung war so sorgfältig, wie es der große Reichthum des Barons nur möglich machte, und dabei ist denn auch in mir gar Manches wach geworden, nach dessen Befriedigung ich jetzt umsonst seufze. Denn mein Vater wollte mich, ungeachtet der Fürsprache des Barons, nicht länger bei den Fräulein lassen, und ich

lebe jetzt schon mehrere Jahre wieder bei ihm in dieser Einsamkeit, deren widrige Berührungen und harte Entbehrungen mir nur der feste Entschluß erträglich macht, auf alles Bessere zu verzichten. Die Gespielinnen meiner Kindheit, die unwissenden Anlässe meiner falschen Lage, erzeigen sich fortwährend wohlwollend und gnädig gegen mich, versehen mich mit Büchern für mein öfteres Alleinsein, und lassen mich oft zu sich hinüberkommen, wozu ich mich dann auch besser ankleiden muß; denn für gewöhnlich duldet mein Vater diese Kleidung nicht an mir. Ach, lieber Freund — "

Sie schwieg; der letzte Ausdruck schien sie selber zu überraschen. „Sonderbar!" fuhr sie fort, „ich begreife wohl, wie Sie mich mißverstehen könnten, aber ich sehe Ihnen an, Sie verstehen mich, und das macht mich offen und gesprächig, wie ich es seit Jahren nicht war und wohl in Jahren nicht wieder sein werde. Denn Schweigen sollte mein Loos sein und ist mein Loos; schweigen zu den Menschen, zu dem Schicksal, zu dem Leben, zu mir selbst. Aber es thut der gefangenen Seele wohl, wenn ihr einmal die verriegelte Thür aufgethan wird. — Ach, ein Mädchen in meiner Lage, dem der Zufall eine gewähltere Erziehung, eine bessere Ausbildung aufgedrängt hat, gleicht einem Menschen, der einen Schatz besitzt, auf welchem ein Fluch liegt: mit dem Reichthum ist Unzufriedenheit, Sorge und Angst bei ihm heimisch geworden, und doch kann er sich von dem glänzenden Golde nicht trennen. Und vielleicht ließe sich noch Alles ertragen, hätte ich diesen Vater nicht."

So sehr Theobald auch das unglückliche Mädchen beklagte, so unnatürlich schien ihm doch die Unkindlich=

keit, mit der sie ihres Vaters schon mehrmals erwähnt. „Sollten denn bei Ihnen," sagte er mit mehr Härte, als er beabsichtigte, „sollten bei Ihnen die Bande des Bluts durch den Umgang mit Gebildeten so sehr aufgelös't worden sein, daß Sie über die Eigenheiten und engen Ansichten eines alten Mannes den Vater in ihm vergessen?"

„Ich darf nicht Ja sagen und kann nicht Nein sagen," antwortete sie mit gesenkten Blicken. „Aber wenn Sie so fragen, so kennen Sie den alten Mann nicht, und ich kann, ich darf nicht sagen, wie ich ihn kenne. Auch die instinktartige Kindesliebe überwindet nicht jeden Angriff, und man kann ihr Gifte einträufeln, die sie ganz aus dem Wege räumen. Jugend kann wohl blind machen, aber das reifende Alter nimmt die Binde von den Augen. Es giebt Lebensverhältnisse, die den Menschen zerreiben, weil er sie nicht zerreißen kann, die einer angeerbten Auszehrung gleichen, und in denen man nur in den geheimnißvollen Zwecken der Vorsehung gläubigen Trost finden kann." Die Thränen tropften ihr bei diesen Worten über die langen Augenwimpern.

„Arme Maria!" sagte Theobald. „Sollte es denn nicht möglich sein, Sie in angemessenere Verhältnisse zu führen?"

„Geht nicht an," versetzte Maria. „Mein Vater ist einmal fest dagegen, und da ich ihm die Liebe und Ehrfurcht nicht bieten kann, die der Vater vom Kinde fordern darf, so soll er meinen ganzen Gehorsam soweit haben, als er nichts Unrechtes, nichts Schlimmes von mir verlangt."

„Vielleicht kann man ihn zur Nachgiebigkeit stim-

men," entgegnete unser Freund. „Ich will mit dem Baron auf's ernstlichste davon reden und zu gelegener Zeit auch mit Ihrem Vater selbst, denn wahrscheinlich werde ich längere Zeit in Wendenschlag verweilen."

Maria wechselte die Farbe. „O wenn ich das gewußt hätte!" rief sie und heftete dann ihre großen schwermüthigen Augen lange auf Theobald. „Aber ich sehe Ihnen an," fuhr sie darauf ruhiger fort, „daß Sie es wahrhaftig treu und redlich meinen. Beweisen Sie das, ich kann nicht bitten: indem Sie vergessen, aber doch indem Sie verschweigen, was ich Ihnen heute gesagt habe. Ach, ich fühlte wohl, daß ich zuviel sagte. Ich darf das nicht, und so oft ich es thue, bringe ich Unheil über Andere oder über mich. Ich werde wieder schweigen, auch gegen Sie, wenn ich Sie wiedersehen sollte. Versprechen Sie mir auch, über meine heutigen Reden zu schweigen, und zur Aenderung meiner Lage ja nichts zu unternehmen."

„Ich verspreche Beides!" sagte Theobald zerstreut, denn er konnte über das seltsame Mädchen nicht mit sich in's Reine kommen und sein Gemüth schwankte zwischen einer aufkeimenden Neigung zu dem schönen hülflosen Wesen, und einer inneren Scheu vor dem Unheimlichen in ihr, vor ihrer Härte gegen den Vater und vor der ganzen ungewöhnlichen Erscheinung.

„Ihre Theilnahme ist schon nicht mehr rein," sagte sie, langsam mit dem Haupte schüttelnd, „und auch Ihr Versprechen beabsichtigen Sie nicht zu halten."

Theobald mußte sich gestehn, daß sie Recht habe. Das verdroß ihn. „Sie wollen mir," sagte er, „Ihr Vertrauen sehr schnell wieder entziehen."

Maria seufzte und sagte mit schmerzlichem Lächeln: „Ihr Geist zieht sein Kleid an."

Er wollte antworten, doch ein Geräusch an der Hausthür unterbrach ihn und kurz darauf trat eine ältliche Weibsperson, in der bäuerlichen Kleidung des Landes, ein Spinnrad in der Hand tragend, in das Zimmer. Sie grüßte, und setzte sich mürrisch mit ihrem Rade in die Ecke, indem sie die beiden jungen Leute im Auge behielt. Maria stand bald darnach auf und sagte: „Ich muß jetzt für Ihr Nachtlager sorgen." Sie zündete ein Licht an und verließ das Zimmer.

Theobald versuchte mit der alten Bine ein Gespräch anzuknüpfen, aber sie gab mürrische und abweisende Antworten, und schien nichts von ihm wissen zu wollen. Nach wenigen Minuten verließ sie gleichfalls das Zimmer.

Unser Freund fand in den Begebenheiten dieses Abends Stoff genug seine Gedanken zu beschäftigen. Das Geschick des unglücklichen Mädchens interessirte ihn lebhaft. „Welche Ungerechtigkeit," sagte er zu sich, „einem solchen Mädchen die Genüsse und Bedürfnisse eines leichteren und glücklicheren Lebens zu lehren, und es dann zurückfallen zu lassen in die niedern und schwerfälligen Kreise, für die es verdorben ist. Aber so sind sie, die wir die höheren Stände nennen. Zur Gespielin konnte das arme Mädchen nicht immer gebraucht werden, sie war genug benutzt worden: da wird sie bezahlt, und damit ist Alles gut gemacht. Niemand fragt, ob dadurch ein Leben verunglückt, ein Herz zerrüttet, ein Geist in Zweifel eingeklemmt worden ist. Armes Mädchen, wohl bist du eine ernste

Warnung für die, welche darauf ausgehen, allen Geschlechtern und Ständen die Ergebnisse unsrer gesteigerten Cultur in jeder Höhe und Breite zu überliefern. Glücklicherweise sorgt das Schicksal, daß ihnen die Thorheit nicht gelingt, sonst müßte eine aufreibende Verzweiflung über die Menschen kommen, welche allgemeine Verwirrung und den Umsturz aller Verhältnisse herbeiführte. Ist Alles für Alle, so ist darum nicht Alles für Jeden. Wie glücklich belohnt würde sich der finden, der ein so liebliches Wesen in angemessenen Verhältnissen wieder dem Glück zurückgeben könnte, für das es geschaffen ist."

Diese Betrachtungen unterbrach die Alte, welche wieder hereintrat, und Theobald benachrichtigte, sein Nachtlager sei bereit, und Maria lasse ihm gute Nacht wünschen; sie selbst, fügte sie hinzu, werde besorgen, was er sonst etwa noch bedürfe. Theobald empfand das Aussenbleiben Maria's. Er ließ sich sofort in sein Schlafgemach führen, das er reinlich und angenehm, wenn auch klein und dürftig fand, und als er sich niedergelegt und das Licht ausgelöscht, säumte die Ermüdung nicht lange, ihn in erquicklichen Schlaf einzuhüllen, trotz der Unbequemlichkeit seiner Wunde und der lebhaften Anregungen des Abends.

Als er am anderen Morgen ziemlich spät erwacht war, sich angekleidet hatte und in das Wohnzimmer trat, war der alte Simon wieder gegenwärtig, der ihn mit einem wohlschmeckenden Frühstücke bewirthete, und sich anschickte, ihn auf den Weg zu bringen. Maria ließ sich nicht wieder blicken, und ihr Vater sagte, sie sei Geschäfte halber ausgegangen.

Der biblischredende Alte, heute minder gesprächig als den vergangenen Abend, führte Theobald durch den Wald und über die Haide, bis sie das Besitzthum des Barons deutlich liegen sahen. Dann trennten sie sich, nachdem der Gast seinem Wirthe gedankt und ihn reichlich bezahlt, und unser Freund schritt seinem Reiseziele erwartungsvoll entgegen.

## Zweites Kapitel.

Tritt ein, Wanderer, weile! Bereit sind Lager
und Mahl dir.
Freundliches harret auf dich, Leiden, sie bleiben
nicht aus.

Der Wanderer sah sich bald in gänzlich veränderter Umgebung. Wie abgeschnitten hörte die unfruchtbare Haide plötzlich auf, um dem fruchtbarsten Marschlande Raum zu lassen, auf welchem abgeerntete Saatfelder mit saftig grünen viehreichen Triften abwechselten. Statt der schwarzen starren Föhrenwälder boten breitästige Eichen und schlanke Buchen und Erlen dem Auge ihr grünes Laub dar, das sich spielend im Morgenwinde regte, und nur hier und dort von leichten Herbsthauchen vergilbt war. Jenseits der Wiesen, zwischen den Bäumen durch, spiegelte sich der klare Morgenhimmel in einem schmalen Streifen des Flusses und weiterhin erhoben sich die Thürme und Dächer des Schlosses über ihre baumreiche Umgebung.

Erfrischt und erheitert durch diesen Anblick wandelte Theobald seinen Pfad dahin, als ihm eine wunderliche Figur in's Auge fiel, die um einen hohen grünen Zaun biegend, sich auf demselben Wege ihm langsam entge-

genbewegte. Es war ein kleiner corpulenter Mann in weitem Morgenüberrock, eine runde Pelzmütze auf dem Kopfe und eine dampfende Tabackspfeife in der Hand. Als er näher kam, sah Theobald ein noch ziemlich jugendliches Gesicht mit kleinen lebhaften Augen, aber von lächerlicher Magerkeit im Vergleich mit der fetten, breiten Gestalt. Als der Fremde an Theobald vorübergehen wollte, fragte ihn dieser, ob er sich auf dem rechten Wege befinde.

„Ei mein Herr,“ versetzte der Andere, den Gruß erwiedernd, „Sie sind am Ende der langerwartete und so eben erst aus der Expedition gekommene Doctor Otten, der die zierliche Dissertation de adeunda hereditate in noch zierlicherem Latein geschrieben?“

„Sie haben es errathen,“ antwortete Theobald lächelnd.

„So sein Sie dem einzigen juristischen Collegen, den Sie in Wendenschlag treffen werden, doppelt und dreifach gegrüßt!“ sagte Jener, indem er Theobald die Hand reichte. „Und um Sie sogleich über die Personalitäten der Parteien gehörig zu instruiren, präsentire ich mich Ihnen als Konrad Kleinmeister, jetzigen Rentmeister, früheren Justitiarius des Barons und immerwährenden Doctor juris utriusque, der die Stelle als Justitiar aufgegeben, weil derselbe bei Aufhebung der Patrimonialgerichte nicht in Dienste der Franzosen und des code Napoléon treten wollte; übrigens fünfundvierzig Jahre alt, lutherischer Confession, unverheirathet und wohnhaft im unteren etwas feuchten Stocke des Schlosses Wendenschlag.“

Theobald erinnerte sich, von diesem Manne öfter, im Auftrage des Barons, Briefe voll des launigsten In=

halts bekommen zu haben. Er gab daher seine Freude über das Zusammentreffen zu erkennen, und als sich der Rentmeister erbot, mit ihm zurückzukehren, ihn zu dem Baron und den übrigen Bewohnern des Schlosses zu führen, und ihm dann sein Zimmer zu zeigen, das schon eingerichtet und worin sein bereits angelangtes Gepäck zu finden sei, so nahm er es um so dankbarer an, als ihm die Vorstellung von seinem einsamen Eintreten in einen Kreis völlig fremder Menschen schon einige Mal die heitere Stimmung hatte trüben wollen.

Als sie den Weg zum Schlosse angetreten und der Wechsel einiger einleitenden Reden ein behagliches Verhältniß zwischen Beiden hergestellt, sagte Kleinmeister: „Nun sollen Sie also, mein geschätzter College, auf eine Zeitlang mit uns übrigen Schloßinsassen einen Gesellschaftsvertrag auf verträgliche Gesellschaft eingehen. Wenigstens scheint der Wunsch des Barons darauf hinauszulaufen. Bedünkte demnach wohl nützlich, Sie zeitig über partes, causam et forum in's Klare zu setzen. Denn ist das gesellige Leben etwas Anderes, als ein steter Prozeß? Persönliche Rechte betreffend, weiß jeder Gebildete, welche Forderungen ihm zustehn, und zu welchen positiven und negativen Leistungen er verpflichtet ist. Mehr controvers ist die Materie von den dinglichen Rechten. Incidenter bemerke: Richtige Ansichten und Meinungen, Empfindungen und Stimmungen, Richtungen und Entschlüsse bilden dabei die Streitgegenstände. Form des Streits ist etwa folgende: Cajus behauptet, eins dieser Objecte in rechtlicher Form zu besitzen; Sempronius läugnet dies und behauptet die Possession seinerseits; Cajus replicirt entgegenläugnend, bringt Ausführungen und Autoritäten, und bittet

um geneigten Spruch Rechtens; Sempronius sucht die Ausführungen zu widerlegen, die Autoritäten durch Gegenautoritäten zu entkräften, bezieht sich auf seine Exception und versieht sich gewieriger Entscheidung. Das Forum bilden dabei gegenseitige Einsicht oder Rücksicht, oder die Mehrheit der Gesellschaft, wo nicht einzelne Kunstverständige. Nun aber beginnt die Qual des ordnungsliebenden Juristen. Wie gut die Sache instruirt sein mochte: jetzt fällt sie in's Summarische, hundert Incidentpunkte sind zu erledigen, das Ganze zerfällt wohl in eine Menge kleinerer Rechtsstreite, Richter und Parteien gerathen aneinander, und selten kommt es zur rechtlichen Entscheidung, noch seltener läßt sich eine Partei ab= und zu Ruhe verweisen; sofort wird die Revision eingelegt, und so geht es tumultuarisch weiter, bis die alte Sache von einer neuen zu Grabe getragen wird."

„Ach ja," sagte Theobald lächelnd, „zu einem Resultate kommt es selten beim gewöhnlichen geselligen Verkehr."

„Doch," entgegnete der Rentmeister, „wenn wir das Wörtlein Prozeß nur im Sinne des Chemikers nehmen; denn da schlägt sich bei den geselligen Verbindungen und Zersetzungen doch immer etwas nieder: ist es nicht immer Gold, so ist es doch auch nicht immer Blei. Nur muß das Fluidum nicht in's Stocken gerathen und durch zufließende Agentien gehörig in Bewegung erhalten werden."

„Gewiß richtig," versetzte Theobald. „Aber, lieber Herr College, einige Personalien! damit ich nicht so fremd unter die Menschen trete, die größtentheils wohl von mir schon wissen werden.

Der Rentmeister blieb stehen, zog die Stirne kraus, und paffte, vor sich hinblickend, in kurzen schnellen Zügen aus seiner Tabakspfeife. „Nicht doch!“ sagte er dann, seinen Weg beschleunigter fortsetzend, „ich habe mich bedacht. Ich widerrufe. Wir älteren Leute gleichen dem Spinoza allzuwenig, denn dieser befreite die Geistesaugen von den alten Brillengläsern, während er neue für des Leibes Augen schliff, wir aber mögen unsere alten Brillen gar zu gern auf den geistigen Nasen der Jüngeren sehen, um deren physische Augen sich höchstens das Frauenzimmer kümmert. Selbst! selbst! lieber College. In diesem Worte steckt ein langer Splitter vom Stein der Weisen, der den Krebssteinen gleicht, denn wer ihn hat, trägt ihn in sich, wiewohl nicht ohne Steinschmerzen, weshalb ihn die meisten Bauleute ihres Lebens auch verwerfen, ehe er zum Eckstein geworden ist.“

Mehrere wohlaussehende Landleute begegneten ihnen und grüßten Kleinmeister mit ehrerbietiger Freundlichkeit und einem „Schönen guten Morgen, Herr Amtmann,“ worauf er rasch vorüberhaspelnd dankte. „Die guten Coloni,“ sagte er zu Theobald, „kommen mir vor, wie eine Flucht Tauben, deren Haus man in ihrer Abwesenheit niedergerissen und durch ein neues ersetzt hat: sie fliegen noch immer um die alten zerstreuten Bretter und Balken herum, und entschließen sich nur im Nothfalle zu dem neuen. In kleineren Rechtshändeln muß ich privatim noch immer ihren Amtmann spielen, obwohl ich öffentlich diese Rolle längst geendiget habe. Davon haben weder Napoleon noch Hieronymus einen Begriff, daß das Kräutlein Vertrauen nicht auf Schlachtfeldern wächst.“

Sie gingen jetzt zwischen Häusern, Scheunen und Gärten, welche sämmtlich die Wohlhabenheit der Einwohner bekundeten. Als Theobald sich darüber mit Wohlgefallen äußerte, sagte sein Begleiter: „Ja, ja! Aber kein Fluß ist so breit, er hat seine Quelle. Wäre unser Baron ein Gutsherr wie Andere, die man eigentlich Bösherrn nennen sollte, so sagte er auch zu seinen Bauern: „„Frisch ihr Hallunken, und gebt eurem Gutsherrn euer Gut's her! Kümmert's mich, ob auch der Staat jetzt Steuern abfordert, die ihr sonst nicht kanntet, ob er euch dafür Gerichte und Verwaltungen setzt, die ich sonst zu stellen hatte, und welche Mittel er anwendet, um die leeren französischen Beutel voll und straff zu machen? Ich fuße auf Rechten und Gerechtsamen, Observanzen und Verträgen, und liebe meinen Nächsten wie mich selbst, denn Jeder ist sich selbst der Nächste, und liebe Gott über Alles, denn ich bete mich selbst an; drum zahle, Bauer! denn

Wenn Bauern nicht wären und ihre Güld',
Wär' ein Bettelsack der Edelleut' Schild.""

Unser Baron aber sagt:

— „„mir nit so!
Es sollen's Andr' auch werden froh.""

Und da er, unter uns gesagt, wohl der reichste Edelmann im ganzen funkelnagelneuen Königreich Westphalen ist, so konnte er auch thun, was er that. Ich mußte ihm nämlich berechnen, wieviel seine sämmtlichen Bauern jetzt durchschnittlich dem Staate mehr zahlen, als vorher, und eben soviel hat er ihnen bis auf Weiteres an Zehnten, Zins, Frohnen und so weiter nachgelassen. Und dafür verdient er, salvo meliori da

droben, einen doppelten Adel und Wappenschild, meines Erachtens."

Sie kamen an der kleinen, alterthümlich gebauten Kirche vorüber, neben welcher freundlich und heiter sich das reinliche Pfarrhaus zeigte, und nachdem sie abermals einen Theil des Dorfes durchwandert, standen sie, indem sie sich rechts wandten, plötzlich vor der herabgelassenen Zugbrücke des Schloßbezirks, von welcher eine stattliche Allee uralter Eichen sie bis dicht an das freiherrliche Schloß führte.

Das Schloß Wendenschlag war von einem ritterlichen Vorfahren seines jetzigen Besitzers im vierzehnten Jahrhunderte erbaut worden, und vereinigte, soweit es dieser Zeit angehörte, mit dem doppelten Zwecke einer geräumig behaglichen Wohnung und eines bequem zu vertheidigenden Platzes, alle Anforderungen an eine Baukunst, die damals in der Blüthe ihrer eigenthümlichen Entwickelung stand. Dieser älteste Theil des Baues bestand aus einem einzigen sehr langen Hause von drei Geschossen, das an jeder der beiden Giebelseiten in einen dicken runden Thurm auslief; dessen plattes Dach sich nur um die Höhe der Zinnen über den Rücken des steilen, spitzen Hausdaches erhob. Die einzelnen Geschosse des Hauses waren von bedeutender Höhe, die breiten Fenster in trefflichen Verhältnissen vertheilt und die Menge derselben ließ auf eine nicht geringe Anzahl wohnbarer Räume schließen. Dennoch mochte einem späteren Abkömmlinge des ersten Erbauers das ehrwürdige Gebäude zu eng geworden sein. Er hatte daher, gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, zwei andere Flügel darangebaut, welche in rechten Winkeln so an das Hauptgebäude stießen, daß die

beiden Thürme noch eben unberührt blieben, und alle drei Flügel ein noch immer bedeutend großes Viereck als Hofraum umschlossen. Derselbe Besitzer hatte die alte Hauptthür im Erdgeschoß mit einer breiten Treppe überbaut, deren beiden Aufgänge, zusammen einen Halbkreis bildend, zu einer reichverzierten großen Thür im zweiten Geschoß führten, während zwischen ihnen der untere Eingang sichtbar blieb, über welchem sich in den mächtigen steinernen Treppengeländer das alte Wappen des Hauses, ein geharnischter Reiter, mit der Freiherrnkrone zeigte. Zu beiden Seiten des Schlosses erblickte man in wohlgefälliger Ordnung mehrere Wirthschaftsgebäude, Speicher und Stallungen, deren Zwischenräume reiche Obstbaumpflanzungen füllten.

Mehrere Diener und in der Wirthschaft beschäftigte Personen bewegten sich über den Hof und blieben stehen, um sich den Fremden anzusehen und ihn wie seinen Führer zu grüßen. Auf dem gepflasterten inneren Hofe lagen einige schöne große Jagdhunde im Sonnenschein, Kopf und Schweif bewegend, als die Ankommenden vorübergingen. Beide stiegen die Treppe hinan und traten in einen geräumigen, mit unzähligen uralten Hirschgeweihen verzierten Vorplatz, über welchen Theobald in ein schöngetäfeltes und reichmeublirtes Vorzimmer geführt wurde. Hier half ihm der Rentmeister sein leichtes Gepäck ablegen, bat ihn, einen Augenblick zu verweilen, und entfernte sich dann durch die entgegengesetzte Thür.

Theobald hatte kaum Zeit gehabt, sich in dem Gemache umzusehen und die mannigfaltigen Gemälde zu bemerken, die in breiten Goldrahmen rings an den Wänden hingen, als er die starke, tiefe und wohllau=

tende Stimme des Barons vernahm, die er sofort wiedererkannte, wie manches Jahr auch verstrichen war, seit er sie gehört hatte.

„Wie, alter Freund," hörte er den Baron sagen, „Sie lassen mir den lieben Jungen im Vorzimmer warten? So muß ich ihn selbst hereinbringen. Er darf in meinem Hause nimmermehr wie ein Fremder angesehn und behandelt werden."

Die Thür ging auf und Theobald sah nicht ohne wehmüthige Erinnerung dieselbe große imponirende Gestalt heraustreten, die er einst an dem Sterbebette seines Vaters zum ersten Mal erblickte. Einige tiefer gefurchte Falten im Gesicht und die ergrauten Augenbrauen abgerechnet, schien die Zeit fast spurlos an der kräftigen Erscheinung vorübergeglitten zu sein, selbst die Kleidung war fast noch dieselbe, nur das ein bequemer Hausrock von jägergrünem Sammet die Stelle des zierlichen Kleidrockes einnahm.

Wie verwundert blieb der Baron einen Augenblick in der Thür stehen. „Ei, Sie sind ein Mann geworden!" begann er dann, während er seine heiteren Blicke an Theobald's großer schlanker Gestalt hinabgleiten ließ. „Sollte man sich nicht einen solchen Sohn wünschen?" fuhr er fort, indem eine leichte Wolke über seine Stirne flog. „Sein Sie mir herzlich willkommen! Sie haben mir bis jetzt nur Freude und Ehre gemacht, und ich kann auch ferner nichts Anderes von Ihnen erwarten."

Er reichte Theobald die Hand und führte ihn in sein Wohnzimmer, wo sie sich setzten und auch der Rentmeister auf einen Wink des Barons Platz nahm. „Es freut mich," sagte der Baron zu Theobald, „daß

Sie unseren lustigen Kleinmeister schon kennen gelernt haben. Er ist ein treuer Diener und redlicher Freund meines Hauses, obschon ich es in seiner Gegenwart sage. Er will nun einmal mein Rentmeister heißen, weil er seit einigen Jahren die Güte hat, meine Rechnungsgeschäfte zu führen."

Theobald mußte nun von seinem Aufenthalte in Göttingen und von seiner Herreise erzählen, und kam zuletzt auf die Begebenheiten des gestrigen Abends, wobei er jedoch, eingedenk seines Versprechens, von Mariens Verhältnissen nichts erwähnte.

„Nun," sagte der Baron, „da haben Sie bei dem ärgsten Heuchler und Frömmler übernachtet, der je das Wort Gottes mißbraucht hat. Er war lange Zeit Diener bei Franzens Vater, und ich fürchte, er hat mehr an ihm verschuldet, als er einst wird verantworten können."

„Werde ich Franz hier treffen?" fragte Theobald. „Mich verlangt recht darnach, ihn einmal wiederzusehen."

„Ich erwarte ihn in dieser Zeit," antwortete der Baron. „Sie werden ihn verändert finden. Er hat sich in jeder Hinsicht zu einem tüchtigen Edelmanne ausgebildet. Aber, um es gleich offen zu gestehen, es gefällt mir nicht an ihm, daß er das weichliche Hofleben lieber hat, als eine kräftige, selbständige Existenz. Er hat jetzt einige Jahre am Hofe eines süddeutschen Fürsten gelebt, mit der Aussicht, eine ziemlich bedeutende Hofcharge zu erhalten. Was Henker, als ob ein deutscher Freiherr aus altem guten Hause, nichts Besseres thun könnte, als eine etwas vornehmere Bedientenrolle zu spielen, und um Ihre Durchlauchten zu

scherwenzeln! Da hatten die Pagen- und Knappendienste der reinen Feudalzeit noch einen andern Sinn. Damals lernten die jungen Leute am Hofe feine, adelige Sitte und auf Turnierplatze und Schlachtfelde Kampf und Krieg kennen, und ihr Frauen- und Herrendienst wurde mehr in Wehr und Waffen, als bei Becher und Fächer geleistet, während das Ceremoniel der Hoflager einem heiteren, symbolischen Spiele glich, an dem es eine Ehre war, zierlich und sittig zu dienen. Es ist mir beinah angenehm, daß Franz jene gehoffte Stelle nicht erhielt, weil seine Geburts- und Erbschaftsangelegenheit noch immer nicht gerichtlich entschieden ist, und man seine Abkunft bis dahin wenigstens noch in Frage stellen kann. Ich hoffe, mein Lieber, Sie werden die Acten darüber einmal durchblicken, um nachzusehen, was sich wohl jetzt in der Sache unternehmen ließe. Aber wie ist es? wer sich in dieser Jahreszeit zu Wendenschlag aufhält und kein Jäger ist, der ist übel berathen. Haben Sie etwas von dem edlen Handwerke Ihres Vaters ererbt?"

„Wenigstens eine schnelle Hand und einen sichern Schuß," antwortete Theobald. „Doch in der eigentlichen Feldjagd habe ich bisher wenig Uebung gehabt."

„Die werden Sie bei uns schon finden," versetzte der Baron. „Aber Sie wünschen gewiß, es sich auf Ihrem Zimmer bequem zu machen, damit ich Sie hernach zu den Damen bringen kann. Richten Sie sich in Allem so behaglich ein, wie möglich, denn ich hoffe Sie wenigstens den Winter hindurch hier zu behalten, und es sollte mir leid sein, wenn sich der Sohn meines alten Freundes unter meinem Dache fremd fühlte."

Er hatte bei diesen Worten geschellt und der Kam-

merdiener war eingetreten. „Führe den Herrn Doctor auf seine Zimmer,“ sagte er zu diesem. „Dann schicke Heinrich zu ihm. Er soll des Herrn Doctors Bedienung versehen und solange vom übrigen Dienst dispensirt sein.“

Theobald empfahl sich, und verließ das Zimmer.

„Nun,“ sagte der Baron zu Kleinmeister, „was sagt Ihr zu meinem Pfleglinge?“

„Daß, trotz alles Guten und Schönen an ihm, sein Hirn oder Herz mit Narrheit ausgefüttert sein muß, wenn er sich für die Ehre der napoleonischen Schande duelliren kann,“ entgegnete Jener.

„Ich würde ebenso denken,“ sagte der Baron, „wenn mir nicht ein Brief des Geheimen Raths eine andere Ansicht der Sache gäbe. Lassen wir das vorläufig beruhen.“

„Dann mögen sich unsre schöne Diana und blonde Vesta hüten, daß da keine Brandfackel in ihre Herzkammern geräth. Der Liebesgott fliegt nicht allzeit wagrecht.“

„Nun, mein Freund,“ sagte der Baron lachend, „man muß der Jugend einiges Spiel lassen, und da der Junge nicht toll ist, auch meine Töchter die Pflichten kennen, die sie ihrem Stande und ihrer Familie schuldig sind, so wollen wir die Kinder nur spielen lassen. Die Zeit der brechenden Herzen und wie der Romankram heißt, was meine Schwester auf dem Harze besser versteht, ist längst vorüber, und für eine kleine Gesellschaft ist nichts anregender, als wenn sich unter das gewöhnliche Lotto der Galanterie einige Gewinnste kleiner Leidenschaftlichkeit mischen. Wenn Ihr selbst nicht immer den seufzenden Liebhaber meiner Gemahlin

spieltet, würde uns nicht mancher Spaß fehlen, und glaubt Ihr, daß ich darüber eifersüchtig bin? Uebrigens müssen Sie Ihren jungen Freund baldigst mit der Erbschaftssache bekannt machen. Und jetzt zu etwas Anderem!" —

Während sich die beiden Männer in ihre Geschäfte vertieften, war Theobald von dem Kammerdiener auf seine Zimmer geführt worden. Er sah sich überrascht von der reichen behaglichen Ausstattung derselben. Man hatte ihm ein Vorzimmer, ein Wohngemach und eine Schlafstube angewiesen, die mit Allem versehen waren, was der verwöhnteste Weltmann zum genügenden Leben fordern mag. Alle Zimmer hatten glänzende Parkettböden, die Wände waren mit eingelegtem Holze braun getäfelt und mit werthvollen Gemälden in Goldrahmen behangen, Meubeln aller Art gaben den Räumen ein bequemes und angenehm gefülltes Ansehen, Fenster und Bett waren mit schwerseidenen farbigen Vorhängen zugeschlossen.

Der Kammerdiener hatte sich kaum zurückgezogen, als Heinrich erschien, ein zuthätig williger, noch etwas unbehülflicher Bursche, mit dessen Hülfe Theobald seine Kisten und Koffer im Vorzimmer öffnete und deren Inhalt, so gut es die Eile erlaubte, in die Kleiderschreine, Kommoden und Bücherschränke einkramte. Dann kleidetete er sich auf das sorgfältigste und war eben damit zu Ende, als der Baron eintrat, um nachzusehen, ob er Alles zu seiner Zufriedenheit eingerichtet fände, und ihn zu den Damen abzuholen.

„Herr Baron!" sagte Theobald, als er sich jetzt mit ihm allein befand, „wieviel haben Sie für mich gethan! Sie haben mich erziehen lassen, für meine Be-

dürfnisse gesorgt, nichts ist mir zu meiner Ausbildung abgegangen, selbst die Mittel, mir die Freuden und Genüsse meines Alters zu verschaffen, haben mir nie gefehlt, und jetzt finde ich hier eine Aufnahme, die weit über meine Verhältnisse hinausgeht."

„Nicht weiter, mein Lieber!" fiel ihm der Baron in die Rede. „Wenn dergleichen nicht seinen Dank in sich selbst trägt, so verdient es keinen. Uebrigens sind Sie mein Gast, bei dessen Empfang ich ebensowohl die Ehre meines Hauses zu berücksichtigen habe, als in andern Fällen. Und nun kommen Sie mit mir."

Er führte Theobald in einen andern Theil des Hauses und durch mehrere überall mit reicher Eleganz ausgestattete, mit Teppichen belegte Zimmer zu dem Wohngemache der Baronin. Hier war der ganze weibliche Theil der Familie versammelt, wie es zu dieser Stunde im Hause gebräuchlich war.

Die Gesellschaft bestand aus der Baronin, der Tante ihres Gemahls, dessen beiden Töchtern und der Tochter eines benachbarten Edelmannes. Wir benutzen den Augenblick, um mit der weiblichen Versammlung bekannt zu werden, ehe wir unseren Freund eintreten sehn.

Die Baronin war älter, als die Jugend ihrer beiden Töchter vermuthen ließ. Als junges Mädchen von großer Schönheit hatte sie einen lebhaften Eindruck auf den Baron gemacht, als dessen Verhältnisse ihn für einige Zeit aus der Gegend entfernten. Von seiner Zuneigung nichts ahnend, verheirathete sie sich auf den Wunsch ihrer Eltern mit einem angesehenen Staatsbeamten, und der Baron suchte, als er sie bei seiner Heimkehr als das Eigenthum eines Anderen fand, seine erste Neigung in mannigfachen Beschäftigungen und

einem rauschenden Wechsel anderer, leicht geknüpfter und leicht wieder gelös'ter Verbindungen zu vergessen. Allein es gelang ihm nicht, und als der Gatte Theodora's nach einer mehrjährigen kinderlosen Ehe starb, stand der Baron mit demselben Herzen voll stiller, fester Liebe vor der schnell verblühten, aber immer noch edlen Gestalt seiner Jugendneigung, und führte sie bald darauf an den Altar. Theodora war ein treues, wohlwollendes Gemüth, gemäßigt in allen Gefühlen, und wenn auch in aufgeregten Momenten nicht ohne Kraft und Feuer, doch im Ganzen mehr in sich zurückgezogen, als ihrem Gemahle lieb war. In häuslichen Dingen besaß sie einen schnellen und richtigen Ueberblick, aber die leichte und zuversichtliche Behandlung menschlich-geselliger Zustände, war ihr nur in den einfachsten Lebensverhältnissen gegeben. Dagegen war sie eine wahre Mutter und Helferin aller Bauern des Barons, und kein Haus war im Dorfe, das ihr nicht Dank schuldig war, bald wegen Beistandes in bedenklichen Krankheitsfällen, bald wegen Unterstützung in nachtheiligen häuslichen Verwickelungen, wegen Aushülfe bei Mißernten, kurz, in allen Umständen, wo der gemeine Mann gewöhnlich seine eigenen Hülfsmittel unzulänglich findet. Sie trug sich elegant, aber sehr einfach. Ihre Gestalt war groß, hager, ernstgehalten; ihr einst so schönes Gesicht eingefallen und verwittert, nur die milden hellen Augen bezeugten, daß noch ein Rest von der Frische und Nachhaltigkeit einer geschonten Jugend in ihr zurückgeblieben.

Die Tante des Barons, eine kleine, ziemlich beleibte Dame, von ungefähr siebzig Jahren, war die Aebtissin eines Fräuleinstiftes gewesen, über das sie lange Zeit

hindurch ein eisernes Regiment geführt, bis es durch die neuen Beherrscher des Landes aufgehoben worden war. Stolz und Bitterkeit lagerten sich auf ihrem breiten rothen Gesichte, und gaben ihrem angeborenen Verstande eine scharfe Beimischung von Ueberhebung und Rücksichtlosigkeit, aus welchen Elementen nicht selten helle, aber auch sengende Witzfunken emporsprangen. Ein Körperleiden, das nicht mehr zu heben war, fesselte sie gewöhnlich auf ihren Zimmern im oberen Geschosse des Hauses, welche sie nur zur Mittagszeit oder bei besonderen Anlässen zu verlassen pflegte. Unter den Hausbewohnern war sie zwar ihres Ranges wegen geehrt, sonst aber mehr gefürchtet als geliebt und wegen ihrer schonungslosen Derbheit selten willkommen.

Die Baronin saß strickend auf einem erhöhten Sitz in der Fensternische, auf dem Sopha neben ihr die Aebtissin, ein Packet Zeitungen durchblickend. Clara, die älteste Tochter des Hauses, saß vor dem Flügel, an welchen sie ein großes Zeichenbrett lehnte, und arbeitete an der fast vollendeten Sepialandschaft. Ihr im Rücken auf dem erhöheten Tritt des anderen Fensters, saß ihre Schwester Hildegard, mit einer Näharbeit beschäftigt, und dieser gegenüber der Besuch der beiden Schwestern, ein munteres Mädchen, Namens Agnes, eine bunte Stickerei förderND.

Die drei Mädchen sprachen eben von dem Ankömmlinge. „Ich höre,“ sagte Agnes, „er soll ein hübscher Mensch sein, mit der schlanksten Figur von der Welt.“

„Damit ist er bei Euresgleichen ein gemachter Mann,“ sprach die Aebtissin in ihrem scharfen Ton über die Zeitungen weg. „Man muß gestehen, die jungen Fräu-

lein machen heutiges Tags sehr bescheidene Ansprüche, besonders an sich selbst."

„Mich freut nur," sagte Clara, „daß ich den großen Kaiser nicht mehr allein gegen ein ganzes Haus voll Gegner zu vertheidigen habe. Der Vater sagt, ich würde hierbei einen Verbündeten in ihm finden."

„Ob er gut tanzen wird?" fragte Agnes.

„Ich glaube kaum," versetzte Hildegard, „aber er soll sehr viel gelernt haben. Ich bin recht neugierig, ihn sprechen zu hören. Vielleicht vernehmen wir Manches, was uns noch fremd ist."

„Der Himmel helf' uns!" sagte die Aebtissin. „Wie kann ein einziger junger Gelbschnabel, der nicht einmal Cavalier ist, eine ganze Heerde Gänschen in Unruhe bringen! Mein Herr Neveu ist gar zu herablassend gegen dergleichen Leute."

„Er glaubt," sagte die Baronin ernst, „daß die Pflicht der Dankbarkeit alle Herablassung unnöthig macht."

Die Aebtissin verbiß eine herbe Erwiederung, denn in dem Augenblicke ging die Thür auf und der Baron führte Theobald herein. Seine äußere Erscheinung machte auf die Mehrzahl der kleinen Gesellschaft den angenehmsten Eindruck, und die Mädchen so wie die Baronin begrüßten ihn, als ihn der Baron mit einer Jeden bekannt machte, mit der freundlichsten Aufmerksamkeit. Aber ein neidischer Zufall schien ihm diesen Empfang zu mißgönnen. Seine Augen waren auf Clara's Zeichnung gefallen, er hatte Friederstein darin erkannt und sein ganzes Gemüth war davon in Anspruch genommen. So zeigte er sich abwesend und zerstreut, und obwohl er die Pflichten der Höflichkeit keineswegs

vergaß, bemerkte er doch kaum das Aeußere und die Anreden der Personen, denen er vorgestellt wurde. Erst eine beißende Bemerkung der Aebtissin, die er weder überhören noch mißverstehen konnte, brachte ihn wieder zu sich. Er wandte sich mit einer anmuthigen Entschuldigung an die beiden älteren Damen, indem er auf die Zeichnung deutete und sagte: „Lassen Sie die tausend Erinnerungen, die mir aus diesen Thälern und von diesen Bergen entgegenblicken und aus diesen Fenstern winken, meine Verwirrung entschuldigen."

„Wie so, Monsieur?" fragte die Aebtissin.

„Frau Tante," fiel der Baron ein, „Ihnen entging wohl, daß dies der Herr Doctor Otten, mein Pflegsohn und Freund ist."

„Auch gut!" versetzte die alte Dame. „Wie so denn also, Herr Doctor?"

„Dieses Bild, meine Gnädige," antwortete Theobald, das Vorgefallene großmüthig überhörend, „stellt die Gegend und das Schloß dar, wo ich eine glückliche Kindheit verlebt, einen theuern Vater verloren und einen väterlichen Wohlthäter gefunden habe. Es ist so schön ausgeführt, so frei und frisch aufgefaßt: mir ist, als ob jeder Fels, jeder Stein und Baum süße, kinderheimliche Geschichten zu erzählen wüßte."

Die Baronin war gerührt von dieser liebevollen Anhänglichkeit an den heimischen Boden und zog den Baron und die Aebtissin in ein anderes, nur für sie verständliches Gespräch, um Theobald einige Augenblicke seinen Empfindungen zu überlassen.

Unser Freund betrachtete das Bild, und seine Aufmerksamkeit wurde von der reinlichen, zarten und kräftigen Ausführung bald auf die weißen, zierlichen Hände

gelenkt, von denen sie gekommen. Er glaubte nie etwas Vollkommneres gesehn zu haben, als diese schlanken ebenmäßigen Finger, die leichtgekrümmt den müßigen Pinsel hielten, und auf dem sanft gewölbten Handrücken, da, wo sie sich anschlossen, vier kleine reizende Grübchen machten, wie bei Kinderhänden. Seine Blicke verfolgten dies liebliche Naturgebilde und wurden wieder von den vollendeten Formen des Armes gefesselt, dessen schlanke Fülle, von feinem, kaum geröthetem Weiß umschlossen, in dem einfallenden Lichte beinahe glänzend erschien, während das rothe Kleid einen leuchtenden Wiederschein auf die beschattete Seite warf. Eine Bewegung der linken Hand zog seine Blicke auf diese, und da die Hand zu der Stirn ihrer Besitzerin emporschwebte, um ein Löckchen zurückzustreichen, so folgten seine Augen dieser Richtung und erblickten ein Profil von so reinen, entschiedenen und kräftigen Umrissen, wie die Gränzen weiblicher Anmuth sie nur gestatten wollten. Breit und fast männlich schloß sich die Nasenwurzel an die grade sich herabsenkende Stirn, aber ein sanftes hellbraunes Auge unter der feinen Braue blickte daneben; eine weiche Schlangenlinie bildete der kleine Mund, aber die Lippen waren voll und kräftig, und wenn die Schwingungen der ganzen Gesichtsform wieder fast männlich kühn waren, so schwammen sie in einem so reinen und hellen Incarnat, wie nur ein nördlicher Himmel es hervorzubringen im Stande ist. Hals, Nacken und Brust, voll doch schlank, erhoben durch ihre Weiße das Hellroth der Wangen und zeigten überall die reinste Gestaltung.

Die Betrachtung dieser herrlichen Formen entwickelte in der Einbildungskraft unseres Freundes ein sonder-

bares Bild, das nur die erzwungene Scheinzüchtigkeit unserer Tage mißverstehen kann, der freilich Nichts rein ist. Denn unser Zeitalter hat die reine Auffassung des natürlich Reinen verloren, die Phantasie der Menschen ist verderbt und im Dienste der unlauteren Begierde. Daher das ängstliche Meiden von Worten und Wahrheiten, die das wahrhaft Unlautere als solches bezeichnen oder das Natürliche mit edler Einfalt aussprechen. Daher die krankhafte Ueberschaam, die bei der reinsten Enthüllung zusammenzückt, da ihr das Gewissen sagt, daß sie freilich ihr nicht rein sei. Wird man nicht noch eigene Garderobemeister für Antikenkabinette anstellen müssen, um den nackten Götter- und Heldenbildern künstliche Gewänder anzulegen, jenachdem die Schaamhaftigkeit der Menschen und -- der Mode eine größere oder geringere Verhüllung gebietet? Theobald's Gemüth und Phantasie war unschuldig und rein bis in die innersten Zellen seines Herzens hinab. Darum war ihm aber die Gestalt des Menschen nicht fremd. Er hatte früher oft und gern nach Antiken gezeichnet, auch die Lehrstunden der Anatomie nicht unbesucht gelassen, und dadurch ein in sich vollständiges Bild des ganzen Menschen gewonnen. „Der Mensch ohne Hülle ist aber eigentlich der Mensch." Als er daher die so vollkommen gebildeten Glieder des vor ihm sitzenden schönen Mädchens einzeln bewundert, stand vor seiner Phantasie plötzlich die ganze unverhüllte Gestalt des herrlichen Wesens in schlanker Fülle und nackter Anmuth, von zarten Wellenlinien umrissen, und die festen, hellschimmernden Glieder schwebend in schöner freier Bewegung. Wie ein Geist ging die Erscheinung seinem innern Auge vorüber und verschmolz mit dem wirklichen schönen

Wesen, das vor ihm saß, ohne ein anderes Gefühl in ihm zu erregen, als ein ehrfurchtsvolles Staunen vor einem der höchsten Gebilde der göttlichen Künstlerin, der Natur.

Der Baron trat heran und lenkte seine Aufmerksamkeit wieder auf die Zeichnung. „Clara," sagte er, „begleitete mich diesen Sommer auf der Reise nach Friederstein und hat dort die Zeichnung nach der Natur entworfen."

Theobald erfreute sich des bedeutenden Talents, ohne sich darüber zu verwundern. Jede Art von Vollkommenheit schien ihm an einem so bevorzugten Menschenwesen natürlich. Einen solchen Vordersatz schien er im Sinne zu behalten, als er zu Clara sagte: „Doch müssen Sie auch vortrefflichen Unterricht gehabt haben. — Nur bemerke ich," setzte er nach einer Weile hinzu, „daß Sie der Gegend etwas Drohendes und Unheimliches gegeben haben, das ich daran nicht kenne."

Clara lachte. „Natürlich habe ich hineingemalt, was ich heraus- oder auch hineingesehen. Aber das Wilde und Gewaltsame in diesen ungeheueren Felsen und Bergen fällt erst dem auf dem sie nichts Alltägliches sind. Der Bewohner der Ebene ist gewohnt, ringsum sich den Himmel bis zu seinem wirklichen Gesichtskreise herabsenken zu sehen, das ganze durchsichtige Gewölbe scheint ihm näher und giebt ihm doch mehr den Eindruck des Unendlichen. Umgekehrt die Erde. Auf ihr rückt ihm Alles klar und faßlich auseinander, da ist nichts Unverständliches, nichts Unzugängliches, das Fernste ist schon sichtbar, die äußersten Gegenstände, kaum zu enträthseln, locken eben dadurch die Vorstellungen ins Unbegränzte hinaus. Aber nun in solchem

Gebirgsthal! Wie lastet die gethürmte Erdmasse vor den Augen und auf der Seele! Aengstlich übereinander geschoben, als müßten sie sich jeden Augenblick überstürzen, ragen auf allen Seiten die düstern geheimnißvollen Bergfelsen. Wer wagt das Grauenhafte auszusprechen, das sie verhüllen? Der klare Himmel ist schreckhaft fern und klein und kann sich kaum in den schmalen Bächen spiegeln, die klagend von Absatz zu Absatz stürzen und zerschellen und in hastiger Ungeduld hinauseilen in die freie heitere Ebene."

„Ich wette," sagte der Baron zu Theobald, „der Eindruck ist bei Ihnen ein ganz anderer."

„Wahrlich," versetzte Theobald, „fast der entgegengesetzte. Nach meiner Empfindung theilt sich die Macht und Kühnheit der strebenden Berggebilde dem Geiste mit, der sich ihnen befreundet, wenn nicht im Vermögen, doch im Wollen. Er fühlt die widerstrebende Naturgewalt und mit ihr die Aufforderung, sie zu überwinden. Das Unverständliche, Unzugängliche darf es ihm nicht bleiben: Felsen werden erklommen, Gipfel werden erreicht, und nun bieten Himmel und Erde gemeinsam dem Blicke die Fülle des Gränzenlosen, nun breiten Morgen- und Abendröthen die mannigfachsten Lichterspiele über Land und Luft, und zutraulicher läßt sich der Reihen der Gestirne belauschen. Dieß schrankenlose Bild trägt man hinab in die traulich grünen Thäler und die aufgeregte Einbildungskraft belebt mit ihm Felswände und Klüfte. Wie soll ich dagegen den Eindruck beschreiben, den mir diese endlose Ebene gemacht hat! Ihrer Oede und Unfruchtbarkeit nicht zu gedenken, so scheint der Himmel seine Säulen und die Erde ihre Grundfesten verloren zu haben. Unsicher weicht der

lockere Boden unter den Füßen, auf dem Scheitel lastet der ganze ewigweite Himmel. Schlaff zusammengefallen ist die Natur und hat, wie eine Magd, nichts Eigenes. Die Aussicht, nach allen Seiten zu einer Scheibe von fünf oder sechs Fuß sich hintereinander drängend, macht nur das Nächste erkennbar und verschlingt alles Ferne."

Man sprach hierüber noch Einiges hin und her und der Baron sagte endlich: „Der Einzelne wird sich schwer von den frühesten Eindrücken seiner Umgebung losmachen, auch soll er es nicht, denn durch sie hangt er am innigsten mit der Natur zusammen. Man spricht von unbedingter Selbständigkeit des Menschen und von seinem freien Willen, der ihn aus den Banden der irdischen Natur herausziehen könne, aber wir Alle sind von der Erde genommen und dürfen uns dieser Verwandtschaft so wenig schämen, als wir uns von den Gesetzen der Schwere losmachen können. Was wir unser nennen, haben wir darum noch nicht hervorgebracht. Wir selbst machen weder unsern Geist noch unsern Körper und können weder die Schönheit noch die Wahrheit noch irgend etwas anderes Ideales erschaffen. Es ist da ohne uns, aber es wird uns offenbart und überliefert, und wie dieses geschieht, das bedingt das Wie unserer Bildung. So ist es auch mit der Natur. Wie sie an uns herantritt, so gestaltet sie uns nach sich, und von solcher Biegsamkeit ist das Menschenwesen und die Natur von solcher Reichhaltigkeit, daß sie es überall zu sich heranbilden, für sich erziehen kann, sie biete sich ihm dar wie sie wolle, im äthiopischen Sonnenbrande oder am Polareise, im Harze oder in der Lüneburger Haide."

Die Aebtissin hatte während des Gesprächs schweigend ihre Zeitungsblätter durchmustert. Jetzt rief sie plötzlich auf: „Alle Wetter über die Franzosen! Lesen Sie vor, Herr Doctor! und hört zu, wie die tollkühnen Unterdrücker wieder einmal von dem unverschämtesten Glück begünstiget sind.“

Damit überreichte sie Theobald einige Zeitungsblätter, die links französisch, rechts deutsch gedruckt waren, und er las daraus das dreizehnte Bulletin der großen Armee vor, das die Schlacht von Smolensk berichtete, so wie einige ausführlichere Nachrichten, welche dieß Ereigniß näher auseinandersetzten, den Ruhm der napoleonischen Waffen auf das glänzendste ausmalten und nicht undeutlich merken ließen, daß der Kaiser jetzt seine Heere tiefer und tiefer in Rußland zu führen beabsichtige.

Die Gesellschaft hatte sich dazu um den Tisch gesetzt und war während der Vorlesung noch durch den Prediger vermehrt worden, einem ernsten Mann auf der mittleren Stufe des Lebens.

„Großer Gott,“ sagte dieser, als Theobald geschlossen, „wann werden der Blutströme genug für diesen schrecklichen Mann geflossen sein? Wann wird der Frieden über das geängstigte Europa wieder herabsteigen? Es ist kein Ende abzusehen bei diesem unlöschbaren Durste nach Ruhm, Macht und Krieg. Hier, wenn irgendwo, zeigt sich die Unsittlichkeit eines schrankenlosen Egoismus auf die schauderhafteste Weise.“

Clara erröthete und ihre Augen strahlten, indem sie sagte: „Sollen wir denn das Große immer nach dem kurzen Stabe unserer Alltags-Moral messen? Ist es nicht Tugend genug, ein großer Mann zu sein? Frei-

lich, wenn Riesen ihre Kräfte entfalten und gebrauchen, so leiden die kleineren Menschen darunter. Sollen wir darum wünschen, daß das Hohe und Gewaltige gar nicht auf Erden erschiene?"

„O liebe Clara!" sagte Hildegard, „der größte Mensch, ja ein Engel selbst, kann ja das Böse nicht zum Guten, das Unrechte nicht zum Rechten machen und die Lüge nicht zur Wahrheit."

„Und setzen Sie hinzu," meinte der Prediger, „er ist bei aller Größe kleiner als das Gute, Rechte und Wahre, denn dieses, im höchsten Sinne, ist die Gottheit selbst. Nur die Gottheit ist unbedingt groß, der Mensch ist nur groß, sofern er ihr ähnlich ist."

Clara sah Theobald an, als fordere sie ihn auf, ihre Meinung zu vertreten. Er verstand den Blick und erwiederte ihn, indem er sagte: „Ganz richtig, und deßhalb ist Napoleon groß durch Kraft, Sieger- und Herrschergenie, welche eben auch göttlichen Ursprunges sind. Wäre Prometheus der Halbgott gewesen, wenn er nicht das in sich gehabt hätte, was selbst den Geboten der Götter trotzen konnte? Sollen wir den edlen Löwen minder achten, weil er nicht einsammelt wie der Hamster, nicht friedlich baut wie die Ameise, nicht mit Gras und Kraut sich begnügt wie der Haase? Seit einem Jahrtausend hat kein einzelner Mann sich allein durch eigne Kraft von der Stufe eines unbedeutenden Privatlebens emporgearbeitet zu einer so schwindelnden Höhe, von welcher er einem Welttheile Gesetze vorschreibt und Völker und Könige mit seinen Worten lenkt."

„Wir wollen nicht untersuchen," sagte der Baron, „wie er zu dieser Gewalt gelangt ist, wenn man nur

sähe, daß sie irgendwo Heil gebracht hätte. Und nehmen wir an, es gelänge ihm ganz Europa unter Einen Hut zu bringen; nehmen wir an, er begnüge sich in einem ruhigeren Alter mit der weisen Regierung des Eroberten; nehmen wir an, es gründeten sich abermals Wohlstand und Friedenssegen auf dieses Verhältniß: wie wird es nach seinem Tode werden? wer wird seinen Platz ersetzen können? wird nicht ein allgemeiner Aufstand von neuem alles Errichtete niederreißen, und der zweite Schaden größer werden, als der erste war?"

„Komme, was wolle," sagte Theobald, „die Wirkungen werden groß und entschieden fördernd sein. Die Abgeschlossenheit der einzelnen Völker wird allmählig aufgehen in den Begriff der europäischen Menschheit, die Scheidewände der Völker werden sinken, höhere und höchste Interessen die Gemüther gemeinsam erfassen. Geistiger und materieller Verkehr wird hinüber und herüber wirken, die Blicke der Menschen höher und freier, das Ausgezeichnete zugänglicher, wahre Humanität allgemeiner machen."

„Vielleicht," entgegnete der Prediger; „aber auch dann bleibt der gewaltige Krieger, der dieß herbeiführt, nur ein Mittel in der Hand der Vorsehung, die auch Gifte zur Heilung der kranken Menschheit bedarf. Es mochte nöthig sein, daß der Tempel zu Ephesus lange vorher zerstört wurde, damit die Gründung der segensvollen johanneischen Christengemeine durch die sinnliche Gewalt des Heidenthumes nicht gehindert wurde: verdient die verbrecherische Ruhmsucht Herostrats deßhalb Preis und Unsterblichkeit? Und stand es nicht längst in Napoleons Macht, den erschöpften Völkern den Frieden zu geben, nach welchem sie so lange seufzen?"

„Erinnern Sie sich,“ versetzte Theobald, „was der Kaiser selbst den Bürgern von Paris antwortete, als sie ihn um Frieden baten. „Ja meine Freunde, sagte er, aber er will erobert sein.“ Nur Einheit macht stark und Europa bedarf der Stärke. Welche Bürgschaft hat die Humanität und all ihre Erfolge im Völkerleben gegen die Barbarei des östlichen Norden, wenn dessen ungeheuere Uebergewalt sich nicht mehr durch Treu und Glauben gebunden hält? Rohheit und Cultur sind nicht zu friedlichen Nachbaren geschaffen, ihre Art und Beschaffenheit führt sie früher oder später zu einem Vernichtungskampf gegeneinander. Soll Europa erwarten oder zuvorkommen? Noch ist die Kraft auf seiner Seite. Aber sie kann es nicht bleiben. Auf beiden Seiten steigt die Bevölkerung: das menschenleere russische Reich wird dadurch stärker, uns schwächt Uebervölkerung. Und dieß, die große europäische Einheit herzustellen, das Herüberdräuen asiatischer Barbarei zu entkräften, dieß sind die großen Aufgaben, zu deren Lösung Napoleon berufen ist, sollte er diese Lösung auch nur erst beginnen und noch nicht vollenden. In diese Aufgabe ist der Weltfrieden der älteren Erdhälfte eingeschlossen, den Napoleon erkämpfen will.“

„Ich gestehe,“ sagte der Baron, „daß mir diese Betrachtungsart der Verhältnisse neu ist, und Sie haben Etwas ausgesprochen, das ohne Zweifel von Wichtigkeit ist, obwohl ich auf den Herostrat unsers Pastors zurückkommen muß. Was aber diesen Feldzug in Rußland betrifft und besonders die Nachricht, daß er in dieser Jahrszeit noch tiefer in das Land hineingeführt werden soll, so kann ich mich trotz der bisherigen glänzenden Erfolge doch dabei einer geheimen Hoffnung für unsere

eigne Zukunft nicht erwehren. Ich bin in Rußland gereiset, ich kenne das Land, ich weiß um das Volk, und Napoleon mag sich Glück wünschen, wenn er mit derselben Macht heimkehrt, mit welcher er auszog."

Ein Diener meldete, daß die Tafel angerichtet sei. Der Baron führte daher die Aebtissin, der Prediger die Baronin in den Speisesaal, und Clara nahm Theobald's Arm, indem sie sagte: „Ich muß für Ihren Beistand danken. Bisher hatte ich unsere gute Sache allein im Hause zu vertheidigen. So sehr sich mein guter Vater auch bemüht, die Dinge zu sehen, wie sie sind, ohne Rücksicht auf eigne Vortheile oder Nachtheile, so glaube ich doch, daß er gleichfalls auf unsere Seite stehen würde, wenn er und seine Freunde nicht so Mancherlei gelitten hätten, durch die großen Veränderungen der Zeit. Er hält nun einmal zu der Partei der Uebrigen. Lassen Sie uns als treue Verbündete zusammenhalten.

„Sie sollen mich beständig finden," sagte Theobald. „Wär' ich es nicht schon der Sache wegen, ich müßte es einer solchen Verbündeten halber sein."

Clara sah ihn fragend an und er erröthete. Er wollte noch Etwas sagen, aber die Nähe des schönen Mädchens, der leichte Arm, der in dem seinen ruhte, ihre freundliche Anrede verwirrten ihn, und er fürchtete schon zuviel gesagt zu haben. Während er noch seine Gedanken zu einer geeigneten Erwiederung sammelte, hatten sie schon den alterthümlichen Speisesaal erreicht und Clara trat mit einer leichten Verbeugung von ihm zurück.

Bei Tisch, wo auch der Rentmeister gegenwärtig war, wurde von den Zeitverhältnissen nicht gesprochen, da

man in jener Zeit gegen seine eigenen Diener auf der Hut sein mußte. Die vorhergehende Unterhaltung klang in Allen nach und es konnte kein bedeutendes Gespräch zu Stande kommen. Theobald aber war glücklich durch den Anblick Clara's, die ihm gegenüber saß, und als er sich wieder auf seinem Zimmer sah, fand er, daß die stumme Mahlzeit viel zu rasch vorübergegangen sei.

## Drittes Kapitel.

Wenn wir umsonst arbeiten, Vergangenes uns zu enträthseln,
Führ' uns, günstig Geschick, klarer den eigenen Pfad.

Nachdem sich Theobald in seiner Wohnung gehörig eingerichtet, war seine erste Sorge, dem Wunsche seines Wohlthäters nachzukommen und sich von dem Rentmeister die Acten über Franzens Geburts- und Erbansprüche vorlegen zu lassen. Mit großer Mühe arbeitete er sich durch die zahllosen Verhandlungen hindurch und erst nach langer Anstrengung fand er sich aus den Verwickelungen und Verdrehungen heraus, welche die schon an sich nicht einfache Sache durch die Umtriebe der Sachwalter der Gegenpartei, sogar der Gerichte erhalten hatte.

Die freiherrliche Familie der Korne hatte sich seit langer Zeit in drei Zweige zerspalten, die sich nach ihren Hauptbesitzungen, die von Wendenschlag, von Schlotwasser und von Hämrode nannten. Franzens Vater, der letzte Sproß der Korn zu Schlotwasser, hatte sich insgeheim mit der Tochter eines deutschen Fürstenhauses vermählt, worüber die gehörigen Beweisstücke vor-

lagen. So geheim diese Verbindung geschlossen worden, so geheim war sie auch fortgeführt, und der erste Sohn derselben, dessen Geburt ebenfalls ziemlich zur acten=mäßigen Gewißheit erhoben war, mußte unter gleicher Hülle des Geheimnisses erzogen worden sein; denn nun verließen den Sachwalter Franzens alle bestimmten Nachrichten bis auf den Brief des Oberförsters. Erst in den späteren Verhandlungen waren einige neuaufge=fundene Briefe von Franzens Mutter beigebracht wor=den, die jedoch die Sache mehr zu verwickeln, als aufzuhellen geeignet waren. Des ältesten Sohnes in Deutschland war darin ausdrücklich erwähnt und einige zweideutige Reden ließen sich ohne Mühe auf Franz deuten, aber die Verfasserin sprach darin von ihren Kindern in der Mehrzahl, an einer andern Stelle von ihren beiden Kindern, woraus der Gegenanwalt manche bedenkliche Schlußfolgen zu ziehen gewußt hatte. Die Verfasserin dieser Briefe war etwa ein Jahr nach Ab=sendung derselben, in einer Hafenstadt des südlichen Frankreichs mitten unter den blutigsten Schrecken der Revolution, in der größten Hülflosigkeit und unter den beklagenswerthesten Umständen gestorben. Selbst ihr Gemahl hatte sie verlassen, wie aus gleichzeitigen Brie=fen desselben, die von Madrid aus datirt waren, her=vorging. Von diesem aber war keine spätere Nachricht aufzufinden, er war schon seit längeren Jahren als ver=schollen betrachtet worden, und seine bedeutenden Be=sitzungen standen seitdem unter Verwaltung eines an=geordneten Güterpflegers, dessen Obhut sie, wegen des fortgesetzten Einspruches der erbberechtigten Seitenver=wandten, zu Franzens Besten nicht zu entreißen waren.

So war die Sache Jahre hindurch verschleppt wor=

den und lag nunmehr erst zum endlich entscheidenden Richterspruche vor. Es blieb für Franz nichts übrig, als entweder seinen längst verschollenen Vater wieder zur Stelle zu schaffen, oder seine Identität mit dem Sohne des Verschollenen glaubhafter nachzuweisen, widrigenfalls mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten stand, daß ihm seine sämmtlichen Ansprüche würden aberkannt werden.

Der Sache gemäß war vorzüglich auf den Nachweis dieser Identität das meiste Gewicht gelegt worden, und der Anwalt der Gegenpartei hatte noch insbesondere hervorgehoben, daß man fast mit derselben Wahrscheinlichkeit Theobald als den muthmaßlichen Erben hinstellen könne, mit der man Franz vorschiebe. Dieser Einwand war jedoch dadurch auf das bündigste entkräftet worden, daß aus den Taufregistern des Kirchspiels, wozu Friederstein gehörte, Theobald's Taufzeugniß in bester Form zu den Acten gegeben war, wogegen sich ein solches für Franz nicht erbringen ließ.

Theobald kam zu einem Abschluß seiner Ansicht über die Sache zwar erst später, nach längerer Prüfung und vollständiger Durchlesung der weitläuftigen Verhandlungen, seine vorläufige Meinung entschied sich jedoch bald für das Ergebniß, daß Franzens Sache ziemlich zweifelhaft stehe, und er konnte sich nicht enthalten, dem Rentmeister seine Besorgniß zu erkennen zu geben. Dieser entgegnete ihm, daß er seine Meinung theile, und sie dem Baron auch schon früher gründlich genug darzulegen gesucht habe, dieser aber könne sich aus dem wunderlichsten Grunde nicht überzeugen, daß der Erbe in Wirklichkeit abhanden gekommen sein solle. Als Theobald weiter nachfragte, gab ihm Kleinmeister ein

altes vergilbtes Actenstück zu lesen, das folgende seltsame Familiensage enthielt.

---

Am Johannisabend im Jahre unsers Herrn **1520** ist es geschehen, daß die edle Frau Hedwig, Herrn Bruno Korns Eheweib, noch bei tiefer Dunkelheit ihren auf Kundschaft ausgezogenen Gemahl erwartend, in der untern Halle des Schlosses zu Wendenschlag am Spinnrocken gesessen, als mehrere Male heftig an die Hausthür geschlagen ist. Verhoffend, ihren Hausherrn zurückgekehrt zu sehen, beeilet sie sich und öffnet die Thür, erblicket aber nur einen einzelnen Mann mit rauhem Bart, welcher sie bittet, ihn zu seinem Weibe zu begleiten, welche schwer in Kindesnöthen liege und erfahrenen Beistandes bedürftig sei. Die edle Frau aber ist zu derlei Beistand allezeit willig auch wohl geschickt gewesen, besinnt sich daher nicht lange, sondern lehnet die Hausthür hinter sich an, heißt den Mann vorausgehen und folgt ihm nach. Der Mensch gehet solchergestalt geradeswegs auf den Allerfluß zu, tritt in das Wasser, und heißt Frau Hedwig ihm nachfolgen. Als diese darauf zögert und sagt: „Wenn ich Euch dahin folge, so muß ich ja elendiglich ertrinken," so hat sie der Mann hart am Arme gefaßt und gedräuet: „Ja, also wird dir geschehen, so du einen einigen Schritt zurücksetzest um heimzukehren; folgest du mir aber, zu thun nach meinem Begehr, so soll dir kein Leid geschehen und sollst beschenkt wieder in dein Haus zurückkehren." Ist damit in das Wasser hineingeschritten und hat der Edelfrau den Weg gezeigt. Diese hat sich ein Herz gefaßt, den Himmel um seinen Beistand angerufen und ist dem Manne nachgefolgt, ohne daß ihr weiter

Leides widerfahren. Der Mann aber, der niemand anders als der Nix gewesen, hat sie drunten in ein Gemach und an ein Bette geführt, woselbst sie das kreißende Weib gefunden, der sie dann auch getreulich in ihrer Noth beigestanden, bis dieselbe eines Töchterleins genesen ist. Hierauf hat der Nix der edlen Frau freundlich gedankt und sie wieder hinausgeführt an das Ufer, wo er ihr drei gläserne Becher geschenket, welche eins im andern gesteckt, und dabei gesagt hat: „Hütet dieser Gaben wohl, denn Ihr werdet Eurem Eheherrn drei Söhne gebären, die sollen reich und angesehen werden, und ihre Stämme sollen nicht in Abnehmen gerathen, solange diese Becher dauern. So aber der Geschlechter Einem der seinige abhanden kommt oder zerschellet wird, so wird dasselbige erlöschen.“ Damit ist der Nix verschwunden und nicht wieder gesehen worden. Die Frau aber hat sich wiederum nach Haus begeben und die Thüre noch angelehnt gefunden, wie sie solche verlassen. Dieses Alles hat die Edelfrau des anderen Tages ihrem Ehgemahl erzählt und ihm dabei die Becher übergeben, welche nachmals an ihre drei Söhne gelangeten, von denen der Aelteste das Haus Wendenschlag, der Zweite das Haus Schlotwasser und der Dritte das Haus Hämrode auf ihre Nachkommen vererbet haben.

---

Diese Nachrichten ergänzte Kleinmeister mündlich. Die drei Becher waren noch unlängst im vorsichtigen Gewahrsam der Familienhäupter der drei Häuser gewesen; allein der Becher des Hauses Wendenschlag war eines Tages bald nach Hildegards Geburt zersprungen gefunden worden, und der Baron hatte daraus

geschlossen, daß er keinen männlichen Erben mehr erhalten werde. Die vier Brüder zu Hämrode hatten den ihrigen bei einem ausgelassenen Gelage muthwillig zerworfen, und auch da schien sich das Orakel zu bewähren, denn der Eine der Brüder war bald nachher ertrunken, der Zweite lebte in kinderloser Ehe, und die beiden Andern ehelos. Nur der Becher des Hauses Schlotwasser war noch unverletzt.

Der Baron zu Wendenschlag war ein Mann von Verstand, Geistesfreiheit und Welterfahrung; nicht leicht würde man ihn geister- und wundergläubig gefunden haben. Aber wie es das Bereich des Unerklärlichen an sich hat, in einer gewissen Entfernung den zersetzenden Verstand, die verneinende Spottlust herauszufordern, sobald es aber näher rückend in den Gang der Begebenheiten einzugreifen scheint, sich mit unseren Wünschen und Hoffnungen zu verbinden und unsern Sinn mit geheimen Schauern an sich zu fesseln, so sahe man auch die Familie zu Wendenschlag wohl über die Erzählung von dem Nix lächeln, allein von dem unerklärlichen Zusammenhange jener zerbrechlichen Gefäße mit den Schicksalen ihres Geschlechts waren Alle im Stillen fest überzeugt, und der Baron konnte sich nicht überreden, daß der einzige Familienzweig, dessen Becher noch unzersprungen in dem Archive zu Schlotwasser bewahrt stand, erlöschen und mit ihm die ganze, ehemals so bedeutende Familie aussterben sollte. Im festen Vertrauen auf dies Orakel erwartete er, daß die Gerichte entweder schon jetzt die Ansprüche Franzens anerkennen, oder sich hierzu durch später zu entdeckende Beweismittel in der Folge bewegen lassen würden.

Mit diesem Rechtshandel seines Jugendfreundes und

einigen anderen Lieblingsstudien beschäftigte sich Theobald den Tag über, während sich doch manche Stunde fand, die ihn mit seinen Hausgenossen näher brachte. Er gewann allmählig die gute Meinung Aller für sich, mit Ausnahme der Aebtissin, und sein Bündniß mit Clara schien sich mit jedem Tage mehr zu befestigen.

An einem Nachmittage, als er erhitzt von mehrstündigem Lesen und Schreiben in den Garten des Schlosses hinuntergegangen war, und nachsinnend in den busch- und baumreichen gewundenen Gängen umherwandelte, fand er Clara, wie sie einsam an dem breiten Graben saß, der Schloß und Garten umgab, und ihr Zeichnenbuch auf den Knieen, den Bleistift in der Hand, bemüht war, den malerischen Vordergrund von schlanken Schilfpalmen, breitblättrigem Huflattich und anderen Wasserkräutern auf dem Papiere nachzubilden. Er grüßte und wollte vorübergehen, aber Clara rief ihn heran mit der Bitte, einige Bleistifte zu schärfen. Er setzte sich zu ihr, aber sein Geschäft wollte ihm nicht gelingen. War er noch zu aufgeregt von der Arbeit, oder machte ihn die schöne Nachbarin unruhig, oder war das Blei zu locker, genug der Stift brach mehrmals ab, bis Theobald endlich ungeduldig die ganze vordere Spitze glatt abschnitt und das andere Ende zu schärfen anfing.

Clara sah das lächelnd an. „Von Euch Männern ist doch Einer wie der Andere," sagte sie. „Will eine Sache auf den Füßen nicht stehen, so stellt ihr sie kurz und gut auf den Kopf, und meint, nun sei Alles in Ordnung."

„Haben wir da denn immer Unrecht?" entgegnete Theobald. „Denn sehen Sie, hier gelingt's."

„Ja, weil Sie Ihrer eigenen Ungeduld erst mit dem heftigen Schnitte Luft gemacht und sich hernach zusammengenommen haben. Aber bei Euch hat niemals Euer eignes Benehmen Schuld, immer die Sache oder der Mensch, womit ihr nicht in's Reine kommen könnt."

„Das sind menschliche Unarten," erwiederte Theobald," nicht blos männliche. Aber darf ich nicht Ihr Skizzenbuch einmal ansehen?"

Sie reichte es ihm, und während er es durchblätterte, sprach er sein Entzücken aus über die freie, scharfe und charakteristische Auffassung der Gegenstände und über die Kraft und Sicherheit der Zeichnung.

„Mein Freund," sagte Clara unmuthig, „Sie sollten es doch nicht immer machen, wie alle die Andern. Mit Schmeicheln und Lobpreisen gewinnen Sie bei mir kein Haarbreit, und seit Sie bei uns sind, haben Sie mir auch noch nicht Einen herzhaften Tadel gesagt. Gegen die Anderen spielen Sie nie Versteckens, warum allein gegen mich?"

„Was soll ich darauf antworten?" sagte Theobald nach einigem Besinnen. „Sage ich Anderes, als die Wahrheit, so könnten Sie es für Wahrheit halten, und sage ich die Wahrheit, so halten Sie es doch für unwahr."

„Nein," entgegnete Clara, „für falsch halte ich Sie nicht, und wirkliche Offenheit kann nur vorsätzlich verkannt werden. Es heißt zwar, Frauen ließen sich leicht täuschen, aber das ist unwahr. Wir werden nur hintergangen, wo wir es selbst nicht anders wollen, sei es aus Schwäche, sei es aus Leidenschaft oder aus Gutmüthigkeit. Ohnehin sehen Sie so ehrlich dazu aus,

daß ich Sie wenigstens in diesem Augenblicke zu einer Unwahrheit nicht für fähig halte."

„Dann muß ich Sie versichern," sprach Theobald mit Feuer, „daß Sie durchaus irren, wenn Sie irgend ein Versteck hinter meinen Aeußerungen vermuthen. Einzelnes an Ihnen zu tadeln, wäre Thorheit. So jung unsere Bekanntschaft auch noch ist: soviel ist mir klar geworden, daß man Ihr Wesen entweder ganz gut heißen oder ganz tadeln muß. Denn Sie sind ein Ganzes an Seel' und Leib, von Kopf bis zu Fuß, und" setzte er leiser und eifriger hinzu, „ein Ganzes von so reiner Ebenmäßigkeit und Harmonie, daß ich weder ein Härchen von Ihrem Haupte, noch die anmuthige Heftigkeit und zierliche Rechthaberei aus Ihrem Charakter hinwegwünschte. Sie sind es, Sie sind es ganz und gar: das sagt Alles."

Heftig erröthend versetzte Clara: „Ich hätte darauf gefaßt sein sollen, daß ein Mann die Beschuldigung kleiner Schmeichelei durch die größte zu widerlegen suchen würde."

„Die Auslegung weissagte ich mir," sagte Theobald nicht ohne Empfindlichkeit. Er sah vor sich nieder und blätterte in den Zeichnungen.

Claras Unmuth war nach ihrer lebhaften Weise nur eine augenblickliche Aufwallung gewesen, und sie empfand wohl, daß ihr neuer Freund seine innerste Ueberzeugung ausgesprochen habe. Sagte sie doch gleich, daß er sich täusche, daß er ihr Wesen in einem viel zu günstigen Lichte erblicke, so that ihr seine gute Meinung doch innig wohl. Aber aus welchem Grunde konnte er sich so sehr über sie täuschen? Das war ihr unbegreiflich, und eben das gab ihm in ihren Augen etwas

so Geheimnißvolles, daß sie sich von diesem Augenblicke an angelegentlich für ihn interessirte. Unbemerkt sah sie ihn an und der mißmuthige Ausdruck in seinen Zügen, den sie nur sich selbst zuschreiben konnte, that ihr herzlich leid. Eben besann sie sich auf einige Worte, die ihn verscheuchen sollten, als Theobald ihr zuvorkam.

Er hatte in dem Buche eine wunderliche Zeichnung von Claras eigener Erfindung gefunden, die eine zerbrochene Krone darstellte, um welche ein gleichfalls zerrissener Myrthenkranz geflochten war; durch den Spalt der Theile wand sich eine züngelnde Schlange und darunter stand der Name Josephine.

„Sie scheinen das Schicksal der vormaligen Kaiserin von Frankreich zu bedauern, und ich thue es mit Ihnen," sagte Theobald, indem er auf das Blatt deutete. „Aber was bedeutet die Schlange?"

„Die Politik," antwortete Clara, „der die Unglückliche geopfert wurde."

„Können Sie unsern Helden deshalb tadeln?" fragte Theobald.

„Loben Sie ihn denn deshalb?" fragte Clara zurück.

„Mir wenigstens scheint es ein großartiger Act von Selbstüberwindung," erwiederte Theobald. „Wir wissen, er hat sie wahrhaft geliebt, nur die Liebe hatte Beide miteinander verbunden, durch sie hatte Josephine eine größere Gewalt über den Kaiser, als irgend Jemand. Welche Hingebung gehörte dazu, um eine solche Neigung höheren Planen zu opfern! Welche Macht der Idee über das Individuum, und über ein so gewaltiges Individuum, daß es den Frieden seines Herzens dem Weltfrieden zu Füßen legte!"

„Nein,“ rief Clara, „diese Handlung Napoleons kann ich nie vertheidigen. Hier, wenn jemals, hat ehrgeizige Politik den Menschen in ihm erdrückt. Staatskluges Interesse und der Wunsch zu glänzen mit einer Gemahlin aus dem alten Kaiserstamme der Habsburger, das ließ ihn die Gute, Menschenfreundliche, Getreue von seinem Throne hinabstoßen. Verzeihen kann man dem großen Manne große Fehler, man kann sie bedauern, aber nie rechtfertigen. Ich fürchte, mein Freund, Sie werden unserer Fahne noch untreu werden. Sie sind nicht für Napoleon, Sie sind für das begeistert was er sein könnte und vielleicht auch sein sollte. Leicht können Sie einst eben so ungerecht gegen ihn werden, als Sie jetzt Ihre gute Meinung übertreiben.“

Die anderen Mädchen kamen und Theobald empfahl sich, um an seine Arbeit zurückzukehren. „Welch' eine Natur!“ sprach er im Weitergehn bei sich selbst, „welch ein reines gesundes Wesen ist dies Mädchen, die so wenig an sich hat von den gewöhnlichen Weibern, und die doch so ganz Weib ist! Sie zu lieben mit der gewöhnlichen Leidenschaft der Liebe, ja selbst mit der ungewöhnlichsten, wäre Entweihung, wäre undenkbar. Aber Freundschaft, leidenschaftliche Freundschaft könnte ich für sie empfinden, wenn eine solche möglich ist. Ist mir doch, als könnte ich die krystallhelle und krystallfeste Bildung dieses Gemüths in allen Richtungen durchblicken, ja noch Unentdecktes gleichsam vorherberechnen, ohne daß es seine Neuheit für mich einbüßte, wenn es nun zur Erscheinung käme. Nie würde ich mich ersättigen können, diese vollendete Schönheit anzuschauen, den eigenthümlichen Lichterspielen dieses kräf=

tigen Gemüthes zu lauschen. Wäre sie schon die Gattin eines Anderen, mit Heiterkeit würde ich mich derselben Empfindung überlassen. Freilich, sie von einem Andern umworben, errungen, heimgeführt zu sehen, wäre unerträglich: aber warum? Darf Freundschaft so eigennützig sein? Warum beneide ich einem Andern dies Glück, auf das ich selbst keinen Anspruch machen würde, wenn ich es auch dürfte?"

Mit diesen Gedanken wandte er sich wieder zu seinem Geschäft und vertiefte sich in die Acten.

Als es dunkelte und Heinrich mit den brennenden Kerzen eintrat, folgte ihm ein junger, elegant gekleideter Mann, der sich schweigend und mit einem fragenden Lächeln vor Theobald hinstellte. Theobald verbeugte sich, betrachtete den stummen Gast gleichfalls schweigend und erwartete seine Anrede. Der Fremde war kleiner als Theobald, von wohlgebildeten Formen und gefälliger Haltung. In den Zügen seines blassen, ausdrucksvollen Gesichtes lag eine eigenartige Mischung von stolzer Unzufriedenheit und keckem Lebensleichtsinn.

„Kennst du mich nicht mehr, Theobald?" sagte er endlich.

„Franz!" rief Theobald, denn jetzt erkannte er ihn an der Stimme. Die beiden Jugendgenossen umarmten sich mit Herzlichkeit und setzten sich dann zusammen nieder, um durch gegenseitiges Erzählen und Erinnern, Fragen und Mittheilen das Entfremdende der langjährigen Trennung aufzuheben, und ein vertrautes Verhältniß wo möglich da wieder anzuknüpfen, wo es abgeschnitten worden war. Es gelang nur zum Theil. Die gleichartigsten Gesellen, von einander entfernt,

sich an ungleichen Umgebungen weiterentwickelnd, gesonderte Interessen verfolgend, verlieren allmählig die Handhaben der gegenseitigen Vermittelung; der Schwerpunkt des Wesens ändert sich, wo früher Bewegung war, ist Ruhe, wo früher Stätigkeit, ist Beweglichkeit eingetreten, und das Gleichgewicht der neuen Vereinigung wird um so schwerer hergestellt, je öfter die Erinnerung vergangener Zustände die unbefangene Behandlung der gegenwärtigen hindert. Für den Augenblick ließ jedoch die gemeinschaftliche Freude des Wiedersehens dergleichen Bemerkungen nicht aufkommen, und das Verlangen, die alte Traulichkeit wiederzufinden, war zu lebhaft unter den beiden jungen Männern, um das Zwiespältige ihrer Gesinnungen schon jetzt hervortreten zu lassen. Sie erzählten einander ihre Vergangenheit, ihre Beschäftigungen und Weltberührungen, und Theobald erfuhr dabei in der Kürze Franzens bisherigen Lebenslauf.

„Mein Aufenthalt an der Ritterakademie," sagte Franz, „unterschied sich in Nichts von dem gewöhnlichen Schulleben. Wir thaten nicht mehr als wir mußten, wünschten was wir nicht haben konnten, und liefen dem nach, was uns verboten war. So dämmerte ich mit den Uebrigen eine Zeitlang in's Leben hinein, als die erste Verdrießlichkeit auf mich eindrang, die mich seitdem fast überall verfolgt. Unter meinen Mitschülern hatte sich die Nachricht von den elenden Widersprüchen verbreitet, welche gegen mein Geburtsrecht erhoben wurden, und meine Genossen, deren Adel und Abstammung nirgends angefochten worden, fingen an, mich mit spöttischen Blicken und zweideutigen Aeußerungen zu verfolgen. Es gelang mir zwar, die Ein=

zelnen, die sich auf diese Art an mir rieben, durch derbe Thatsachen von meiner Ueberlegenheit zu überzeugen, aber ich hatte den esprit de corps gegen mich, und mir blieb zuletzt nichts übrig, als mich auf mein gesichertes Selbstbewußtsein zurückzuziehn, durch mein Thun und Verhalten meinen Platz zu vertheidigen, und der Zukunft meine Rechtfertigung zu überlassen. Herzlich froh war ich, als ich endlich die Anstalt verließ, und als Reisegesellschafter des Prinzen von A. und seines Gouverneurs die Welt vor mir geöffnet sah. Mein hiesiger Vetter hatte mir diese Stellung ausgemacht, und ich kann ihm nicht dankbar genug dafür sein, denn durch sie lernte ich Länder und Städte, Männer und Weiber kennen, und bei dem öfteren Wechsel des Orts und der Umgebung entfloh ich glücklich dem Gespenste des Zweifels an meiner edlen Geburt, während ich jeden Vortheil meiner Stellung und meines Ranges mit lebhaftem Bewußtsein genoß und mich in der Meinung meiner Standesgenossen auf alle Weise zu befestigen suchte. Eine kleine Passion trennte mich endlich von meinem Prinzen. Mein Glück oder Unglück wollte, daß ich schnellere Fortschritte in dem galanten Verhältnisse zu einer Dame machte, um deren Gunst sich der Prinz gleichfalls bewarb. Der Zufall warf ihm ein Billet in die Hände, das an mich gerichtet war, und der glückliche Nebenbuhler wurde bald darauf durch ein gnädiges Handschreiben des fürstlichen Vaters seiner Reisegesellschaft enthoben. Ich konnte mir die kleine Rache nicht versagen, nach einer Trennung von dem Prinzen noch einige Zeit an dem Orte seines Aufenthalts zu verweilen und ihm meine glücklicheren Succeſſe öffentlich bis zur Evidenz zu beweisen. Ich hatte den

Vorfall indeß dem Erbprinzen von H., dessen ausgezeichnete Gnade ich gelegentlich zu erwerben das Glück hatte, brieflich mitgetheilt und mir erlaubt, ihn an ein früheres Versprechen, mich standesgemäß am Hofhalte seines Vaters zu placiren, zu erinnern. Gleichzeitig holte ich die Zustimmung meiner hiesigen Familie ein. Alles arrangirte sich auf's angenehmste, und in einigen Monaten trat ich in mein neues Verhältniß ein. Es liegt ein unendlicher Reiz darin, das, was die gewöhnlichen Menschen als Vergnügen oder Erholung genießen, als ein ernsthaftes Geschäft zu betreiben und Verhältnisse mit überlegener Leichtigkeit zu behandeln, über deren Schwierigkeiten Niedriggestellte niemals hinauskommen können. Ich stand ohne eigentliche Anstellung dem altersschwachen Hofmarschall zur Seite und versah dessen persönlichen Hofdienst, während er das Materielle seines Amtes, die Aufsicht und Controle der unteren Hofdienerschaft für sich behielt. Es gelang mir, eine heitere Stirn des alten grämlichen Fürsten für mich zu gewinnen, das Vertrauen der fürstlichen Familie zu erwerben, und mich den übrigen Mitgliedern des Hofzirkels als ein nützlicher und dienstfertiger Vermittler werth zu machen, mehrere geheimere und delicatere Liaisons ungerechnet. Und so hoffte ich nach einigen Jahren, aus denen ich dir noch Manches zu erzählen haben werde, bei dem erfolgten Ableben des alten Hofmarschalls eine ehrenwerthe Placirung in meinem bisherigen Kreise. Da muß mein Unstern den Prinzen, meinen früheren Nebenbuhler, an unseren Hof führen, welcher, der Himmel mag wissen wie, mit den unsauberen Intriguen meiner Agnaten aus dem Hause Hämrode bekannt geworden. Die Sache wurde zu meinem

Nachtheile ausgelegt, Schleicher und Einbläser fehlten nicht, es kam von Mißverständnissen zu Verdrießlichkeiten, und ich sah mich endlich gezwungen, eine Stellung freiwillig aufzugeben, von der ich nichts Angenehmes mehr zu hoffen hatte. Nun aber kann mir nichts Erwünschteres begegnen, als meinen alten Gefährten hier zu finden. Deines Beistandes in meinem fatalen Prozesse bin ich gesichert, und dein Umgang wird mir nützlich und wohlthuend sein, während ich mich hier, dem Wunsche meines Vetters gemäß, nach und nach zu einem ehrenfesten Landjunker zu qualificiren suche."

„Thue das, theurer Freund," erwiederte Theobald. „Sei gewiß, du wirst eine größere Genüge in einem beschränkten, aber eigenen und selbständigen Kreise finden, als dir jene glänzenden leeren Zustände bieten konnten. Aber sprich, hast du nie deine Zukunft erwogen, für den Fall, daß es mißlänge, deinen Familienrechten die öffentliche Anerkennung zu verschaffen? Ich sage nicht, daß dies wahrscheinlich sei, möglich aber ist es doch."

„Dann," versetzte Franz, indem er vor sich hinstarrte, als sähe er ein Gespenst, „dann giebt es gottlob noch Kriege in der Welt und Kugeln genug, die ihren Mann treffen. Aber," setzte er hinzu, indem er mit einem Lächeln, als spotte er seiner eigenen Besorgniß, sich zurücklehnte und mit der Hand an den Schenkel klopfte, „aber der Fall ist völlig undenkbar. Denn sollte ich vor den Gerichten keine Gerechtigkeit erlangen, so besitzt mein Vetter einflußreiche Verbindungen genug, um einen Machtspruch der höchsten Gewalt zu erwirken, der mich in alle meine Rechte einsetzt. Und nun genug hiervon. Die Damen erwarten uns. Komm! Wir

müssen Allerlei aussinnen, um ihnen und uns die ländliche Langeweile zu verkürzen."

Sie gingen hinüber und Theobald merkte bald, daß das stille Leben im Schlosse durch Franzens Ankunft schnell eine andere Gestalt erhalten werde. In dem gemischten Zirkel war Franz an seinem Platze und das gesellige Element stand ihm zu Gebote wie einem geschickten Wasserkünstler das seinige, wenn er die unzähligen Strahlen zu den mannigfaltigsten Gebilden durcheinander springen und wechseln läßt, ohne daß das Ganze jemals Halt und Gestalt verliert. Bis spät in die Nacht wurde getanzt, gesungen, gespielt und gelacht.

## Viertes Kapitel.

Gaukle mit goldener Schwing' um's Haupt uns,
lachende Freude,
Ehe der bittere Ernst klirrend die Fessel zer-
sprengt.

Für einen der folgenden Nachmittage hatte man eine Wasserfahrt verabredet. Franz übernahm die nöthigen Vorkehrungen, und als er vorschlug, man solle sich dazu in irgend ein phantastisches Costum werfen, so erntete er den allgemeinen Beifall der Jugend, die gar zu gern durch Verkleidungen und Mummereien dem alltäglichen Zeitlaufe, wenn auch nur für Augenblicke, den Schein des Ungewöhnlichen zu geben sucht. Auch der Baron und die Baronin fügten sich nach einigem Widerstreben. Nur der Rentmeister zog sich zurück, indem er Geschäfte vorschützte, überreichte jedoch der Baronin einige versiegelte Blätter, deren Lesung auf dem allgemeinen Lagerplatze er sich ausbedang, damit er, wie er sagte, gleichsam als Doppelgänger zugleich Sorge trüge für die Beiträge zur Unterhaltung des Gutes und für einen Beitrag zur guten Unterhaltung, und nicht über den Herrendienst den Frauendienst ganz vernachlässige.

Es war beschlossen, Jeder solle die Uebrigen mit seiner Maske überraschen. Stoffe bot die alte reichlich versehene Garderobekammer des Schlosses im Ueberfluß. Die Damen verließen sich zur Anfertigung ihrer Kleidungen auf ihre eigene Geschicklichkeit; den Männern standen mehrere kunstfertige Personen zu Gebote.

Theobald erfuhr durch seinen Diener, daß sich in der Waffenkammer des Schlosses eine vollständige, aus leichtem Blech gearbeitete Rüstung befinde, die bei der feierlichen Beerdigung eines Vorfahren des Barons gebraucht worden sei und mit geringer Mühe auf's Beste wieder polirt werden könne. Er bemächtigte sich derselben, fand sie passend und bequem, und einige Rostflecke abgerechnet, völlig unbeschädigt. Heinrich stellte sie glänzend wieder her, einige farbige Straußfedern mußten den Helm verzieren, ein kostbarer rothseidener Stoff wurde zum Ueberwurf zurechtgeschnitten und mit Goldborten verziert, und der Jäger des Barons trieb ein wohlerhaltenes, alterthümliches Wehrgehenk von vergoldetem Leder auf, in welchem ein langes Ritterschwert mit silberner Scheide und vergoldetem Kreuzgriff steckte.

Nachdem sich Theobald mit dem Allen gehörig ausgerüstet und nicht ohne einige Selbstzufriedenheit seinen prachtvollen Anzug vor dem Spiegel nochmals gemustert, begab er sich zur verabredeten Stunde in den Gesellschaftsaal, wo ihn die Uebrigen, welche bereits versammelt waren, mit ungetheiltem Applaus empfingen.

Die Gesellschaft war bunt genug. Der Baron nahm sich gar stattlich in der alterthümlichen Oberjägermeister-Uniform seines Großvaters aus, Franz bewegte

sich in der phantastischen Tracht eines Troubadours mit der Guitarre im Arm anmuthig umher. Clara erschien in schottischer Nationaltracht, die hohe Mütze mit Disteln geschmückt, mit schräger Schärpe und dem gewürfelten Plaid, während Hildegard bescheiden und lieblich in der einfachen Haustracht des Mittelalters dastand. Und damit auch die Extreme des Ernsten und Possenhaften nicht mangeln sollten, so wandelte die Baronin als Pilgerin mit Hut, Bußgewand, Stab und Muscheln daher, indeß die muntre Agnes im scheckichten Anzuge einer Harlekine gar drollig von Einem zum Andern hüpfte.

Der Graben, welcher den weiten Schloßbezirk umgab, stand durch einen Canal mit dem nahen Flusse in Verbindung, und beide waren hinlänglich tief und breit, um das geräumige Boot des Barons zu tragen, weshalb man meist vom Garten aus an Bord zu gehen pflegte. Dort war ein bequemer Landungsplatz eingerichtet. Dahin begab sich die Gesellschaft und fand sich daselbst abermals heiter überrascht. Was noch an Herbstblumen und mannigfaltigem Grün aufzutreiben gewesen, hatte Franz durch einige Personen der weiblichen Dienerschaft zu vielfarbigen Gewinden flechten lassen, womit man den Mast vom Boden bis zum Wimpel umschlungen hatte. Vier Seile, die von der Spitze des Mastes herabliefen wurden von bunten Blumenschnüren verhüllt, und ein dicker grüner Kranz umgab den ganzen Schiffsrand. Für den Baron und die Baronin war in der Mitte des Schiffes eine zierliche grüne Laube errichtet.

Kaum hatte man dieß Alles gehörig betrachtet und belobt, als ein schmucker Tiroler mit seinem Stutz herantrat, in welchem man den Jäger des Barons erkannte.

Ihm folgten sechs rüstige Burschen, gleichförmig in ein idealisirtes italienisches Schiffercostum gekleidet, mit ihren Rudern auf den Schultern, und noch ergötzte sich die Gesellschaft daran, die verlegene Selbstgefälligkeit der jungen Landleute und die Verwunderung zu betrachten, mit der sie sich selber und ihre Herrschaft anstaunten, als die beiden Kammermädchen, wie neapolitanische Fischerinnen gekleidet, mit einigen Körben voll Erfrischungen und Geschirr herbeigetrippelt kamen.

Die bunte Gesellschaft bestieg das Boot und vertheilte sich auf die Sitze. Der Tiroler stand am Steuer, und da er ein hübscher junger Mensch war, hatten sich die beiden Fischermädchen, wie billig, zu ihm gesellt. Auf dem ersten Polstersitze vor ihnen saß die Altdeutsche neben der Harlekine; unter dem Laubwerke hatte der Oberjägermeister und die Pilgerin Platz genommen, vor diesen ließen sich die Schottin und der Ritter nieder. Franz hatte sich, seine Guitarre im Arm, hoch auf die Vorderspitze des Schiffes gesetzt. Auf niedrigeren Seitenbänken waren die Ruderer dergestalt vertheilt worden, daß ihre gewaltsamen Bewegungen niemand belästigen konnten.

So stieß das Schiffchen vom Lande, und bald sah man die heitere Versammlung unter den wehenden Kränzen lustig zwischen triftenreichen Ufern über den glatten Flußspiegel dahinfahren. Das Wetter war überaus günstig. In dem tiefen klaren Blau des Himmels schwammen nur einzelne weiße Wölkchen, die Sonne strahlte warm herab, und ein leiser angenehmer Wind strich über das kühle Gewässer. Alle waren in der heitersten Stimmung und gaben sie auf jede Weise kund. Man lachte, plauderte und neckte sich, bis Franz

mit volleren Griffen die Saiten erklingen ließ und Alle sich im geselligen Gesange vereinigten. Nachdem man mehre muntere Lieder beendet, begann Franz, dessen Nachforschungen gelungen war, zeitig die Maske eines Jeden zu erfahren, einen Gesang, der sich eigens auf die Gesellschaft bezog. Er rief darin zum heitern Lebensgenuß auf, wußte einen treffenden Scherz auf jede Maske, deren Persönlichkeit schmeichelhafte Beziehungen geben mußte, und schloß zuletzt mit der Strophe:

Ein Wanderschiff ist unser Leben,
Bekränzet es mit Blüth' und Laub!
Der Herbst muß seine Fülle geben,
Und an den schönern Frühling glaub'.
Nicht drunten in die dunkle Welle,
Nicht in den finstern Abgrund schau:
Ist rings nicht Alles licht und helle?
Glänzt droben nicht ein fröhlich Blau?

Alle klatschten ihm Beifall, und als man über Verrätherei rief, und wissen wollte, woher er die Verkleidungen erfahren, antwortete er, indem er eine andere Melodie anhob:

Was ihr verbergen wollt,
Es sieht's der Sänger,
Nach Edelstein und Gold
Ein Ruthengänger.
Ob du's verhüllst mit Kunst:
Er kann's beschwören.
Bewahr dir seine Gunst,
Möchtst's nicht gern hören.

Ein ähnliches Couplet hatte er für Jeden vorräthig. Er war unendlich fröhlich und liebenswürdig und erhöhete die allgemeine Lust bis zum Uebermuthe. Selbst

die beiden älteren Personen stimmten in die Heiterkeit der Uebrigen ein.

Auch Theobald hatte bisher die sorglose Stimmung getheilt und war wohl der Fröhlichste Aller gewesen. Aber wie es Menschen giebt, deren herzlichstes Lachen die Zeichen des Schmerzes, die Thränen, zu begleiten pflegen, so konnte Theobald nicht leicht innerlich ganz fröhlich und glücklich sein, ohne daß sich ein dunkler Schatten in seine Seele drängte und in die Lust eine Schwermuth sich mischte, von der er oft keinen Grund anzugeben wußte. Aehnlich erging es ihm heute, aber diese Trübung war nicht ohne Anlaß. Er konnte den bunten Sänger, der Alles in trunkener Fröhlichkeit mit sich fortriß, nur mit Wehmuth betrachten, als ihm einfiel, an wie dünnen Fäden dessen ganze Zukunft, Lebenshoffnung und Lebensglück hing. Der wiederangeknüpfte nähere Umgang mit Franz hatte ihm bald gezeigt, daß dessen ganze Art, das Dasein anzusehen, zu behandeln und zu genießen, auf das innigste mit den Verhältnissen verwachsen war, welche mit dem Ausgange jenes Rechtstreites in Frage gestellt waren, und daß Franz, wenn dieser Boden unter seinen Füßen wiche, weder die bisherige sichere Höhe würde behaupten, noch durch eigene Kraft sich in den Wellen des Lebens oben erhalten können, die ihn dann aufnehmen mußten. Die Lustigkeit Franzens ängstigte ihn, so daß er, wie zum Scherz, sein Helmvisier herunter schob, um seine ernste Stimmung den Uebrigen zu verbergen, die nicht abließen, zu scherzen, zu lachen und zu singen.

Die kräftigen Ruderer förderten indeß die Fahrt mit ihren taktgemäßen Ruderschlägen, und man sah sich früher am Ziele, als man gedacht hatte. Der Platz,

dem die Fahrt galt, befand sich dicht an einem ausflußlosen Seitenarme der Aller, welchen der Fluß in den weichen niedrigen Uferboden gewühlt hat und dessen ruhiges klares Wasser sich weit in das Land hinein erstreckt. Ungestört von den Schiffern und von der Strömung wachsen hier die üppigen Wasser- und Uferpflanzen zu einer ungewöhnlichen Höhe und Fülle heran und umgeben die spiegelglatte Wasserfläche, die ihr Bild ungetrübt zurückwirft, wie ein breiter lebendiger Doppelkranz. Es würde unmöglich gewesen sein, durch diese grüne Wand, die in dem warmen Sommer des Jahres reicher und voller als je aufgeschossen war, bis zum Ufer durchzudringen, hätte nicht der Baron schon am vorhergehenden Tage eine Stelle zum Anlanden säubern lassen.

Hier ausgestiegen, fand man ein sehr anmuthiges Plätzchen, das in jener Gegend wohl eines freundlichen Besuches werth war. Eine kleine, mit Rasen überkleidete Erhöhung stieg von dem Wasser sanft hinan und trug auf ihrer Spitze eine der ältesten und schönsten Eichen, deren gezackte knorrige Aeste mit dichtem Laube den ganzen kleinen Hügel überschatteten und weit über das Gewässer hinausragten. Kreisförmig war der Platz von dichtem Walde umgeben, und da auch jenseit des Wassers Alles mit Gehölz bedeckt war, so ließ sich nicht leicht eine lieblich friedlichere Einsamkeit denken. An dem Stamme der ehrwürdigen Eiche wurde das Lager aufgeschlagen. Bunt durcheinander setzte man sich auf den grünen Rasen. Die Schiffer sammelten Reisig, häuften ihn auf, und bald prasselte ein lustiges Feuer empor. Die Fischermädchen bereiteten bei den Flammen unter Hildegard's Anweisung erquickende Getränke.

Franz war unermüdet, die Gesellschaft auf alle Weise in der heitersten Laune zu erhalten. Auch Theobald's Mißstimmung war verschwunden. Clara, der sie nicht entgangen war, hatte sie durch ihre freundlichen Worte und Scherze bald zu zerstreuen gewußt. Jeder erfreute sich des wundersamen Anblicks der fremdartigen Gestalten mit den wohlbekannten Gesichtern und Gesinnungen und des heimisch verborgenen Plätzchens.

Man hatte bereits einige Zeit vertändelt, als plötzlich aus dem nahen Gebüsch ein Reh hervorsprang, sich einen Augenblick scheu umblickte und dann mit pfeilschnellen Sätzen in das Dickicht zurückfloh. Das erregte die Jagdlust des Barons. Er nahm seine Büchse und lud Franz ein, ihn mit dem Stutz des Tirolers zu einer kleinen Ausflucht zu begleiten. Auf die Einwendungen der Damen wurde nicht gehört. Beide versprachen, bald möglichst wieder zurückzukehren, und verschwanden im Walde.

Nun zog die Baronin die Blätter des Rentmeisters hervor und überreichte sie Theobald. „Da wir unsern lustigen Minnesänger für eine Stunde verloren haben," sagte sie, „so beauftragen wir hiermit unsern Ritter, diese wichtige Depesche indeß zu entsiegeln und vorzutragen, damit die Absicht ihres getreuen Verfassers gehörig erreicht werde."

Theobald empfing die Blätter mit einer scherzenden Entgegnung, löste die Siegel ab, und las:

---

„Neueste Nachrichten aus der ältesten Handschrift.

Bekanntlich wurde mir in meinem zwanzigsten Jahre ein empfindlicher Mangel an Verstand, Klugheit und

Jahren von Oberlandesbehördenwegen allergnädigst ergänzt, und um dem mir zugetheilten Verstande sogleich die solideste Form zu geben, beschloß ich, ihm eine ächt englische Façon anzueignen, und deshalb zur Probe mit ihm die große Tour über Meer zu unternehmen. Da ich nun von keiner Insel aus Kopf, Brust und Arme der europäischen Jungfrau bereisen konnte, indem ich in deren Magen bereits seßhaft war, nämlich in dem Lande, worin man jetzt eben noch ziemlich recht Deutsch und ziemlich undeutsch Recht spricht, dennoch aber der Begriff einer Seereise zum Continent mit dem eines englischen Touristen so eng verbunden ist, wie die Krankheit mit dem Arzte oder der Arzt mit der Krankheit; und da ich ferner einen sehr beschwerlichen Ueberfluß an Geldmangel verspürte, dergestalt, daß ich beim Anblick meiner Taschen und Beutel nicht selten den schmerzlichsten horror vacui empfand: so stieg ich in dem französischen Hafen der Gnade zu Schiff, um von dort aus nach der Goldküste von Guinea zu segeln, wo ich an Goldkisten voll Guineen eine allgemeine gesegnete Ernte mit Sicherheit erwartete. Von meiner Reise, auf welcher ich nach dem Rathe eines mitreisenden Jesuitermissionars die Tage verschlief und nur die Nächte durchwachte, weil das für die Sehorgane das Wohlthätigste sein sollte, — nachher erfuhr ich erst, daß der Missionar unterdeß, aus Achtung vor den Gaben Gottes, meine Mittagsportionen seiner heiligen Kirche mittels seiner eigenen Person zugewandt, — von meiner Reise also erwähne ich nur der herrlichen Aufklärung der Wasserwelt, welche man mir unter dem Namen Meerleuchten zeigte, und wobei unser französisches Schiff einen vorzüglich glänzenden Licht-

streif hervorbrachte. Leider wurde mein idyllisches Prognostikon auf eine zu hoffende, allgemein aufgeklärte Cultur sämmtlicher Wassergeschöpfe durch die Bemerkung des Schiffsarztes niedergeschlagen, daß die ganze wässerige Lichterscheinung durch die Phosphorescenz verwesender animalischer Theile erzeugt werde. Ich machte dabei die Bemerkung, daß die römische Seele von einem römischen Thiere um keine zwei Ellen, sondern nur um eins verschieden sei, was mir ein auffallendes Licht für mehrere dunkle Gesetze des Corpus juris aufsteckte. — Als wir freilich an der Goldküste landeten, wollte mich bedünken, als wären wir nur an das Vorgebirge der guten Hoffnung, wo nicht gar an die Sklavenküste gekommen.

Angelangt trafen wir die Einwohner beschäftigt, durch eine zweibeinige schwarze Thiergattung, die man dort durch häufige Peitschenhiebe abzurichten versteht und Neger nennt, ein uraltes Grabmal abtragen zu lassen. Denn der Spruch: „das Alte ist vergangen, siehe es ist Alles neu worden,“ war in Europa so laut geschrieen, daß man es bis hierher gehört und bereits deliberirt hatte, ob man nicht auch die Goldküste künftig neu benennen sollte; doch schwankten die Stimmen noch zwischen den Namen: Metalliquesküste, Anleiheküste, Stockjobberküste, Rothschildküste oder auch Papierküste schlechtweg, und man begnügte sich einstweilen, ihr diese Namen allzusammen beizulegen. In dem besagten Grabdenkmale hatte man den wohlbalsamirten Leichnam eines urweltlichen Megatherions entdeckt, der ringsumher mit beschriebenen Papyrusrollen umwickelt war, deren Enträthselung so eben die Köpfe zerbrach. Ein Gelehrter äußerte die merkwürdige Ansicht, er halte

das Megatherion für einen urweltlichen Staatsmann, welcher durch eine gewagte Finanzoperation einen alten Finanzschaden habe heilen wollen, sich aber dabei in diese nicht zu realisirenden Papiere einer durch ihn contrahirten Staatsanleihe dermaßen verwickelt habe, daß er gefallen sei, im ministeriellen und thierischen Sinne des Worts. Von hohen Staatsbeamten, setzte er hinzu, sei es nichts Seltenes, daß sie sich noch bei lebendigem Leibe balsamiren ließen, besonders da der erforderliche Weihrauch bei Lebzeiten ungleich wohlfeiler für sie aufzutreiben sei, als nach ihrem Tode, wo er oft gar mangele. Ich belehrte die Gelehrten indeß eines Anderen. Die Bescheidenheit verbietet mir von meinen Fähigkeiten ein Mehreres zu sagen, als daß ich ein Genie bin, dem schwerlich irgend Etwas auf Erden und im Himmel räthselhaft bleibt. So war ich denn nicht außer Stande, nachdem ich die etlichen tausend Ellen langen Papyrusrollen in einigen Minuten durchlesen, den versammelten Antiquaren der Goldküste über die entnommenen Nachrichten folgende Nachrichten zu geben:

„„Meine Herren und Damen!" — denn an der Goldküste liegt auch das schöne Geschlecht, sobald es das nicht mehr ist, den Wissenschaften ob — „Verehren Sie in diesen heiligen Ueberresten den berühmtesten General und Eroberer des leider seit unterschiedlichen Jahrtausenden ertrunkenen Welttheiles Atlantis! Die Atlanten oder Atlantiker oder Atländer oder wie Sie die Insassen dieses gleichsam durch übermäßige Trunk- und Wassersucht umgekommenen Landes nennen wollen, hegten nämlich die paradoxe Meinung, daß ein Menschenleben, geschweige viele tausende, heiliger zu achten

sei, als alles ehrsüchtige Ausfechten politischer Häkeleien und Eifersuchten. Da nun gleichwohl diese Atlantis aus verschiedener Herren Ländern bestand, und die Schrift Kants zum ewigen Frieden noch nicht durch den Buchhandel verbreitet war, deren philosophischer Samen wenigstens noch keine genießbare Früchte getrieben hatte, so hatte man sich durch allgemein beschworene Verträge, welche ein auffallender Aberglauben für unverbrüchlich hielt, dahin vereinigt, daß alle entstehenden Kriege lediglich und ohne Ausnahme durch abgerichtete Thiere ausgefochten würden. Zu dem Ende unterhielt man in Waldungen und Sümpfen große, stehende Heere, welche in Armeecorps, Divisionen, Regimenter, Compagnien und Sectionen militärwissenschaftlich abgetheilt waren. Die Gemeinen bestanden aus Mardern, Katzen, Luchsen, wilden Hunden, sehr vielen zahmen zur Erhaltung der Subordination, und ähnlichen Quadrupeden, nämlich was die Infanterie betrifft. Die Cavallerie bestand aus wildem Hornvieh, Büffeln, Hirschen, Nashörnern 2c. Die Artillerie aus sämmtlichen aufzutreibenden Feldschlangen, von der Blindschleiche bis zur Boa. Die Lieutenantsdienste wurden von den lebhaftesten Gattungen der Quadrimanen versehen, was den großen Vortheil hatte, daß jeder Lieutenant sein Schlachtstück allein à quatre mains abspielen konnte. Da nicht die Anciennetät, sondern die Qualität bei Beförderungen galt, so avancirten Wölfe und Füchse in die Hauptmannstellen. Jeder Compagnie war in jener frommen Zeit ein Krokodil als Feldprediger beigegeben; ob dieser Dienst auch Papageyen und Staarmatzen conferirt worden, lassen die Handschriften zweifelhaft. Sonderbarer dürfte es scheinen,

daß Majors-, Obristlieutenants- und Obristenstellen unter Löwen, Tiger und Riesenfaulthiere vertheilt wurden, wogegen sich Niemand verwundern wird, daß den Generälen, als welche schwarze, braune und weiße Bären fungirten, weise Elephanten, im Nothfalle kluge Füchse als Adjutanten zur Seite standen. Ich übergehe die übrigen Chargen, z. B. die Feld- und Kriegslieferanten, welches Vielfraße, Hamster und Raben waren, und erwähne nicht, welche wichtige Rolle Esel und Bock spielten, um sogleich die originelle Art der Kriegsführung kurz zu exponiren. Hatte nämlich ein König den Krieg erklärt und waren die animalischen Heerhaufen beiderseits auf dem Schlachtfelde versammelt, so ward, nachdem die Armeen ihre Positionen eingenommen, für jeden der kriegführenden Atlantenherrscher in Mitte seiner Truppen ein Gerüst errichtet, von welchem aus er und sein Kriegsrath, welcher aus denen bestand, die zum Kriege gerathen, die Schlacht lenkten; im Rücken beider Heere zündeten dann die Atländer große Feuerkreise an, um weiteren Schaden zu verhüten, und das war das Signal zum Kampf. Sobald der Sieg entschieden war, ward der siegreiche König von seinen getreuen Atlanten schleunigst vom Gerüst geholt, und die einzige Unbequemlichkeit für ihn bestand in einer Verkürzung seiner Civilliste um so viel und für so lange, bis sämmtliche Kriegsschäden vergütet waren; der besiegte König aber ward ohne Gnade aufgefressen sammt seinen Kriegsräthen. Dieses Alles hatte zur Folge, daß die Kriege in Atlantis so selten geworden waren, wie in Europa der Frieden und das wahre Christenthum.''''

,,,,Endlich aber sah sich König Megalonepios veran-

laßt, dem Könige Grandibombastes den Krieg anzukündigen, weil dieser seiner Geliebten Kosmokrama bei einer öffentlichen Zusammenkunft das Herz entwendet, und das unsterbliche Megatherion, welches Sie vor sich sehen, ward zum Generalfeldmarschall des Königes Megalonepios ernannt. Kaum standen die Heere schlachtfertig, und die eifersüchtigen Monarchen auf ihren Gerüsten, als dieser verewigte Generalissimus seinem Könige Megalonepios nahte, und Allerhöchstdieselben sammt ihren Kriegsräthen mit einem triumphirenden vive la république! hinunterschluckte und sofort verdaute, dann das feindliche Heer schlug, den allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten König Grandibombastes gleichfalls in seinem Magen zur ewigen Ruhe bestattete, und ehe die schützenden Kriegsfeuer der umwohnenden Atlanten noch angezündet waren, sofort Freundes- und Feindesland mit seinen Kriegshaufen überzog und unterwarf. Ja, dieser unvergeßliche Held eroberte endlich ganz Atlantis, setzte seine getreuen Kriegsobersten zu Königen, Großherzogen, Herzogen, Fürsten und reichsunmittelbaren Grafen ein, sich selber die Krone der Urwelt mit dem Donnerrufe vive moi-même! auf, und reformirte die ganze Urwelt. Er war mehr als Cäsar und Alexander, sein Ruhm erreichte die Fixsterne und Nebelflecke und verdunkelte selbst den Glanz der Centralsonne dergestalt, daß unsere Astronomen sie noch nicht wieder auffinden konnten. O, meine Freunde, wie ein Feldprediger atlantischer Truppen möchte ich weinen, daß die Nachrichten von seinen erhabensten und herrlichsten Thaten durch die Zähne des Moders abgenagt worden. Unsterblicher! wo sind nun deine Siege und Großthaten, deine Orationen und Triumphe! Deine

Ehre, dein Ruhm, deine Größe, deine Weltherrschaft, das Alles ist nun dahin! Stumm weint das Meer über der Bühne deines Heldenthums, unverstanden von der Nachwelt schallt dein Name, ein Märchen dünkt er der künftigen Zeit. Ja, wollt' ich für deine weltgeschichtliche Existenz schreiben, was wäre der Erfolg? Literarische Fehden! Und wenn Ströme von Dinte geflossen, Federn geflogen und gelassen, Sand sich aufgewölkt, würde die ganze Geschichte nicht auf ein lächerliches Nichts hinauslaufen, wie sie es denn thut?''''

„Soviel von meiner Rede und Reise. Da Beides nunmehr Vorleser wie Zuhörer sattsam geärgert, etliche Dämpfer unter das lustige Fortissimo gelegt und mir selbst den Unwillen des schönen und starken Auditoriums zugezogen haben wird, so kann ich nur noch um gnädige Verzeihung imploriren.''

---

So endete die Vorlesung und die Zuhörerinnen sahen sich verwundert an. „Was soll das nun bedeuten?'' sagte die Baronin. „Ich begreife weder den Scherz noch den Ernst dieser Einfälle. Es ist gut, daß es zu Ende ist.''

„Ja, wohl ist es gut,'' sagte Clara in der höchsten Mißstimmung; „soviel begreif ich, daß er wenigstens mir den ganzen Tag hat verderben wollen mit dem ärgerlichen Geschwätz. Und wenn er noch gegenwärtig wäre, daß man ihm antworten könnte!''

„Ich habe nur halb hingehört,'' versetzte Hildegard, die unterdeß einen Kranz gewunden hatte, „aber mir kam es vor, als ob der gute Kleinmeister unserer Zeit, ihren Begebenheiten und Personen Nesselkränze hätte flechten und aufsetzen wollen. Er hätte uns verschonen

sollen. Es ist als wäre alle Freude aus der Welt verschwunden in diesen unglücklichen Jahren. Kann man denn nicht Einen Tag mehr heiter und rein genießen?"

Theobald saß still und sah in die Blätter. Er mochte der Einzige sein, der das Gelesene verstanden hatte, und so sehr ihm die Gesinnungen widerstrebten, die demselben zu Grunde lagen, so verfehlten sie doch ihren Eindruck nicht. Der Humor macht den Geist frei, lös't ihn ab von der schweren Scholle und der kriechenden Stunde, ja oft von Dem, was als Meinung und Ansicht auf's innigste mit ihm verwachsen scheint. Theobald wandte sich lächelnd zur Gesellschaft und sagte: „Gewiß hat unser humoristischer Rentmeister an nichts Besonderes gedacht. Aber bei seinen Worten fällt mir ein, daß es wohl Menschen geben könnte, welche den bedeutenden Mann, der so oft Gegenstand unserer Gespräche ist, als ein gewaltsames ungeheuerliches Naturproduct ansähen, das seinem zerstörenden Instincte folge, dadurch das Ueberlebte in der Welt zur Seite schaffe, das Land von schädlichem Ungeziefer reinige, und wenn es so seine Sendung vollendet habe, als verheerender Drachen durch die Hände eines tapferen Ritters hinweggeräumt werden müsse, damit nicht seine ungebändigte Natur wieder zum Schlimmen kehre, was es gut gemacht. Es wäre das eben auch eine Ansicht, und nicht schlimmer als manche andere."

„Es ist auch fast so," sagte die Baronin, „und ein solcher Ritter war der junge Staps. Er ist erschossen worden, und Deutschland hat keinen Zweiten."

„Ach," sagte Hildegard, „das war ein schrecklicher Vorfall! Aber wir müssen uns schämen. Hören wir

einen Franzosen das Wort la France aussprechen, so glänzen seine Augen vor Stolz und Ruhmesfreude. Und wir Deutschen?“

„Ich hoffe,“ sagte die Baronin, „es wird sich ein zweiter Staps finden.“

„Was?“ rief Agnes, die Harlekine, „sind wir denn zu einer rechtschaffenen Narrethei schon zu närrisch? Können wir einen lustigen Tag nicht mehr lustig sein? Was gehen einer andächtigen Pilgerin, einer hochländischen Schönen, einer häuslichen Altdeutschen, einem wehrhaften Ritter der Kreuzzüge und einer lustigen Närrin Napoleon und Pantaleon, Staps und Klaps an? Könnt ihr über den possirlichen Einfall nicht lachen, daß man Katzen und Hunde in ganzen Armeen eine Schlacht liefern läßt, so kann ich es, und wenn ihr anfangt euch darüber zu ärgern, so müßt' ihr auch aufhören.“ Mit diesen Worten ergriff sie die Guitarre und und sang dazu ein so drolliges Durcheinander aus den verschiedensten fröhlichen Liedern, daß sie bald die trüben Gedanken verscheuchte und Alle sich wieder ungestört dem heiteren Augenblicke überließen. —

Begleiten wir indeß die beiden Jäger auf ihrer Streiferei.

Beide waren schon eine gute Strecke weit in den Wald vorgedrungen, ohne daß sich ihnen ein Wild schußgerecht gestellt hätte. Sie verfolgten die eingeschlagene Richtung eine Zeitlang zusammen und beschlossen endlich, zu dem Lagerplatze zurückzukehren, als sie in einiger Entfernung plötzlich ein paar Schüsse fallen hörten und ihnen bald darnach ein angeschossener Hase quer über den Weg lief.

„Vorwärts, Franz!“ rief der Baron, „das müssen

die schändlichen Wilddiebe sein, die mir dies Jahr wieder die ganze Jagd verderben. Schwerlich gerathen wir ihnen wieder so gut auf die Spur. Wir dürfen sie nicht entwischen lassen."

Er schritt eifrig voraus, als Franz bemerkte, die Schüsse seien aus einer andern Gegend gekommen, der Baron schlage einen falschen Weg ein. Dieser widersprach, aber Beide waren im Grunde zweifelhaft.

„Trennen wir uns!" sagte Franz, „und wer die Schurken zuerst antrift, rufe den Andern."

„Wir könnten zu weit auseinander gerathen," wandte der Baron ein, „und dem Einzelnen könnte ihre Begegnung gefährlich werden."

„So entfernt sind sie nicht," versetzte Franz, „die Schüsse fielen zu nahe. Ohnehin haben sie sich jetzt verschossen. Wir haben unsre volle Ladung. Lassen Sie uns eilen, eh sie den Mangel ersetzen."

Damit eilte er in der von ihm bezeichneten Richtung fort. Der Baron vergaß über die Freude an Franzens Herzhaftigkeit und über seinen eigenen Eifer, wie bedenklich es sei, sich einzeln Menschen entgegenzustellen, die durch ihr Treiben bereits bewiesen, daß sie sich von der Achtung vor Gesetz und Recht losgesprochen hielten. Aber die Wilddiebereien hatten in der letzten Zeit so zugenommen, die Frevler hatten sich allen Nachstellungen so geschickt zu entziehen gewußt, daß der leidenschaftliche Jäger vor Begierde brannte, seiner Feinde endlich habhaft zu werden. Ohne Aufenthalt verfolgte er seinen Weg, und als er um eine dichte Gebüschgruppe auf einen lichteren Platz heraustrat, sah er sich auf einmal dicht vor den Wilddieben, in denen er zu seinem Erstaunen zwei anständig gekleidete, un=

bekannte Männer fand, deren Einer seine Büchse so eben lud, während der Andere den Hahn der seinigen abzuputzen beschäftigt war.

„Was heißt das, ihr Herren?“ rief der Baron. „Schämt ihr euch nicht zu wilddieben? Aber ihr habt es mir zu arg getrieben. Ergebt euch und folgt mir!“

Statt zu antworten, flüsterten die jungen Männer miteinander, und schienen Miene zur Flucht zu machen.

„Holla!“ rief der Baron. „Ihr entwischt mir nicht. Ich bin's müde, mich um meine beste Jagd bringen zu lassen. Wenn ihr euch indeß nach Namen und Stand vor mir legitimiren könnt, so begnüg ich mich, euch die Waffen abzunehmen und euch übrigens gerichtlich zu belangen. Zum Teufel, steht, oder ich schieße!“ setzte er hinzu und schlug an, da er bemerkte, daß sie sich davonmachen wollten.

Zu seiner größten Ueberraschung sah er sich plötzlich von den beiden Fremden angegriffen. Der Erste, dessen Gewehr ungeladen, sprang auf ihn los und suchte ihm seine Büchse zu entringen, während der Andre auf ihn anlegte. Im Ringen mit Jenem ging die Büchse des Barons los und die Kugel fuhr in einen Baum. Der Andre drückte in demselben Augenblicke ab. Das Pulver blitzte von der Pfanne, aber seine scheinbar mörderische Absicht wurde schnell bestraft. Denn er lag noch im Anschlage und wollte sein Gewehr so eben wieder zurückziehen, als ein Schuß seitwärts aus dem Gebüsch fiel, der ihn getroffen haben mußte. Mit einem Schrei ließ er seine Waffe zur Erde fallen, schwankte einige Secunden mit dem Ausdruck des höchsten Schreckens im Antlitz vor und zurück, und fiel dann mit dem Ausrufe „O sainte Vierge!“ rücklings auf das Moos.

Franz war, sobald er den ersten Knall vernommen, der Richtung desselben entgegengeeilt; doch kaum einige Schritte weit gelaufen, hörte er den zweiten Schuß und sahe wenige Augenblicke darnach die undeutliche Gestalt eines Menschen in geringer Kleidung eilig durch das Gebüsch entfliehen. Nicht zweifelnd, daß hier eine Gewaltthat, vielleicht gegen seinen theuersten Verwandten, verübt worden, sandte er dem Fliehenden ohne Bedenken eine Kugel nach, und beschleunigte dann seine Schritte nach dem Platze des Unglücks. Er trat so eben aus dem Dickicht hervor, als der Baron und der andere Fremde sich bemühten, den Verwundeten mit dem Obertheil seines Körpers vom Boden aufzurichten. Der Getroffene schlug, als Franz sich näherte, die Augen auf, zeigte auf dessen Büchse, deren Rohr und Pfanne noch rauchten, und sagte mit Anstrengung in französischer Sprache: „Seht da, mein Mörder!"

„Er hat nur einen Mord verhütet, den Sie an mir begehen wollten," versetzte der Baron in derselben Sprache rasch.

„Mit nichten," erwiederte der Verwundete. „Sehen Sie nach, meine Büchse ist ohne Kugel. Ich wollte nur drohen."

„Ich bin nicht schuldig an dieser Verwundung," sagte Franz. „Ich habe den Thäter entfliehen sehn und vergebens nach ihm geschossen."

„O heilige Jungfrau!" schrie der Verwundete auf. Dessaut! ich sterbe! o mein Vaterland!" Er sank abermals zusammen und eine tiefe Ohnmacht fesselte seine Sinne.

Während man sich um ihn beschäftigte, erfuhr der

Baron durch Dessaut seine und seines Gefährten nähere Umstände.

Dessaut und sein Freund, welcher d'Armandy hieß, waren Attachés der neuen Verwaltung in Hannover und bei einem in der Nähe von Wendenschlag stationirten Officier der Douane, einem Freunde, zum Besuch. Dieser hatte ihnen von den wildreichen Jagden der Umgegend erzählt, sie hatten der Versuchung nicht widerstehen können, ihr Jagdglück zu erproben, und es war ihr erster Ausflug gewesen, der mit diesem kläglichen Begebnisse enden sollte.

Diese Eröffnungen, welche in einer Weise stattfanden, die keinem Zweifel Raum ließ, änderten die Gesinnungen des Barons. Er beklagte das Vorgefallene lebhaft. Auch Franz bedauerte den Unfall und versicherte wiederholt, daß er an der Verletzung d'Armandy's keinen Theil habe. Doch der Baron so wenig als Dessaut konnte sich von der Wahrheit seiner Versicherungen überzeugen.

Während man nun überlegte, auf welche Weise man den Verwundeten fortschaffen solle, nahten bereits andere Personen, deren Ankunft man nicht erwartet hatte.

Trotz des lebhaften Gesprächs auf dem Lagerplatze der maskirten Gesellschaft, war dem scharfen Gehör des Jägers der ferne Knall der Büchsen nicht entgangen. Deutlich hatte er drei Schüsse fallen hören, und vermuthete sogleich, der Baron sei mit den Wildfrevlern zusammengetroffen, die dessen Jagden schon so lange beunruhigten. Um das sorglose Behagen der Herrschaft nicht zu stören, winkte er einige der Ruderer auf die Seite, theilte ihnen seine Vermuthung mit, und

fand sie schnell bereit, ihrem von Allen geliebten und geehrten Herrn nachzueilen. Als sie den Wald einige hundert Schritte weit durcheilt, stießen sie auf ein paar französische Gensdarmen, die gleichfalls aus der Nähe des Lagerplatzes zu kommen schienen. Der Jäger rief sie an, und da ihm der Eine in ziemlich geläufigem Deutsch antwortete, machte er sie mit seiner Besorgniß bekannt und forderte sie zum Mitgehen auf. Sie willigten ein und schlossen sich den wunderlich gekleideten Burschen an, deren Aufzug sie keineswegs zu verwundern schien. Das Glück fügte es, daß der Jäger den richtigen Weg zu seinem Herrn einschlug.

Als die herbeigeeilten Männer an dem Orte des blutigen Vorfalls ankamen, hatte sich d'Armandy so eben aus seiner Ohnmacht erholt. Franz kniete hinter ihm und hielt ihn in sitzender Stellung empor, Deffaut und der Baron hatten des Verwundeten Hals und Schulter entblößt, die von der Kugel schwer verletzt waren, und beschäftigten sich das heftige Bluten zu stillen und mit ihren Tüchern einen nothdürftigen Verband um die verwundeten Theile zu legen. Die Untergebenen des Barons waren über diesen Anblick nicht weniger verwundert als die Gensdarmen, welche in dem Verwundeten und seinem Freunde zwei ihnen sehr wohl bekannte Landsleute entdeckten. Schweigend staunten sie die sonderbare Gruppe an, bis der Verband angelegt war und der Baron und Deffaut sich erhoben.

Der Baron zog den Jäger auf die Seite. „Wie kommst du auf den Einfall, Anton, uns hier französische Gensdarmen über den Hals zu bringen.“

„Mein Gott, gnädiger Herr,“ antwortete der Jäger, „wer konnte auch an solchen Vorfall denken? Wir tra=

fen sie zufällig im Walde, und da ich das Schießen gehört, fürchtete ich, Ihre Gnaden wären auf die Wilddiebe gestoßen und nahm sie mit."

Der Baron gab ihm Anweisung, mit den übrigen Burschen eine Tragbahre zurechtzumachen, und da Einer derselben eine Axt mitgebracht und der Jäger selbst einige Seile aus dem Schiffe mit sich genommen, um damit die etwa eingefangenen Wilddiebe zu binden, so konnten sie bald ein leidlich bequemes Traggeräth herstellen.

Während deß hatte Deffaut die Gensdarmen angewiesen, Franz als den Vollbringer dieser That zu verhaften. „Wenn Sie mir diese Handlung durchaus zur Last legen wollen," hatte Franz gesagt, „so kann ich mich für den Augenblick nicht widersetzen; allein ich wiederhole Ihnen, daß ich schuldlos bin und im Gegentheile nach dem flüchtigen Thäter selbst geschossen habe."

„Das ist richtig," sagte d'Armandy, „ich hörte den Schuß fallen kurz ehe ich zu Boden stürzte. „Deffaut!" setzte er abgebrochen hinzu, „ich büße hinreichend für unsern heutigen Leichtsinn. Dieser junge Mann darf meinetwegen nicht verhaftet, nicht angeklagt werden."

„Rede nicht, lieber Freund," entgegnete Deffaut, „es möchte deinem Zustande schaden. Sei gewiß, der Verbrecher soll seiner Strafe nicht entgehn."

d'Armandy war ein junger Mann, in welchem sich französische Lebhaftigkeit, gesellige Gutmüthigkeit und ein tiefes Ehrgefühl zum reinsten und schönsten Edelmuthe erhoben hatten. Er hatte den dritten Schuß allerdings vernommen, zweifelte jedoch keinen Augenblick daran, daß ihn Franz nur benutze, um die be-

gangene That von sich abzuwälzen: gleichwohl hinderte ihn selbst die äußerste Gefahr seines Zustandes nicht, die Entschuldigungen zu erwägen, welche sein eigenes unbedachtsames Benehmen für Franz hervorrief. Jeder Wunsch persönlicher Rache war seinem Wesen fremd. Dazu kam, daß er Franz für den Sohn des Barons hielt, dessen kräftige, ehrwürdige Erscheinung ihres Eindrucks auf ihn nicht verfehlte. Was ist natürlicher, waren seine Gedanken, als daß der Sohn auf einen Fremden schießt, der seines Vaters Mörder werden zu wollen scheint? und war es nicht meine Unbesonnenheit, diesen Schein anzunehmen? Er war entschlossen, Franz der vielleicht grausamen Rache seiner Landsleute zu entziehen, von denen er wußte, mit welcher Willkür sie meistens in den Ländern verfuhren, wo ihnen Tapferkeit und Kriegsglück die Gewalt in die Hände gegeben. Er sah die Gensdarmen an. „Kennt ihr mich?“ fragte er sie. Die Leute bejahten es ehrerbietig. „Wohlan, so gehorcht mir!“ fuhr er fort. „Dieser Herr darf nicht verhaftet werden. Ich erkläre ihn für unschuldig. Genügt euch das?“

„Für den Augenblick muß es uns genügen,“ erwiederte der Corporal; „doch muß mein Kamerad den Herrn einstweilen begleiten, bis ich weitere Verhaltungsbefehle eingeholt habe. Ich selbst würde zurückbleiben, aber ich habe außerdem noch einige Denunciationen zu machen.“

„Habt ihr mich nicht verstanden?“ sagte d'Armandy hitzig; „dieser Vorfall soll nicht denuncirt werden.“

Dessaut winkte dem Gensdarmen zu, den Verwundeten nicht durch Widerspruch zu reizen. Der Corporal verstand ihn, murmelte eine ausweichende Antwort, und

wandte sich zu seinem Kameraden, um diesem sein ferneres Benehmen vorzuschreiben.

Die Leute des Barons hatten indeß die Tragbahre fertig herbeigebracht, man bedeckte sie mit weichem Moose und Kleidungsstücken und hob den Verletzten hinauf. Die drei Ruderer und ein Gensdarm trugen sie, Deffaut, Franz und der Baron gingen nebenher, um den Kranken zu unterstützen, und der Jäger wurde vorausgeschickt, sowohl um die Gesellschaft auf die Störung vorzubereiten, als um für die Herrichtung einer Lagerstätte im Schiffe zu sorgen. Unterwegs erklärte der Baron dem Leidenden und seinem Freunde den Anlaß zu den wunderlichen Kleidungen, die sie erblickten, und auf die Deffaut schon mehrmals fragend hingedeutet; er wünschte durch die Mittheilung über die bunte Lustpartie dem grellen Eindrucke zuvorzukommen, den der Anblick einer fröhlichen Maskerade Leuten in ihrer gegenwärtigen Lage machen mußte.

Was sollen wir sagen von dem Erstaunen, von dem Schrecken und der Verwirrung, welche die Nachricht des Jägers unter den Zurückgebliebenen erregte! Die Baronin war heftig ergriffen, sie fürchtete die bedenklichsten Folgen von diesem Unglücke, umsonst bemühte sich Clara ihr eine Fassung einzureden, die sie selbst nur mit Mühe behauptete. Agnes vermehrte die Unruhe durch ängstliches Hinundherlaufen und klagende Ausrufe. Am erschrockensten und doch zugleich am gefaßtesten erschien Hildegard. Sie gab den Kammermädchen sogleich Anweisung, die Geräthe und Lebensmittel einzupacken und lief dann zu dem Schiffe, um Theobald zu helfen, der sogleich an das Nöthigste gedacht hatte, und bereits Moos, Laub und trockenes Schilf zu einem möglichst

bequemen Lager aufzuhäufen sich beeilte. Sie trug Decken und Mäntel, mit denen man sich zum Schutze gegen die Abendluft versehen, herbei und ordnete Alles auf's beste an.

Kaum war die Ruhestatt beschickt und das mitgebrachte Geräth an Bord geschafft, als der ernste Zug mit dem Verwundeten sich aus dem Dickicht des Waldes hervorwand. Man trug d'Armandy sogleich in das Boot, das hinreichenden Platz hatte, auch seinen Freund und den einen Gensdarmen neben der übrigen Gesellschaft aufzunehmen. Schnell stieg Alles ein, die Ruderer wurden zur Eile ermahnt, pfeilgeschwind flog das Schiff seinen nassen Pfad zurück.

Unterwegs wurden wenig Worte gewechselt. Die bunte Ausschmückung des Schiffes, die eignen heiter farbigen Anzüge der Gesellschaft, so sehr dies Alles gewirkt hatte, zuvor die fröhliche Stimmung zu erhöhen, so trübe stimmte es jetzt Alle durch seinen Contrast mit dem schwarzlockigen, bleichen und blutbefleckten Jünglinge, der in bewußtloser Ermattung vor ihnen lag. Mit einer Art Schaam sah Jeder auf die Zeichen der übermüthigen Lust; Jeder athmete auf, als er den Kranken auf dem Schlosse bequem untergebracht wußte, als er sich selbst wieder in seinem täglichen Gewande, in seinen gewohnten Umgebungen fand.

## Fünftes Kapitel.

Mensch, es gebar dich die Erde, die Bosheit zeuget und Uebel;
Flüchtest du gleich zum Olymp, ihnen entfliehest du nicht.

Unruhige und verdrießliche Tage folgten diesen Begebenheiten. Man schwebte in steter Besorgniß über das Leben des Verwundeten, Arzt und Wundarzt gingen ein und aus, Gerichtspersonen erschienen, es ward eine scharfe Untersuchung angestellt, und Franz hatte es nur der lebhaften Verwendung d'Armandy's zu danken, daß er nicht gefänglich hinweggeführt wurde, daß man sich damit begnügte, ihn unter der Aufsicht eines Gensdarmen im Schlosse zu lassen.

Theobald machte es sich zur besonderen Pflicht, seinen Jugendfreund zu beruhigen und zu trösten, der aus aller Fassung gerissen zu sein schien. Auch ließ sich nicht läugnen, daß die Untersuchung mit einer bedenklichen Bestimmtheit und unrichterlichen Eingenommenheit geführt wurde, was um so mehr auffiel, als der Untersuchungsrichter ein Landsmann war.

Als Theobald dieser Gerichtsperson das Abweichende ihres Verfahrens bemerklich machte und auf mehrere

Ungehörigkeiten hinwies, die mit dem eingeführten französischen Rechtsgange im schärfsten Widerspruche standen, erhielt er zur Antwort: „Ich weiß das sehr wohl, allein ich bin für dergleichen Fälle mit bestimmten Vorschriften versehen, von denen ich nicht abweichen darf. Könnte ich nach meiner moralischen Ueberzeugung, ja könnte ich nach meiner richterlichen Ansicht in der Sache handeln, so wollte ich für den Ausgang bürgen; allein ich bin durch andere Rücksichten gebunden.“

„Rücksichten?“ fragte Theobald verwundert. „Welche höhere Rücksichten dürfen Sie haben, als Recht und Gerechtigkeit?“

„Ach,“ versetzte der Beamte verlegen, „so kann die ungebundene Jugend wohl reden, vielleicht auch handeln. Ich selbst dachte so als ich jung war, und es schmerzt mich oft, daß ich nicht auch jetzt noch so handeln kann. Aber erwägen Sie meine Lage! Ich bin Familienvater von acht unerwachsenen Kindern, habe eine bejahrte Mutter und eine kränkelnde Schwester zu erhalten, und bin gänzlich mittellos. Meine ganze Existenz hängt von dem jetzigen Gouvernement ab, und seit ich mich einmal von meiner Gutmüthigkeit habe hinreißen lassen, einen Freund und Landsmann in ähnlichem Falle, wie der vorliegende, der Strenge unserer Beherrscher zu entziehen, wird jeder meiner Schritte mit Mißtraun betrachtet. Die geringste Unzufriedenheit würde meine Entlassung zur Folge haben, mich zum Heimathlosen, zum Bettler machen.“

„Und das kann Sie zu einem rechtswidrigen Verfahren vermögen?“ rief Theobald mit unwilligem Erstaunen. „Aus solchen Gründen stehen Sie nicht an, einen nach Ihrer eignen Ueberzeugung Unschuldigen

unverdienter Strafe preiszugeben? Können Sie das vor Gott und Ihrem Gewissen verantworten?"

„Junger Herr," erwiederte der Beamte mit erborgter Würde, „diese Rechnung habe ich für mich allein abzuschließen. Während Sie Ihren Freund .bei mir vertreten wollen, thäten Sie wohl, zu bedenken, daß es gefährlich sei, da zu reizen, von woher man Vortheil oder Nachtheil zu erwarten hat. Sein Sie dieserhalb indeß außer Sorgen. Dergleichen kann auf mein Thun und Lassen nicht einfließen. Sie sind jung, unerfahren und unabhängig, und Ihnen ist daher die verkehrte Beurtheilung einer durchaus entgegengesetzten Lage zu verzeihen. Ich lasse Ihnen zum Abschiede nur das Bedenken zurück, ob Gott und Gewissen nicht zuvörderst die Sorge für Eltern, Kinder und Geschwister zur Pflicht machen, und ob die Ermahnung, bei böser Zeit sich in die Zeit zu schicken, ihre Anwendung nicht vor Allen von einem Manne verlangt, den das Gegentheil in das tiefste Unglück, in das unvermeidliche Verderben sammt einer zahlreichen Familie hinabstürzen würde."

Theobald biß sich auf die Lippen und entfernte sich mit Verachtung. „Großer Gott!" sagte er zu sich, „was kann das Leben aus dem Menschen machen, aus dem Werkmeister des Lebens selber! Welche Erniedrigung, Sclave seines eigenen Werks, ja seiner Stümperei zu sein! Wer unverhohlen gesteht, höhere Beweggründe gekannt zu haben, sogar noch zu kennen, darf dessen Hand zu weich sein für Pflug und Spaten, wenn er die Behaglichkeiten des flüchtigen Lebens um Opfer von Menschenleben, Selbstachtung, Pflicht und Gerechtigkeit erkaufen soll? darf der ruhig und kalt eingestehn, einen

so schimpflichen Handel geschlossen zu haben? Welt und Leben verwirren sich mir zu Räthseln, wenn natürliche und heilsame Zustände solche Erscheinungen hervorbringen können."

Ihm fiel ein, was Egibert ihm unlängst im Teutoburger Walde über die gegenseitigen Völkerverhältnisse vorgehalten, und indem er dessen allgemeine Andeutungen dem besonderen Falle gegenüberhielt, empfand er zum ersten Male lebendig die großen Mißstände, welche die neueren Weltbegebenheiten über sein Vaterland gebracht. „Unglücklicher Mann!" sagte er im Andenken an jenen Beamten. „Eingeklemmt zwischen ein Volk, das seiner Regierung mißtraut, und Herrscher, die ihre Unterthanen beargwohnen, hin und her gezerrt von den Pflichten gegen jenes und der Abhängigkeit von diesen, was bleibt dir da bei dem Mangel sittlichen Haltes und geistiger Spannkraft anders übrig, als alle Würde des freien Mannes zu verläugnen und deine Schultern der Dienstbarkeit des Erbärmlichen, des Niederträchtigen zu beugen? Sollten mehrere, sollten wirklich edlere Menschen in dieser Lage schmachten, es wäre entsetzlich! Hat die Zukunft ein größeres Recht auf die Gegenwart, als die Vergangenheit? Darf man den Vater zu Tode martern, um die Kinder zu beglücken? Kann die Aussicht auf ein mögliches, zu erwartendes Heil jedes Elend einer vorbereitenden Gegenwart aufwiegen?"

Er suchte diese Gedanken und die unbehaglichen Empfindungen, die sie ihm gaben, zu verwinden, ja er suchte ihnen zu entfliehen, denn es kam ihm vor, als zögen sie ihn herunter von dem hohen Standpunkte freier Vernunftbetrachtung, als spannten sie seine Geistesthätigkeit in dieselbe ängstliche Lage ein, durch deren

Betrachtung sie sich ihm aufdrängten. Die Einsamkeit seiner Gemächer wurde ihm zuwider, er schellte und sandte Heinrich, um anzufragen, ob sein Besuch den Damen bequem sei.

Denn auch das häusliche Beisammensein war verstört worden. Franz verließ fast sein Zimmer nicht. Der Baron und sein Geschäftsführer waren anhaltend beschäftiget. Die Aebtissin war durch erneute Kränklichkeit an ihr Lager gebunden und hatte Hildegard den größten Theil des Tages um sich. Die Baronin hatte ihre hülfreiche Gesinnung zur besonderen Pflegerin d'Armandys gemacht, dem sie manche Stunde widmete. Deffaut, obgleich er der zuvorkommendsten Gastfreundlichkeit des Barons genoß, blieb mißtrauisch und ungesellig, und nur Hildegard schien bei zufälligen Begegnungen seine Aufmerksamkeit anzuziehen. So hatte sich denn die ruhige freie Geselligkeit der früheren Tage fast aufgelöst und es war Theobald beinahe unerwartet, als ihm Heinrich meldete, daß der Baron, der Prediger, Agnes und Clara auf dem Zimmer der Letzteren versammelt seien, wo seine Gegenwart sehr erwünscht sein werde.

Er begab sich dahin und war überrascht, als er auch Maria, die Tochter des alten Lederhändlers Dreihand, gegenwärtig fand. Indem er sie als Bekannte begrüßte, erzählte er den Anwesenden, daß er durch Zufall bereits den ersten Abend in dieser Gegend in ihrer Nähe zugebracht habe. Clara sah ihn scharf an. Er glaubte den Blick zu verstehen, und erwiederte ihn mit offener Unbefangenheit.

Der Prediger, ein wohlgesinnter und gründlich gebildeter Mann, der in diesen Tagen öfter das Schloß

besuchte, ließ es sich angelegen sein, die kleinen Zusammenkünfte der Schloßbewohner durch anregende Unterhaltung zu beleben, und wie ihm dadurch meist unbemerkt gelang, die Erinnerung an die großen politischen Verhältnisse und an die näheren widrigen Verwicklungen des Hauses zu verscheuchen, so war seine Gegenwart von dem wohlthuendsten Einflusse. Zustände des Lebens, Bezüge der Gemüther, Entfaltung des Menschlichen, wie es sei uud wie es sein sollte, das waren die Lieblingsgegenstände seiner Gespräche. Und so fand Theobald die Versammelten eben in einer lebhaften Erörterung der sittlich = geselligen Stellung des weiblichen Geschlechts, welche den Geistlichen veranlaßt hatte, das Weib mit der Natur, den Mann mit der Vernunft zu vergleichen, gegen welche Vergleichung Clara jedoch lebhaften Einspruch that.

„Sie wollen mit diesem Gleichniß mehr andeuten, als bloße Aehnlichkeit der Verhältnisse," sagte sie. „Es versteckt alle Anmaßung der Männer, die von jeher den Alleinbesitz der Welt in Anspruch nimmt, geschweige den der Vernunft, und uns arme weibliche Menschen als bloße Naturproducte möchte gelten lassen. Doch tauscht' ich mit all' eurer kalten Herrlichkeit nicht."

„Aber wie können Sie das in meiner Aeußerung finden?" entgegnete der Prediger. „Ist nicht die Natur eben so vernünftig, als die Vernunft natürlich?"

„Wie verstehen Sie das?" fragte Clara.

„Ich will sagen," erwiederte der Geistliche, „daß die Natur an den Eigenschaften der Vernunft eben so wohl Theil hat, als die Vernunft an denen der Natur. So zeigt sich z. B. als Haupteigenschaft der Natur, daß sie ganz ist, daß sie ein Ganzes überall in sich erstrebt,

wirkt und erreicht. Ist das nicht aber auch der Vernunft eigen? Diese hat dagegen als Haupteigenschaft, daß sie selbständig ist, daß sie stets ein Selbständiges in sich anspricht, bethätiget und herstellt. Mangelt das aber darum der Natur? Und so wird Ihnen faßlicher erscheinen, was ich sagte, wenn ich es verneinend ausdrücke, daß die Vernunft nie unnatürlich und die Natur nie unvernünftig sei."

„Und was folgt daraus?" sagte Clara.

„Daß reine, ungefälschte Natur, z. B. in dem einzelnen Weibe, nur ihren eignen Gesetzen zu folgen braucht, um dadurch zugleich das Vernünftige zu erreichen, und ebenso, daß die lautere ewige Vernunft, z. B. in dem einzelnen Manne, durch die Befolgung ihrer Gesetze zugleich der Natur entspricht."

„Auf die Weise," sagte Agnes, „hat also jede kalte Vernunftberechnung Recht, und ebenso jede Unart der menschlichen Natur?"

„Wollte ich nun spotten," erwiederte der Prediger, „so könnte ich das einen echt weiblichen Sprungschluß oder mädchenhaften Schlußsprung nennen. Eine Unart der Natur ist ja ihre Art nicht, und wie? finden Sie den Satz, daß zweimal zwei vier sei, warm oder kalt? Aber ernsthaft gesprochen, hier ist die Rede von der ewigen großen Natur, in welcher und aus welcher alles Endliche hervorgeht, und von der unendlichen höchsten Vernunft, die lebendig in allen Himmeln waltet, sofern Beide in dem einzelnen Menschenwesen rein zur Erscheinung kommen."

„Sie deuten da einen eignen Gedanken an, der mich sehr anmuthet," sagte Theobald zu dem Prediger. „Hörte ich je von Menschen, die mit dem Zauberman=

tel der Denker behangen sein wollten, die Natur vernunftlos, blind, todt und unfrei schelten, so hätte ich ihnen stets zurufen mögen: Ihr beschreibt euch, nicht die Natur. Neu ist es mir aber, auch die Vernunft als ein ähnliches Selbständige zu betrachten, die man gewöhnlich nur als eine Eigenschaft vieler einzelnen Menschen ansieht."

„Auch das Letzte ist richtig," versetzte der Geistliche, „aber da ist es eine endliche, bedingte Eigenschaft. In jenem Falle ist es ein ewiges, unendliches Wesen, aus und in der Gottheit, die eigentliche Quelle aller Erkenntniß, ja alles Geistigen, eben auch für unsere Vernunft, die daraus getränkt und erfüllt erst ihren Namen verdient."

„Das Christenthum," bemerkte Theobald lächelnd, „möchte damit freilich ziemlich in die Enge gerathen."

„Im Gegentheil," antwortete der Prediger, „die Erkenntniß dieser und der damit verbundenen Wahrheiten vermittelt der menschlichen Vernunft erst dessen tiefste Enthüllungen."

„Ich meine," verbesserte Theobald, „das gewöhnliche Christenthum."

„Einen Unterschied zwischen gewöhnlichem und ungewöhnlichem Christenthum kann ich nicht anerkennen," gab der Prediger zur Antwort. „Unsere Religion hat keine Geheimlehren im Gegensatze zu öffentlichen. Sie hat, wie der Dichter sagt, weder Kern noch Schale, sondern ist Alles mit einem Male."

„Nun," meinte Theobald, „so lassen Sie mich sagen: die wörtliche Bibellehre, die sich doch schwerlich vor der Vernunft rechtfertigen läßt."

„Wenn Sie sagen," versetzte der Prediger, „die ober-

flächlich verständige Auffassung der Bibellehre, so gebe ich Ihnen Recht. Aber die wörtliche, die wir Theologen auch wohl die grammatisch-historische nennen, schließt die tiefsinnig-vernünftige nicht aus. Uebrigens bedarf die Bibel vor unserer Vernunft keiner Rechtfertigung, da diese sich nicht zur Richterin eines Höheren aufwerfen kann. Die ewige Vernunft aber hat sie bereits durch sich selber gerechtfertiget. — Doch wohin gerathen wir! Dürfen wir die Damen mit theologischen Streitfragen, die es freilich nicht sein sollten, unterhalten? Auch bemerke ich, daß Fräulein Clara mit unseren vorhergehenden Ergebnissen noch nicht zufrieden ist, und muß mich wohl zu einem neuen Lanzenbrechen für meine Farbe bereithalten."

„Nicht zufrieden?" sagte Clara. Gewiß nicht. Denn wenn Sie uns Frauen auf die Seite der Natur und die Männer auf Seite der Vernunft stellen, so gestehen Sie ja diesen eine unbedingte Herrschaft über uns zu, und wir stehen so tief unter den Männern, wie der Körper unter dem Geiste."

„Sie haben mich mißverstanden," erwiederte der Prediger. „Jene Gleichung der Verhältnisse verliert alle Bedeutung, wenn man ihr auf der einen Seite den Begriff des Urwesens, auf der anderen den der Menschheit entzieht. Die Menschheit ist ja eben das Wesen, in welchem als einem Dritten, Natur und Vernunft zur Vereinigung gelangen, zusammen aufgehen. Mensch sein, heißt eben, ein harmonisches, einheitliches Doppelwesen in und aus beiden Sphären sein. Ist denn die Menschheit, wie uns schon aus den Kindertagen der irdischen Menschheit eine uralte Offenbarung sagt, ist sie in dem Ebenbilde Gottes gebildet, so muß

sich ja eine ähnliche Entgegensetzung in ihr wiederholen, und diese erscheint eben in der Theilung der Geschlechter. Aber kann daraus das Geringste von einer Ueber- oder Unterordnung folgen? Natur und Vernunft haben im unendlichen Weltbau gleiche Würde, beide sind göttlichen Ursprungs und Gleichgeborene. In inniger, ewig liebender Vereinigung werden sie von dem Höchsten, dem Ersten und Letzten, umfangen und allaugenblicklich erschaffen, in Ihm und aus Ihm selbst. Andere sind sie unter sich, aber nicht höhere oder niedere. Daraus schließen Sie, Fräulein Clara, für mein Gleichniß weiter!"

Clara schien durch diese Erklärung zufriedengestellt, aber Maria schüttelte still für sich den Kopf.

„Gewiß," sagte Theobald, indem er sich zu ihr wandte, „gewiß haben Sie noch Einwürfe zu machen."

„O nein," erwiederte sie, „ich wär es auch nicht im Stande."

„Nun, warum denn die verneinende Geberde?" fragte der Baron.

„Sie galt nur mir selbst, weil ich von dem Allen nichts begreifen konnte, ja mir auch gar nichts daraus anzueignen wußte."

Der Prediger lächelte und sagte: „Dadurch dienst du mir zum Beweise, liebe Maria, um so mehr, als es dir sonst keineswegs an Geist fehlt."

„Das ist richtig," versetzte der Baron. „Aber sage mir doch Maria, was dachtest du denn eigentlich bei diesen Auseinandersetzungen?"

„Ich? — ach!" sagte sie mit einem lieblich verlegenen Lächeln.

„Nur heraus damit!" fuhr der Baron freundlich

fort, „sonst glauben wir, es sei etwas Schlimmes gewesen.“

„So muß ich es schon sagen, auch auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden. Unser lieber Prediger kam mir wie ein Zauberer vor, der allerlei riesengroße Geister herbeibannte, die er ihre Spiele aufführen ließ, und die mir den Rücken kehrten, weil ich sie nicht verstand. Und als er zu sprechen aufhörte, kam es mir gar wunderlich vor, daß nichts von den gewaltigen Anstalten zurückblieb.“

Man lächelte und Theobald sagte: „Freilich verlangen allgemeine unbildliche Gedanken einen eignen Sinn, der angeboren oder anerzogen sein mag. Ihr Bereich überschreitet das ursprünglich Menschliche, und wer sich, wenn er könnte, ganz darin ansiedeln wollte, beginge eine Treulosigkeit an derjenigen Welt, auf welche er, und welche auf ihn angewiesen ist. Hinterläßt aber die Beschäftigung mit ihnen den Wunsch, das Unendliche mit dem Endlichen zu vermählen, das Unerschienene zur Erscheinung zu bringen, so können wir auch nie ohne Bereicherung und Erweiterung des Besten in uns von ihnen zurückkehren. Doch glücklich, wer dessen nicht bedarf.“

Man sann einen Augenblick über das Gesprochene nach, und die Unterhaltung wandte sich dann auf einige besondere Gegenstände, die für Theobald kein Interesse haben konnten. Er verglich indeß im Stillen bei sich die verschiedenartige Erscheinung der beiden Mädchen, Clara und Maria, und während er seine Blicke von Einer zur Andern gleiten ließ, empfand er lebhaft den Werth einer Jeden. „Wie,“ sagte er bei sich selbst, „wenn du unter diesen Beiden wählen soll-

test? Eine schwere Aufgabe! und doch leicht, wollte man sich nach dem ersten unvorbereiteten Eindrucke entscheiden. Da würde Clara's reiche, gesunde, so sicher ausgebildete Natur, die Kraft und Anmuth ihrer Erscheinung unbezweifelt siegen. Aber das geheimnißvoll keusche, anziehende Wesen dieser Maria kommt mir vor wie eine herrliche, duftende Blüthe, die im fremden Klima ihre Jahreszeit verfehlt hat, ihren Kelch nicht zu öffnen, ihre Wohlgerüche nicht auszuströmen vermag. Sonderbar! während mich das innigste Wohlwollen zu beiden hinzieht, könnte ich mir doch kaum eine fortdauernde vertraute Verbindung mit Einer von ihnen denken. Und wenn ich Mariens Freund, ihr Helfer und Verbündeter sein möchte, so möchte ich Clara's Neigung erkämpfen, erobern, doch keinen Lohn dafür verlangen."

Mit diesen Gedanken trat ihm sein Verhältniß zu Melanie wieder vor die Seele, und die alte Wehmuth über die Unwiederbringlichkeit vergangnen Glücks vermischte sich mit dem Schmerze über seine Einsamkeit unter den Menschen, die ihn umgaben. Alle hatten Etwas, das sie mit Wärme in die Arme schließen konnten, Eltern oder Kinder, Geschwister oder Geliebte, und das Alles war ihm wie ein fremder Brunnen, aus dem er seinen Durst nicht löschen durfte. Mit dem Ausdrucke des innigsten Liebebedürfnisses blieben seine Augen auf Clara haften.

Clara wurde von diesem Blicke, dem der ihrige begegnete, im Innersten getroffen und gerührt. Ihre Gedanken und Empfindungen hatten den Gegenstand ihres Gesprächs mit dem Prediger weiter verfolgt, und sie war dabei auf Ahnungen und Wünsche gekommen,

die ihr Gemüth zur lebhaftesten Empfänglichkeit gestimmt hatten. Als dem Auge Theobald's ihr Blick begegnete, wollte sie ihn wegwenden, aber sie vermochte es nicht: eine unbekannte Gewalt zwang sie, seinen Blick zu erwiedern, sie erröthete tief, und eine sanft beengende Glut ergoß sich durch ihr ganzes Wesen.

Indeß waren dem Baron Briefe gebracht. Nachdem er den ersten geöffnet und durchlesen, wandte er sich mit heiteren Blicken an Theobald. „Sie errathen schwerlich, woher dieser Brief kommt. Er verkündiget Ihnen ein frohes Wiedersehen. Rathen Sie, mit wem?"

Theobald dachte an Melanie, aber er konnte den Namen nicht aussprechen. „Ich wüßte nicht," antwortete er.

„Mit Ihrem Jugendlehrer, Walther Wisart," sagte der Baron. „Er will endlich eine Zusage halten, deren Erfüllung ich seit acht Jahren vergebens erwartete. Ich faßte bei meiner ersten Bekanntschaft Vertrauen und Neigung zu diesem Manne, und bin fortwährend mit ihm im Briefwechsel geblieben, auch seit er Franzens und Ihre Erziehung nicht mehr leitete. Schon öfter lud ich ihn zu einem Besuche ein und immer verschob er es, während ihn seine Studien nach Frankreich und Italien, England und Norwegen führten und zuletzt im südlichen Deutschland besonders in Wien festhielten. Jetzt treibt ihn der Wunsch, seine alten Zöglinge wiederzusehen, dem Norden wieder zu. Auch mag ihn mein Anerbieten anziehen, ihm in dem westlichen Thurme des Schlosses jene Zimmer zu überweisen, die noch ganz in mittelalterlicher Art ausgestattet und erhalten sind. Denn Sie müssen wissen, daß er sich in der letzten Zeit dem Studium des deutschen Alterthums

mit Leidenschaft ergeben hat. Dieser Brief ist von Kassel aus geschrieben, wo ihn, sagt er, die Benutzung einer alten und sehr merkwürdigen Handschrift noch einige Zeit festhalten wird."

„Ich freue mich sehr, ihn zu sehen," sagte Theobald, „aber das ist eine wunderliche Liebhaberei, und ich wüßte nicht, was er aus jenen dunkelen Zeiten des Mittelalters Bedeutendes hervorsuchen wollte, am wenigsten, wie man sich für jene beschränkt anfänglichen Zustände begeistern könnte."

Der Baron hatte den zweiten Brief geöffnet und seine heitere Miene verfinsterte sich bei der Durchsicht desselben auffallend. „Ein zweites Wiedersehen für Sie!" sagte er zu Theobald, „aber ein weniger erfreuliches. Ihr Reisebegleiter durch den Solling, Graf Voraillon, zeigt mir an, daß er als außerordentlicher, königlicher Commissair mit der Untersuchung und Beendigung unserer Sache, wegen des jungen d'Armandy, beauftragt sei. Ich habe zwar Anweisung, schreibt er, im Ueberweisungsfalle den Schuldigen exemplarisch zu bestrafen, indem man den steten Mißwilligkeiten und Verfolgungen gegen die französischen Unterthanen Sr. westphälischen Majestät endlich mit Nachdruck entgegen treten muß, hoffe jedoch, daß es mir gelingen wird, eine solche Beschuldigung von dem Familienmitgliede eines Mannes zu entfernen, den der König zu seinen bestgesinnten Unterthanen zu rechnen hat. Die Leute fühlen nicht, wie wenig solche Complimente schmeicheln. Dazu kündet er seine Ankunft für die nächsten Tage an. Es ist mir lieb, daß er eine Verpflichtung gegen unsern jungen Freund hat. Vielleicht kann das einen günstigen Einfluß auf unsere Angelegenheit haben. —

Aber was ist das?" fuhr der Baron fort, indem er die Aufschrift des dritten Schreibens betrachtete. „Eine Depesche des ersten Beamten in Hannover an meine Frau, mit der Aufschrift Geschäftssachen? Was hat der Franzose mit der Baronin zu schaffen? Auf allen Fall wollen wir den Brief öffnen: er könnte Unangenehmes enthalten, das ihr vielleicht besser verschwiegen bliebe."

Der Baron erbrach das Siegel und überlief das Schreiben. Aber der Eindruck, den es auf ihn machte, erschütterte die ganze Gesellschaft. Er ward blaß wie ein Todter, seine Lippen zitterten, und die Thränen traten ihm in die Augen; dann aber sprang er auf, sein Antlitz glühte, er ballte die Hände, und schritt mit dem Ausdruck des unüberwindlichsten Zornes heftig im Zimmer auf und ab. Niemals hatte man den sonst so gehaltenen Mann in diesem Zustande gesehen. Man stand auf, man umgab ihn, man fragte nach der Ursache seiner Entrüstung. „Leset! leset!" rief er. „Ich muß hinaus! ich muß mich abkühlen! Gute Nacht!" Damit eilte er aus dem Zimmer.

Clara trat zu dem Tische und las. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Sie ergriff die Hände ihrer beiden Gespielinnen und eilte in stummer Klage mit ihnen in das Nebengemach, wo man sie laut weinen hörte.

Theobald und der Prediger lasen jetzt das verhängnißvolle Schreiben und fanden folgenden, in französischer Sprache abgefaßten und von der Hand des ersten Beamten zu Hannover unterzeichneten Brief:

„Frau Baronin!

Mir ist angezeigt, daß Sie höchst unziemliche, ja ge-

fährliche Gesinnungen über des Kaisers Napoleon Majestät ausgesprochen und namentlich öffentlich geäußert haben, daß Sie einen verbrecherischen Mordanschlag auf dessen höchste Person, den nur der Zufall abgewendet, nicht allein billigten, sondern sogar wiederholt wünschten.

Der Unterzeichnete begnügt sich für dieses Mal, Sie ernstlich zu warnen, doch unter dem Hinzufügen, daß er im Wiederholungsfalle Sie, Madame, wird nach Hannover führen und an den vier Ecken des Marktes daselbst wird öffentlich auspeitschen lassen.

Hannover, am .... ten October 1812."

Der Prediger faltete den Brief zusammen, nahm ihn zu sich und verließ das Gemach.

Theobald war in heftiger Aufregung. Wie ein roher Faustschlag in's Gesicht hatten ihn die letzten Worte des Schreibens getroffen. Die niedrige Drohung gegen die edle würdige Matrone, die seine tiefste Ehrerbietung besaß, der erschütternde Zustand seines väterlichen Freundes, die schmerzlichen Klagetöne des trefflichen Mädchens, dem sein freundschaftlichstes Wohlwollen gehörte, das Alles beraubte ihn jeder Fassung und brachte alle seine Empfindungen in die heftigste Strömung. Er verließ das Gemach, um sich auf sein Zimmer zu begeben, eilte aber in der Verwirrung in den unrechten Gang. Einer Thür vorübergehend hörte er drinnen sprechen. Er blieb einen Augenblick stehen, und vernahm die sanfte, theilnahmweiche Stimme der Baronin, welche mit Deffaut über den Zustand d'Armandy's sprach. Dieser Deffaut muß der Angeber sein, — das fuhr ihm, er wußte selbst nicht warum, durch den Sinn. Er bebte vor Zorn, er wollte hineinstürzen, um ihn zur

blutigen Verantwortung zu ziehen. Da fiel ihm ein, wie thöricht es sei, auf eine so leere Vermuthung hin die häusliche Sicherheit zu verletzen, ja wie grundlos dieser Argwohn sei. Hastig schritt er zurück und begab sich in seine Gemächer, in denen er bis spät in die Nacht unruhig umherging.

Anfangs durchkreuzten sein Hirn die abenteuerlichsten Pläne zur Rache; als sich seine Einbildungskraft darin erschöpft hatte, ergab er sich den leidenschaftlichsten Ausbrüchen seiner Theilnahme an einer so schimpflichen Kränkung. Erst tief in der Nacht stellte sich die gemäßigtere Betrachtung wieder ein, und Theobald gedachte schon, sein Nachtlager zu suchen, als der Baron noch zu ihm in's Zimmer trat. Er sah erschöpft und verstört aus, sein Haar und Kleid trieften. Dieser Anblick regte Theobald's Leidenschaft von neuem auf, und er konnte sich nicht zurückhalten, sie mit Heftigkeit auszusprechen.

„Stille, Lieber!“ sagte der Baron. „Regen wir uns nicht abermals auf! Es hat mir genug gekostet, Fassung zu erringen. Ihre warme Theilnahme fühle ich mit Dank. Ich würde den Elenden fordern, wenn nicht die Erfahrung zeigte, daß es umsonst und nur zu meinem und der Meinigen Ruin sein würde.“

„Lassen Sie es mich an Ihrer Stelle thun!“ rief Theobald.

„Es würde erfolglos sein, und Sie nur noch mit verwickeln,“ sagte der Baron. „Meine Frau darf von der scheußlichen Drohung natürlich nichts erfahren. Ich werde sie um größere Vorsicht bitten. Unter uns Allen, die darum wissen, darf der Schändlichkeit nicht wieder gedacht werden, weder gegenseitig, noch gegen Andere. Versprechen Sie mir das.“

„Ich verpfände meine Ehre für mich," antwortete Theobald.

„Ich danke Ihnen," versetzte der Baron, „und wollte Gott, ich könnte diese Sache völlig vergessen. Aber es wird nicht lange währen — doch davon ein ander Mal. Schlafen Sie wohl!"

Er entfernte sich, und ließ Theobald voll Bewunderung über das würdige Benehmen des tiefgekränkten Mannes seine Ruhestätte suchen. Die Stätte fand er bald, die Ruhe spät.

## Sechstes Kapitel.

Weißt du, wofür du geschwärmt? und enträthselte
dir sich das Dasein?
Lebtest du sorglos? Nein? — o so warst du ein
Mensch.

Seit dem Abende, der den kleinen häuslichen Kreis mit so erschütterndem Schlage auseinandergesprengt hatte, schien alle Geselligkeit aus dem Schlosse verschwunden zu sein. Jeder, der um den Vorfall wußte, schien den Anderen zu fürchten und zu meiden, als könne ein Wort, ja ein Blick die Erinnerung an die entsetzliche Drohung gegen die allverehrte Hausmutter wieder auffrischen und die Theilnehmenden mit neuer Kraft verletzen.

Theobald kehrte mit doppeltem Eifer zu seinen Beschäftigungen zurück, um an ihnen zu vergessen, was ihn beunruhigte; seine übrige Zeit widmete er entweder Franz, der, bisher vom Glücke verzogen, seine Kräfte vergebens aufrieb, um sich dem drohenden Schicksale gegenüber zu behaupten; oder er war bei dem verwundeten jungen Franzosen, dessen räthselhaftem Unfalle Niemand seine Theilnahme versagen konnte, so gefährlich er auch für die Familie zu werden schien.

Die Aerzte wagten noch immer nicht zu entscheiden, ob d'Armandy von seiner Wunde könne hergestellt werden, oder nicht. Er selbst sah das Bedenkliche seines Zustandes ein, und sprach darüber mit einer Besonnenheit und Gelassenheit, die Jeden verwunderte und die der flüchtigen Betrachtung als Leichtsinn erscheinen konnte, während dem schärferen Blicke nicht entging, daß eine solche Todesmuthigkeit nur auf tieferen sittlichen Gründen ruhen könne. Der Kranke liebte Geselligkeit; Deffaut war häufig abwesend. Theobald hatte sich einige Mal an dem Krankenbette blicken lassen, seine Gegenwart schien dem Verwundeten wohlzuthun und auch er fühlte sich angezogen. So kam es, daß er, wenn Deffaut das Schloß verließ, öfter neben dem Lager des Leidenden saß, ihm vorlesend, oder sich mit ihm unterhaltend.

An einem der folgenden Tage hatte er diesen Platz eingenommen, um dem Kranken aus den neuesten Zeitungen, die ihren Weg erst ziemlich spät in die Haide fanden, das Wichtigste mitzutheilen. Es war darin die Verschwörung des Generals Mallet in Paris erzählt, jene bekannte Unternehmung, die unbesonnen erdacht, thöricht angefangen und ungeschickt ausgeführt, noch denselben Tag unterdrückt wurde, an dem sie in's Werk gesetzt worden war, und Theobald konnte sich über die Unklugheit und Verwegenheit eines solchen Anschlages nicht genug verwundern.

„Allerdings ein unsinniges Wagstück!" sagte d'Armandy, „aber ich gestehe, — denn Ihr seid ein Deutscher, dem ich meine Gesinnungen wohl vertrauen darf, — daß mir nichts in der Welt erwünschter wäre, als eine ähnliche, aber klüger durchgeführte Reaction von

Seiten des republicanisch gesinnten Frankreichs. Ich erkenne in Napoleon den bedeutenden Charakter, verehre in ihm den Ruhmträger meiner großen Nation, bewundere ihn als den gewaltigsten Feldherrn der neueren Zeit: aber der Frankreich groß machte, machte es nicht zugleich glücklich, der es gewaltig machte, machte es nicht auch frei. Durch meine Jugend schallten die Gesänge der Freiheit und ihr Echo ist in meiner Brust nicht verstummt vor den Kanonendonnern des Kaiserthums. Die schlichte Größe eines freien Bürgers, der sich dem Stolzesten gleichachten kann, verliert nichts in meinen Augen, im Gegentheil sie erhebt sich mit unantastbarer Würde, wenn ich die Pracht eines Kaiserhofes und den Schimmer einer militärischen Aristokratie dagegen halte."

„Ihr betrachtet Euren Kaiser als Patriot," versetzte Theobald, „und giebt man den Standort zu, so ist dagegen nichts zu sagen. Wenn ich ihn aber weder als Deutscher noch als Franzose, sondern als Weltbürger betrachte, so lehrt mich diese Stellung, das Erhabene an sich zu bewundern, ohne Rücksicht auf Dinge und Zustände, Lust und Unlust, und es nur in Bezug auf das Ganze zu würdigen."

„Ah, ihr Deutschen seid Alle Philosophen," erwiederte der Kranke, „aber dabei habt ihr neben den herrlichsten Ansichten und Absichten doch immer die dürftigsten Lebenserfolge. Man soll das Leben nicht blos bedenken, ausmalen, besprechen, man soll es leben, dicht an den Menschen und Gegenständen. Was wollt Ihr? Wenn ich sage, daß wir wahre Weltbürger nur dann sein können, wenn wir wahre Bürger des väterlichen Volkes sind, so kann ich das zwar nicht nach

der Logik und Metaphysik beweisen, denn ich bin kein Philosoph, aber ich glaube damit doch etwas Gescheidtes gesagt zu haben. Gott sei Dank, daß ich Franzose bin, aber lieber wollte ich Hottentott sein, als gar nichts. Frankreich, die reizenden Gestade der Loire, die Menschen, die meine Sprache reden, die Sitten, Gesinnungen und Ansichten, in deren gemeinschaftlichem Elemente ich mit ihnen erwachsen, gebildet, vereiniget bin: das ist mein Vaterland, mein ewigliebes Vaterland, das ich im Herzen tragen werde, ob ich dort, ob ich hier sterbe. Und doch möchte ich wohl in dem lieben, mütterlichen Boden ruhen. Ach, was soll ich sagen? Es ist ja das alte freie Frankreich nicht mehr. Es ist ein Land, verarmt und entvölkert durch unaufhörliche Kriege, voll eitlen Ruhmes über die colossalen Erfolge einer blendenden Gegenwart und vergessen der Freiheitsideen, die einst so glühend durch seine Herzen gebraus't."

„Wie, mein Herr?" sagte Theobald, „hat die blutige, gräuelvolle Zeit der französischen Republik Euch nicht von dem Verfehlten dieser Ideen überzeugt?"

„Keineswegs," antwortete d'Armandy. „Begebenheiten können Wahrheiten nicht widerlegen. Der Frühling kommt nicht ohne Stürme. Ohne Schmerzen gebärt kein Weib. Wie wollt Ihr an der Stelle der alten Welt eine neue schaffen, ohne die alte zu zerstören? Mein Freund, wenn Ihr Häuser bauen wollt, so müßt Ihr den Gebirgen die Eingeweide zerreißen. Soll ein Strom Dämme zertrümmern, die seinen natürlichen Lauf hemmen, so kann er nicht in seinem ruhigen sicheren Fließen bleiben: er muß brausen und toben, und

verschlingt dann wohl den Schiffer sammt dem Nachen. Wenn der lange verhaltene Zorn eines Volkes losbricht, so kennt es keine Mäßigung, denn die Menge ist immer leidenschaftlich. Aber euer Christenthum, hat es etwa an Werth und Wahrheit dadurch verloren, daß Kreuzzüge gewüthet oder Inquisitionen gemordet haben? Wohlan, mein Freund! die Freiheit war unsere Religion, die Menschenrechte unsere zehn Gebote. Ist das Neugeborene ein Mörder, wenn die Geburt der Mutter das Leben kostete? Ist das ein Beweis von der Verdorbenheit des Kindes? Lasset es doch aufwachsen, und sehet, was aus dem Knäblein wird! Aber die Republik ist getödtet worden an der Wiege, und die Gewalt hat die Erbschaft der Freiheit an sich gerissen. Mein armes Vaterland! Einem Napoleon zu unterliegen ist ein rühmliches Unglück, aber ein unglücklicher Ruhm."

„Napoleons Pläne sind zu groß," sagte Theobald, „um auf dem engen Boden einer Republik gedeihen zu können."

„Seine Pläne?" fragte d'Armandy. „Was soll das sagen?"

„Er selbst hat es durch Thaten ausgesprochen und durch Worte bethätigt, daß die Verbündung und das Heil aller europäischen Völker sein Ziel ist."

„Ah ja!" entgegnete der Kranke, „er besitzt dergleichen Pläne. Aber meint Ihr, er habe sie gefaßt, er suche sie auszuführen um der europäischen Völker willen?"

„Nicht das," antwortete Theobald. „Der Geist eines großen Mannes kann nicht bei dem Bedingten stehen bleiben. Nicht um Europas willen hegt und voll-

endet er diese Pläne, sondern um ihrer eigenen Größe und Würde willen."

„Das klingt sublim," sagte d'Armandy, „und auf Ehre, für solche Ansicht könnte man schwärmen, wenn man's nicht anders wüßte. Aber glaubt mir, er will nicht das Höchste, er will nur sich als den Höchsten sehen, und Frankreich und das Universum müssen es entgelten. Herrschen ist am süßesten, wenn man es nicht von Kind auf genossen hat. Es ist eine verführerische Speise, je mehr man von ihr kostet, desto eifriger begehrt man ihrer. Und lasset Euch noch Etwas sagen. Wer einen guten Magen hat, den hungert leicht, und wen dürstet, der muß auch zu trinken vermögen. Ich will sagen: Fähigkeit und Trieb entsprechen einander. Ihr ahnt ein Talent in Euch, zum Beispiel für Mathematik, sofort ist auch die Neigung zu dieser Wissenschaft da. Jetzt macht Ihr Euch an sie, überwindet ihre Schwierigkeiten, bemächtiget Euch ihrer: Eure Fähigkeit bewährt sich, steigert sich. Ihr fühlt Euch geschmeichelt durch Eure Fortschritte, diese Empfindung wird lebhaftes Bedürfniß, und sofort wird der Trieb zur Leidenschaft. So ist es Napoleon ergangen mit seinem Kriegs- und Herrschertalent. Er herrscht, er krieget nicht, um dieß oder das zu erreichen, sondern er strebt nach diesem und dem, um zu kriegen und zu herrschen. Darin liegt's, und darnach habt Ihr allerdings Recht, ihn zu betrachten und zu schätzen ohne Rücksicht auf sein Land, denn gerade so denkt und handelt er auch. Es fragt sich nur, ob dieß das Richtige ist. Aber was wird darüber aus meinem Vaterlande? Ach, mein armes Frankreich! Ich hoffe nichts mehr für dich, und was hab' ich dann noch an der ganzen Welt?"

Theobald wollte antworten, doch das Eintreten Desfauts bewog ihn, den Platz am Krankenbette zu verlassen und sich zu empfehlen. Die Worte des jungen Freisinnigen hatten manche gleichtönende Saite in ihm mitschwingen lassen, ohne daß er sich in die Tonfolgen finden konnte. Denn solange sich der Blick noch auf das Gränzenlose richtet, entgeht ihm der Fleck, worauf der Fuß steht, der Weg, den die Sohlen betreten sollen. Vom Allgemeinen zum Besonderen zu gelangen ist eine Aufgabe für Uebermenschen, aber vom Fall des Apfels zu den Bewegungsgesetzen der Welten aufzusteigen, das ist der Bildungsgang der Menschheit.

Theobald wollte nachsinnend auf sein Zimmer zurückkehren, als ihm Clara auf dem Corridor begegnete. „Suchen Sie doch Vetter Franz einigermaßen zu beruhigen," sagte sie. „Er hat die Nachricht erhalten, daß heute der Commissair eintreffen werde, und scheint darüber außer sich zu sein."

Theobald ging zu ihm und traf ihn in der größten Unruhe. Er ging mit ungleichen Schritten im Zimmer umher, rieb mit Heftigkeit die Hände, seine Augen waren geröthet wie von großer innerer Anstrengung. Theobald nahete ihm, und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Muth, lieber Franz!" sagte er. „Sieh' eine Verdrießlichkeit nicht für eine Gefahr an. In ungewohnten Lagen täuscht uns unsere Einbildungskraft nur zu leicht mit solchen Verwechslungen. Die Wahrheit wird nicht verborgen bleiben."

„Wer verbürgt das?" entgegnete Franz düster. „Und die Wahrheit? Wie leicht doch die Worte wägen, wenn uns ihr Begriff nicht gerade auf der Seele lastet! So gehen Worte, Dinge, Zustände jahrelang an dem Men=

schen vorüber, und er tändelt damit wie mit Spielwerk, bis die Schlange darunter hervorschießt. Wer hat mich zu diesem Spiele ärgerlicher und gefährlicher Rechtshändel ausersehen, deren einer mir mein ganzes Recht auf die Welt, ihre Schätzung und ihre Güter rauben, der andere mir eine Handlung aufbürden will, die mir das Aeußerste drohen kann?"

Theobald suchte ihm seine Besorgnisse auszureden, seine Sache im günstigeren Lichte darzustellen. Er erinnerte ihn, daß es unmöglich sein werde ihn zu überführen, daß ihn im schlimmsten Falle das Recht der Nothwehr freispreche, daß d'Armandy selbst sich am eifrigsten für ihn verwenden werde.

„Sage mir nichts von dem Einzelnen!" entgegnete Franz. „Ich habe mir vorgesetzt, diese Dinge gehen zu lassen, wie sie wollen, und mich dadurch nicht mehr aus den Fugen reißen zu lassen. Andere Gedanken beunruhigen mich mehr. Der freiwillige Haus- und Zimmerarrest, den ich mir zur Vermeidung der lästigen Begleitung durch den Gensdarmen auferlegte, die Stille dieser Einsamkeit hat eine Schaar quälender Gedanken über Dinge in mir geweckt, denen ich sonst kaum einen theilnehmenden Seitenblick gönnte. Meinen Verwandten habe ich das verborgen, darum legen sie meine Unruhe anders aus. Du bist der Einzige, Theobald, gegen den ich offen sein mag."

Er führte den verwunderten Freund an das Fenster, und zeigte in den Garten hinab. „Da sieh!" sagte er, „dieser Garten mußte uns noch vor wenigen Wochen seine Blumen und Blätter zu unsrer übermüthigen Lustfahrt borgen: wo sind sie nun? Da wirft sie der nagende Wind von ihren Halmen, von ihren Zweigen,

und sie verwittern. Ist es nicht eben so gut als hätten sie nie gegrünt und geblüht? Und wir? — Theobald, was beabsichtiget diese unklare verworrene Kette, die wir Leben nennen, mit uns? Welche Mächte sind es, die so mit den vergänglichen Menschen spielen? Was will diese leere öde Masse der Erscheinungen von uns, die uns mit tausend gemalten Masken ansieht? Es ist entsetzlich, wie es mich ängstiget, daß wir so gar nichts festhalten können, daß alle Dinge wie auf einer ewigen reißenden Flucht begriffen sind, daß wir uns selbst in keinem anderen Augenblicke dieselben nennen können. Denn sage! Was sind wir selbst? Wer fühlt nicht in sich die Fähigkeit, der grausamste Verbrecher zu werden? Wer gab uns diese Anlage? Wir selbst, die sich nicht einmal kennen, geschweige schufen? Wer also? Das beantworte mir! Und, wenn Einer ein Heiliger ist, warum dürfen ihn alle Uebel und Plagen einer zerrütteten Welt quälen, und ihn ohne Gnade zuletzt tödten? Sage mir nichts von Prüfung! Die Macht, die mich schuf, wäre unwissender als der geringste Handwerker, wenn sie nicht ohne Probe schon wüßte, wen und was sie in mir erschaffen. Also wo ein Anfang, wo ein Ende?"

„Lieber Freund, wohin bist du gerathen!" sagte Theobald mit Erstaunen. „Bist du der junge Hof- und Weltmann, der das Leben so leicht, so anmuthig zu fassen und zu behandeln wußte?"

„Freilich ist das eine Frage," fuhr Franz fort. „Und das sind noch tiefere Wellen aus dem Meere von Fragen und Zweifeln, das über mir zusammenschlägt. Ist meine ganze Vergangenheit eine Lüge, wer bürgt mir dann, daß es die Gegenwart, die Zukunft nicht

auch sei? Und wenn nicht: wo ist sie? wer zeigt sie mir? Ich komme mir vor wie ein Seiltänzer, dem ein Schlag die Füße gelähmt, und den nun selbst der ebene Boden nicht mehr tragen will."

„Lieber Franz!" versetzte Theobald, „das sind Fragen und Zweifel, deren Auflösung ich nicht übernehmen möchte. Mich könnte schon der Gedanke erschrecken, daß ich ihrer Auflösung mich bedürftig fühlen sollte. Wer kann sie beantworten, und wer soll es? Einem Menschen im gesunden, tüchtigen und thätigen Lebenskreise werden sie kaum aufstoßen. Und darauf sind wir doch angewiesen. Du mußt aus dem Zimmer, aus der Einsamkeit heraus! Ueberwinde die Unannehmlichkeit der militärischen Begleitung! Tummle dich draußen in den Herbststürmen mit den Pferden umher, und die Gespenster werden dich verlassen."

„Um anderen Platz zu machen!" erwiederte Franz. „Nein, Freund, es könnte mich rasend machen, noch einmal in eine Maske zu schlüpfen, in der ich mich wieder fragen müßte: bist du es denn noch? Nicht vergessen, nicht unterdrückt verlange ich meine Zweifel, sondern beantwortet."

„Versuche es doch einmal," sagte Theobald nach kurzem Schweigen, „dich mit dem Prediger zu besprechen. Er ist ein Mann, der viel gedacht zu haben und eine große und klare Weltansicht zu besitzen scheint. Ich hörte Andeutungen aus seinem Munde, die mich sehr begierig nach näheren Mittheilungen gemacht haben."

„Was wird er mir anders antworten, als die alten bekannten Gemeinplätze jeder Bibel?" rief Franz. „Aber geschmacklose Kindermärchen sind nicht mehr für Er-

wachsene. Wir wollen ein ander Mal weiter hierüber reden," setzte er leise hinzu, als er die Baronin eintreten sah. „Rede mit Niemandem davon."

Theobald verweilte noch einige Minuten und entfernte sich dann. Hatte aber zuvor schon die rasch abgebrochene Unterhaltung mit d'Armandy einen Widerhaken in seinem Gemüthe zurückgelassen, so war es ihm mit Franzens Gespräche nicht anders gegangen. In der fortrollenden Unterredung pflegen wir die Bedeutsamkeit der Ansichten und Meinungen, denen wir widersprechen, selten in ihrer ganzen Schärfe zu empfinden, indem wir theils die Aeußerungen des Andern mit seinem Standorte überhaupt zu vergleichen, theils uns auf den Zusammenhang unsrer eignen Gegensätze zu besinnen haben, und so unsere Aufmerksamkeit flüchtiger und zerstreuter wird. Hindert uns jedoch unsre Unzulänglichkeit oder auch der Zufall, das Vernommene sofort zu widerlegen und bei diesem Geschäfte das größere Gewicht, nach den perspectivischen Gesetzen des Selbstgefühles und der Leidenschaft, in der eigenen Wagschale zu erblicken, so bleibt den fremden Ansichten eine besondre nachhaltige Schwere, die günstiger für sie wirkt als alle Argumente und durch welche sie auf der Seele fortlasten, bis wir sie nicht selten ganz oder zum Theil in unser Eigenthum verwandeln. So ließ d'Armandy's entsagendes Aufgeben der äußeren Zustände, Franzens Zweifeln, ja Verzweifeln an den inneren Zuständen tiefere Furchen in Theobald zurück, als ihm selbst anfangs bewußt wurde. Seine Gedanken und Gemüthsbewegungen fanden sich dadurch in eine schnellere Strömung gerissen und fühlten ein Wanken und Schwanken ihrer bisher so sicheren Ufer, das ihm die Em=

pfindung gab, wie sie die Schlingpflanze haben mag, wenn sie ihre Ranken sich dehnen fühlt von Thau und Sonnenwärme und sie umsonst ausstreckt, einen umschlingbaren Gegenstand zu erreichen. Es kam ein Ringen, eine Verlangsamkeit in sein Gemüth, die er sich nicht auszulegen wußte; eine sonderbare Selbsttäuschung ließ sie ihn auf Clara beziehen.

Nachdenklich stieg er die Schloßtreppe hinab, um einen Gang in die Gegend zu machen, die nun schon allmählig ein winterliches Ansehen bekam, als er durch herannahendes Pferdegetrappel aus seinem Nachsinnen geweckt wurde, und bald darauf durch die bereits entlaubte Allee vier Reiter herankommen sah, unter denen er sogleich den Grafen Voraillon sowie dessen Diener erkannte. Der Baron, der zufällig über den Hof schritt, wies einige seiner Leute an, den Fremden die Pferde abzunehmen, und empfing sie dann mit Theobald an der Treppe.

Sie stiegen ab, und Voraillon wandte sich nach einer leichten Verbeugung gegen den Baron, sogleich lächelnd zu Theobald. „Ah, mein flüchtiger junger Freund!" sagte er, ihm die Hand reichend, „also treffe ich Sie noch hier? Aber, obwohl ich schon Verbindlichkeiten gegen Sie habe, muß ich mich Ihnen noch mehr verpflichten, wenn ich Sie ersuche, mich dem Herrn des Hauses vorzustellen."

Theobald that es, und der Graf präsentirte nun auch seine Begleiter, indem er den Jüngeren derselben, einen sinnlich lebhaften Franzosen, als seinen guten Freund Surrier, den Aelteren, einen Deutschen von scharfem und verschmitztem Ausdrucke, als seinen Commissionssecretair Triefs bezeichnete.

„Ich hoffe, meine Herren," sagte der Baron, indem er sich an den Grafen wandte, „daß ich Sie wahrhaft willkommen heißen kann. Ihre Gegenwart verspricht einer unangenehmen Verwickelung die Beseitigung, welche billigen und gerechten Männern leicht werden wird."

„Wer wird daran zweifeln, mein Herr?" antwortete der Graf. „Es thut mir leid, deshalb beschwerlich fallen zu müssen. Meinerseits kann ich nur bitten, unsere Gegenwart als einen höflichen Besuch anzusehen, durch den ich Ihnen nützlich zu werden hoffe. Dürften wir Sie ersuchen, Herr Baron, uns einige erwärmte Zimmer anweisen zu lassen? — Pierre, daß man das Gepäck aus dem Dorfe herbeischaffe! — Wann werden wir das Vergnügen haben, mit Ihnen zu speisen, Herr Baron?"

„In meinem Hause, Herr Graf, wird Punkt zwölf Uhr zu Mittag gegessen."

„Ah, mein Herr, Sie werden mit einem Verwöhnten Nachsicht haben. Ich bin eigentlich nicht gewohnt, vor sechs, höchstens fünf Uhr Abends zu diniren. In Deutschland habe ich mich schon für zwei Uhr bequemen müssen. Lassen Sie es dabei, Herr Baron."

„Es würde meinen ganzen Hausstand verrücken," sagte der Baron mit Bestimmtheit.

„Ich bitte um die Gefälligkeit," fuhr Voraillon fort.

„Es ist nicht thunlich, Herr Graf. Wollen Sie dagegen auf Ihrem Zimmer speisen, so können Sie jede Stunde bestimmen. Ich werde den Koch darnach anweisen lassen."

„Auch gut," sagte der Graf verdrießlich. „Sie werden doch die Güte haben, Herr Baron, mir den

Küchenzettel schicken zu lassen? Ich erlaube mir zu bemerken, daß ich leichte südliche Weine liebe. Die Damen dürfen mir ihre Gegenwart nicht versagen. Ich hoffe, Herr Baron, wir werden Freunde bleiben."

Mit Mühe bezwang der Baron die innere Aufwallung. Aber der Gedanke an Franz entwaffnete ihn. Er schwieg und zog sich zurück, indem er Theobald ersuchte, die Fremden auf ihre Gemächer zu führen. Theobald that es und suchte zugleich den Grafen zu überreden, der Eigenheit des Hausherrn nachzugeben.

„Ihr Deutsche seid Alle Pedanten," rief Voraillon am Ende. „Ihnen zu Gefallen, mein Freund, will ich mich fügen; aber machen Sie diesen Leuten bemerklich, daß ich größere Zuvorkommenheit erwarte."

Theobald eilte zu dem Baron, und setzte ihn davon in Kenntniß. „Ich will mir Alles bieten lassen, soweit es meine Ehre zuläßt," sagte dieser, „wenn es nur gelingt, den letzten Stammhalter meiner alten Familie aus den Klauen dieser Menschen zu retten. Ihre Art, die größte Unverschämtheit mit den höflichsten Wendungen zu umwickeln, ist unerträglich, und ich hätte lieber die gröbste Aufrichtigkeit gegenüber. Gott gebe mir neue Geduld, denn mein Vorrath ist bis nahe auf die Hefen ausgeleert. Man muß sehen, ob sich ein Umgang herstellen läßt, der für beide Theile einigermaßen erträglich ist. Ich wenigstens will das Meinige dazu thun."

Nach diesen Entschlüssen suchte der Baron sein Benehmen einzurichten, und es verfehlte seine Wirkung nicht. Doch fand Theobald noch oft genug Anlaß, den Vermittler zwischen den beiden Parteien der jetzigen Schloßbewohner zu machen. Denn ein gesellig näheres

Verhältniß konnte nicht eingeleitet werden; die Gefährten Voraillons herrschten und trieben ihr Wesen auf dem Gute, als ob Alles das Ihrige wäre, und der Graf selbst, so fein und höflich er sich gegen Alle in Worten und Geberden erwies, schaltete doch in dem Schlosse mit dem rücksichtslosesten Uebermuthe. Der Angelegenheit, die ihn eigentlich hergeführt, schien er so wenige Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen, daß man schon die günstigste Beendigung zu hoffen wagte. Dagegen gingen Leute aller Stände täglich bei ihm ein und aus, und Theobald glaubte zu bemerken, daß die Untersuchung gegen Franz nur ein Vorwand sei, um den Aufenthalt des Grafen auf dem Gute aus anderen Gründen zu verlängern.

Um so mehr empörten ihn die täglich wachsenden Anmaßungen der ausländischen Gäste, die jetzt auch Dessaut sich reichlich zu Schulden kommen ließ, und unter denen die ganze Familie des Barons sichtbar litt. Bei einigen auffallenderen Thatsachen konnte er endlich nicht länger schweigen. Er begab sich zu Voraillon und sprach sich nachdrücklich darüber gegen ihn aus.

„Wir sind hier keine Gäste, mein junger Freund," erhielt er zur Antwort, „sondern in einer Sache anwesend, welche die ganze Familie des Hauses compromittirt. Soweit ich jetzt über die Angelegenheit zu urtheilen vermag, werde ich wahrscheinlich das Aeußerste herbeiführen müssen."

„Mein Gott, Herr Graf," rief Theobald erschrocken, „welches Aeußerste meinen Sie?"

„Daß Ihr angeschuldigter Freund vermuthlich ein Opfer seiner verbrecherischen Handlung wird."

„Welche Ungerechtigkeit!" rief Theobald. „Ueber=

sehen Sie denn ganz, daß der junge Baron weder eingestanden hat, noch überführt ist? Und gesetzt, er wäre es, übersehen Sie, daß er eine Handlung der Nothwehr übte? daß er eine Uebelthat gegen seinen nächsten, väterlichen Verwandten abzuwenden suchte? daß er zur angegriffenen Partei gehörte, welcher, nach den Gesetzen aller civilisirten Staaten erlaubt ist, sich ihres Lebens zu wehren? daß endlich der Verletzte selber darauf dringt, ihn nicht zu bestrafen?"

„Das Alles," entgegnete Voraillon, „könnte ihm vielleicht vor einem Geschwornengerichte zur Entlastung gereichen. Allein meine Sendung ist Ihnen hinreichender Beweis, daß das Gouvernement die Angelegenheit aus politisch-polizeilichem Standpunkte angesehen wissen will, wornach es nicht auf die Gebräuche der bürgerlichen Rechtspflege, sondern auf den Eindruck ankommt, den diese Handlung mit ihren Folgen hervorgebracht hat und noch hervorbringen muß. Die allgemeine Ueberzeugung ist, der Angeschuldigte habe unsern armen d'Armandy aus übler Gesinnung gegen das französische Volk und aus Haß gegen die Regierung, welcher er angehört, angegriffen und zu ermorden beabsichtiget. Ueberzeugungen der Menge aber sind nicht zu widerlegen; wie Religion und andrer Aberglauben sucht man sie umsonst auszurotten. Diese insbesondere ist von schlimmen Folgen. Da sind Unzufriedene, die sich höchst zweideutig darüber ausgesprochen; dort Verwegene, die ihre Geneigtheit zu ähnlichen Verbrechen merken lassen; umher das Volk, das sich nicht entblödet die Handlung als etwas Verdienstliches sich zuzuraunen. Das Alles macht die Sache für die Regierung bedeutend. Die Politik fordert einen eclatanten Act,

der die Menge über ihre Ansicht belehrt, die Unzufriedenen warnt, die Verwegenen einschüchtert."

„Und auf diese Weise," fragte Theobald, „wollen Sie einer treulosen Staatsklugheit die Hoffnung einer angesehenen Familie, den Erben der bedeutendsten Besitzthümer, einen Unüberwiesenen, Schuldlosen zum Opfer bringen?"

„Das Alles ist noch nicht ausgemacht," sagte der Graf ablenkend.

„Gleichviel!" fuhr Theobald eifernd fort. „Auf jeden Fall haben Sie selbst die Rechtswidrigkeit dieses Verfahrens eingeräumt."

„Keineswegs!" versetzte der Graf. „Ich kann im Staate nur das Recht anerkennen, das aus den nothwendigen Bedingungen seiner Existenz folgt. Die Unzufriedenen, die jeden Augenblick zum Umsturz der Verhältnisse bereit sein würden, sollen wir sie ermuthigen durch die Befolgung enger, bürgerlicher Rechtsbegriffe? Justiz, mein Freund, ist das tägliche Brot, Politik ist Krankendiät und Arzenei. Jenes gehört zur täglichen Ordnung, diese werden nach dem Zustande des Kranken berechnet, und wenn jenes dient, den Gang der Maschine zu erhalten, so dienen diese zur Abwendung ihrer Zerstörung."

„Aber, Herr Graf," sagte Theobald, „fühlen Sie einmal als Mensch! Denken Sie sich einmal in die Lage des Unglücklichen, in die Lage der Seinigen! Großer Gott, es ist unmöglich, daß Sie mit so kalter Hand das Entsetzlichste herbeiführen könnten."

„Ah, junger Freund, ich darf dabei meine Privatsentiments nicht fragen."

„Nennen Sie das Gewissen ein Privatsentiment?"

„Ohne Zweifel; wenigstens existirt noch kein Ministerium des öffentlichen Gewissens."

„Himmel und Hölle!" rief Theobald außer sich, „Herr! können Sie über unser Unglück noch scherzen?"

„Vergessen Sie sich nicht, junger Mann!" sagte der Graf mit überlegner Gelassenheit. „Sie möchten die Sache dadurch schwerlich verbessern. Sie scheinen sich nicht zu erinnern, wen Sie vor sich haben."

Theobald wollte eine heftige Erwiederung geben. Sein zorniger Blick, sein stürmender Athem verriethen seine Aufregung. Der Graf ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Ruhig, junger Mann! Ruhig!" rief er ihm zu. „Machen Sie mich nicht uneingedenk, daß Sie ein Recht auf meine Nachsicht haben."

Nur mit äußerster Anstrengung konnte sich Theobald Fassung abringen. „Herr Graf," sagte er, „Sie glauben mir Dank schuldig zu sein, Sie halten mich für den Retter Ihres Lebens. Ich würde nie Anspruch auf Anerkennung, auf Dank gemacht, nie jenes Vorfalls wieder erwähnt haben; nur ein solcher Fall kann mich vermögen, Sie daran zu mahnen. Herr Graf! soll ich Ihr Leben zum Verderben meines Freundes erhalten haben?"

Der Graf ging nachsinnend auf und ab, indem er dann und wann einen Blick auf Theobald warf. „Liegt Ihnen denn so viel an diesem Menschen?" fragte er endlich.

„Er ist mein einziger Jugendfreund, er ist die einzige Hoffnung einer Familie, der ich Alles verdanke."

„Wohlan," versetzte der Graf, indem er vor Theobald stehen blieb. „Ihretwegen will ich thun, was ich thun kann. Ich werde die Sache verzögern, bis der

erste unangenehme Eindruck verwischt ist, ich werde meinen Bericht an's Gouvernement so günstig abfassen, als ich im Stande bin. Und jetzt genug! Mehr vermag ich nicht. Leben Sie wohl!"

Theobald verneigte sich und ging.

„Noch Eins!" sagte der Graf ihn an der Thür zurückhaltend. „Der Angeschuldigte spricht von einem unbekannten Menschen, der den verhängnißvollen Schuß gethan haben soll. Können Sie einen Verdächtigen auftreiben, so läßt sich der Sache vielleicht eine ganz andere Wendung geben. Verstehen Sie mich? Verdacht reicht hin; dann überlassen Sie mir das Weitere."

Damit schob er ihn aus der Thür und schloß sie hinter ihm.

Theobald eilte ins Freie, um Luft zu schöpfen. Das Vernommene erschütterte und erbitterte ihn, am meisten der letzte Vorschlag. Er glaubte in den tiefsten Abgrund herzloser Verdorbenheit hinabzuschauen. Zum ersten Mal empfand er einen innigen Haß gegen die Menschen, als deren Organ er den Grafen ansehen mußte, einen lebhaften Unwillen über die Zustände, welche solche Gesinnungen und Begebenheiten entwickeln konnten. „Wie?" sagte er zu sich selbst, „soll ich den Versprechungen eines so unwürdigen Menschen, wie dieser Voraillon, trauen? Aber warum sollte er mich täuschen wollen? Wird sein Verfahren den gewünschten Erfolg haben? — Doch dem sei wie ihm wolle: Franz muß entfliehen. Nur außer den Händen dieser sittenlosen unmenschlichen Gewaltverweser kann er sicher sein." Er nahm sich vor, Franz zur Flucht zu überreden und sie ihm ausführen zu helfen, ohne sonst Jemandem etwas darüber zu vertrauen, am wenigsten den Verwand-

ten Franzens, über welche eine Theilnahme an der Entweichung leicht die ganze Rache der Machthaber herbeiziehen konnte, wodurch das Unvermeidliche nur noch ärger geworden wäre, als das Vermiedene zu werden gedroht.

Er war während dieser Ueberlegungen durch das Dorf bis auf die Felder hinausgewandert, auf deren weite Fläche sich so eben die erste Schneedecke niedersenkte. An der Gränze des unbebauten Haidebodens wollte er umwenden, als er ein ältliches Bauerweib auf sich zutreten sah, das ihm bekannt vorkam.

„Ist Er nicht der junge Doctor aus Wendenschlag?“ fragte ihn die Person in der Volkssprache. Theobald bejahte es, denn er wußte, daß ihn die Leute im Dorfe mit diesem Namen zu bezeichnen pflegten. Die Alte reichte ihm ein verschlossenes Papier ohne Aufschrift und sagte: „Nun, dann ist dies für Ihn. Gute Nacht!“ Damit wandte sie sich um und schritt rasch wieder ihres Weges zurück.

Theobald öffnete das Blättchen und fand darin mit einer feinen, etwas kindhaften Handschrift die wenigen Worte:

„Morgen früh, zehn Uhr, werde ich Ihnen im Gartenzimmer des Schlosses zuverlässige Mittel zur Rettung des jungen Barons anzeigen. Kommen Sie allein dahin.

Maria D.“

Diese Worte ohne Zweifel von der lieblichen Tochter des alten Frömmlers geschrieben, änderten für den Augenblick die Vorsätze unseres Freundes. Das wunderliche Mädchen hatte sein ganzes Vertrauen, und er war überzeugt, daß sie ihm ohne bestimmten Anlaß eine so

zweifellose Verheißung nicht geben werde. Vorläufig durfte er auf keinen Fall daran denken, Franz zur Flucht zu rathen, ehe er den Werth der versprochenen Eröffnungen zu beurtheilen vermochte. Aus Vorsicht zerriß er den Zettel und steckte nur die Unterschrift zu sich.

Auf das Schloß zurückgekehrt, traf er Clara auf der Hausflur. Das Kammermädchen folgte ihr mit Kleidungsstücken.

„Wissen Sie," redete sie ihn an, „daß ich morgen mit Agnés fortreise zum Besuch bei ihren Eltern?"

„Sie wollen uns verlassen?" sagte Theobald, beinahe bestürzt, denn der anmuthige Anblick, die wohlthuenden Mittheilungen der schönen Freundin waren ihm schon zum gewohnten Bedürfniß geworden.

„Die Eltern wollen es so, aber ich scheide ungern," versetzte sie mit einem Ausdrucke in Blick und Stimme, der ihre volle Neigung zu Theobald aussprach. „Morgen beim Frühstück sehen wir uns noch," setzte sie hinzu und verschwand mit einem langen Scheideblick in ihr Zimmer.

Auch Theobald verließ sein Gemach heute nicht mehr. Liebe und Haß, Sorgen und Hoffnungen, alte Ansichten und neue Erfahrungen beschäftigten ihn bis tief in die Nacht.

## Siebentes Kapitel.

Träume, den Schlummernden führet hinauf in die
Welten der Wunder,
Aber dem Wachenden führt Wunder des Glücks
in die Welt.

Während unser Freund so von allen Seiten in Sorge und Aufregung erhalten wurde, fand sein Gemüth in dem reinen schönen Verhältnisse zu Clara einen Zufluchtsort, der es nie ohne Stärkung und Erquickung ließ. Die Natur hatte ihn mit einer unendlichen Liebefähigkeit begabt, welche durch sein jahrelanges Alleinstehen unter den Menschen keineswegs an Kraft und Innigkeit verloren hatte. In der ersten jugendlichen Erfahrung mit Melanie war er sich ihrer mit beglückender Ueberzeugung bewußt worden, und wie ein Phönix war sie aus der betrauerten Asche dieser Flammen verjüngt und höher belebt wieder aufgestiegen, um in schmerzlicher Erinnerung die Stätte des erloschenen Glücks mit unbelauschtem Flügelschlage zu umkreisen. Aber kräftige, strebende Naturen können nicht in leidendem Rückwärtsblicken verharren, es drängt sie, das Gegenwärtige zu erfassen, um das Künftige daraus zu bilden. Und so empfand unser Freund bald das Wir=

ken und Walten jener Mitgabe der Natur in dem steigenden Bedürfnisse seines Gemüthes, sich einem würdigen Wesen ganz anzuschließen, lebhafter als je vorher. Es war nicht die brennende, sinnbefangende Leidenschaft, die Clara zum Lieblinge seiner Gedanken machte, aber auch nicht ganz jene hell durchsichtige Freundschaft, wie sie die Gemüther gemeinsam schwärmender Jünglinge, vereint wirkender Männer oder bewährt verbundener Greise verknüpft. So wenig die köstlichsten Formen des Marmors die Begier aufregen, eben so wenig konnte die vollendete Körperbildung des schönen Mädchens, deren Ganzes seine Einbildungskraft sich einmal in gegenständlicher Anschauung zugeeignet hatte, eine Leidenschaft in ihm wecken; hätte ihr Geist, ihr Gemüth auf ihn diese Wirkung haben sollen, so hätten ihm auch diese nicht so sicher und klar vor Augen liegen dürfen. Denn nur noch Unerkanntes reizt. Aber Theobald war der freie belebende Verkehr mit der Freundin zu lieb geworden, um die angekündigte Trennung mit Gleichmuth zu ertragen, und wie denn das menschliche Gemüth immer als ein Ganzes thätig ist, so suchte er Alles, was ihn für den Augenblick beunruhigte und aufregte, in diesem Einen, der Trennung von Clara, aufzufinden, wodurch in seine ruhige Zuneigung gleichfalls eine Unruhe und Aufregung kam, die ihrer Natur eigentlich völlig fremd war.

Clara aber fühlte sich tiefer und leidenschaftlicher verwickelt. Ihr heller durchdringender Blick glaubte in Theobald's Innern Schätze entdeckt zu haben, deren Eröffnung und Mitbesitz ihr innigstes Verlangen rege machte, und da sie ihrer offenen Weise nach nicht umhin konnte, dem Freunde ihre Gesinnungen, ohne daß

sie es wollte, aber auch ohne daß sie es mied, zu verrathen, so übte sie dadurch auf ihn eine um so größere Anziehung. Auch sie ließ die Trennung, die so schnell beschlossen war und so nahe bevorstand, innewerden, wie unentbehrlich ihr die Nähe des Freundes bereits geworden war.

Als Theobald am folgenden Morgen zu der versammelten Familie ins Zimmer trat, begrüßten sich Beide mit Befangenheit. Sie wechselten nur wenige Worte, sie fühlten auch ohne diese das Beisammensein ihrer Gesinnungen.

Die Gesellschaft bestand wieder aus denselben Familiengliedern, die Theobald bei seinem ersten Eintreten in diesen Kreis empfangen hatten. Clara und Agnes waren schon in ihren Reisekleidern, die Hausmutter ging ab und zu, Hildegard in ihrer stillen Weise saß in der Fenstervertiefung, ihre liebevollen Blicke auf die Schwester gerichtet, von der sie so bald geschieden sein sollte. Der Baron sprach mit der Aebtissin über den Gang der neueren Welt- und Kriegsereignisse, und zog Theobald mit in's Gespräch. Man hatte vor etlichen Tagen die Nachricht von dem Brande von Moskau erhalten und sie mit der größten Theilnahme vernommen, wiewohl Niemand eigentlich wußte, was er davon denken, daraus schließen solle. Man äußerte seine Meinungen darüber, ohne sich verständigen zu können.

„Laßt es gut sein", sagte der Baron endlich. „Dergleichen Ereignisse sind selbst für die Bestunterrichteten schwer zu überblicken und zu beurtheilen, sowohl im Ganzen, als im Einzelnen. Aber ein Wendepunkt ist mit dieser Begebenheit eingetreten, oder Alles müßte mich täuschen. Freilich sagt man mit Recht, daß sich

das Erwartete nie begebe, aber der geschichtliche Stoff entwickelt sich nach ewigen Gesetzen, die nur in seiner Form den Schein der Wandelbarkeit annehmen. Gewaltsame Entwickelungen und stätige Entfaltungen unterscheiden sich in der Dauer der Zeit, in der Art der wirkenden Kräfte, in dem Maße ihrer Erscheinungen; aber beide haben dieselben Gesetze ihres Verlaufs: Keimlegung, Wachsthum, Höhenpunkt, Abnahme und Ende. Die französische Gewaltherrschaft, in so großer Hast und unter widernatürlichen Verhältnissen aufgeschossen, culminirte in den ersten Erfolgen des gegenwärtigen Feldzuges. Der Brand von Moskau beleuchtete ihre ersten Schritte abwärts. Wir wissen, wieweit öffentlichen Heeresberichten zu trauen ist, und selbst diese können bedenkliche Verluste nicht ganz verhehlen. Privatnachrichten gränzen gar an's Unglaubliche. Ist aber nur das Glaubliche gegründet, so muß sich das erschreckte Europa bald besinnen und die Gewohnheit des Besiegtwerdens endlich verlernen. Und ist der blinde Glaube an das Glück der napoleonischen Adler erst gebrochen, so ist Alles für uns gewonnen. Denn dieser Glaube ist es, der bisher Entschluß und Muth des Volkes gelähmt, den Willen der Gesammtheit gefesselt hat. Ich habe aus verschiedenen Gegenden Deutschlands überaus ermuthigende Nachrichten über die Stimmung der Menge, und wenn eine ganze Nation von Einer Idee durchglüht, zu Einem Ziele hingetrieben wird, und wär' es das Uebermenschliche, so muß es ihm gelingen. Darum lebe ich in den erfreulichsten Aussichten, ja dulde gern das Lästige der nächsten Jahre, denn ich habe die Zuversicht, daß wenigstens unsere Kinder wieder Deutsche sein werden."

Der Unglaube der Aebtissin, die Zaghaftigkeit der Baronin wollten diese Erwartungen keineswegs begründet finden, allein der Baron sprach noch Verschiedenes zu ihren Gunsten mit einer Bedeutsamkeit, die Theobald's ganze Aufmerksamkeit anzog. Er mußte vermuthen, daß der Baron in Pläne, Vorbereitungen und Ereignisse eingeweiht sei, die seinem Auge entzogen wurden. Es war mehr, als bloße Neugierde, was ihn drängte, bestimmter nachzufragen, aber er wagte es nicht. Er, als steter lebhafter Vertheidiger des französischen Wesens und Bestrebens und insbesondere der großen Persönlichkeit, die dem Ganzen voranschritt, konnte kein Vertrauen erwarten. Nicht ohne Schmerz empfand er zum erstenmal seine Entfremdung von den werthesten Interessen der Menschen, denen er zunächst angehörte. Aber in seiner gegenwärtigen Stimmung verlor sich dieser Eindruck bald. Denn seine Gedanken waren bei Clara, sein Auge ersättigte sich an ihrem Anblicke, und erst als sie aufstand und neben Hildegard an das Fenster trat, fiel ihm ein, daß die Stunde bereits gekommen sei, in welcher er von Maria jene wichtigen Mittheilungen erhalten sollte. Er beurlaubte sich für einige Augenblicke und verließ das Zimmer. Auch der Baron wurde abgerufen, und die Aebtissin, der nach ihren Gemächern verlangte, ließ sich von Hildegard und Agnes hinaufführen, während sich die Baronin noch Einiges mit Clara's Reisegepäck zu schaffen machte. Clara lehnte die Stirn an die Fensterscheiben und blickte gedankenvoll in den Garten hinab.

Das Zimmer, welches Maria in ihrem Blättchen bezeichnet hatte, stand mit einigen unbewohnten Gemächern des Erdgeschosses in Verbindung, allein Theobald

wählte den Weg durchs Freie, damit Niemand ihm nachfolge oder ihn aufhalte. Er fand Maria schon anwesend. Zum ersten Mal sah er sie in der zwar reinlichen, aber sehr einfachen, ja groben Bauerntracht, in welcher ihm die zierliche Gestalt wie in einer Verkleidung erschien.

Sie reichte ihm die Hand. „Ich kann Sie nicht mit leichtem Herzen willkommen heißen," sagte sie, „so sehr mich auch nach dieser Stunde verlangte. Ich habe lange in mir kämpfen müssen, um den Entschluß zu fassen."

„Liebe Maria!" sagte Theobald mit dem Ausdrucke des Danks und der Theilnahme.

„Ich lasse mir diese Anrede wohl von Ihnen gefallen," versetzte sie erröthend. „Ich bin Ihnen von Herzen gut, denn ich kenne Sie anders, als andere Menschen sich kennen." Sie sah ihn wieder mit dem dunklen, eigenthümlich durchdringenden Blicke an, und trat dann plötzlich erblassend einen Schritt rückwärts.

„Was haben Sie, Maria?" sagte Theobald betreten. „Bemerken Sie Etwas, weshalb Sie mir nicht mehr vertrauen wollen?"

„Das nicht, o nein," entgegnete sie mit dem Haupte schüttelnd; „aber," fuhr sie fort, indem sie wieder zu ihm trat, ihre Hand auf seinen Arm legte und ihn anhaltend scharf beobachtete, „aber, lieber Freund, es ist eine Neigung, eine heftige Neigung in Ihnen: für wen? für Hildegard? für Clara?"

Unser Freund konnte seine Bewegung, ja seine Bestürzung nicht bergen, und Maria war jetzt überzeugt. „Sie lieben Clara," fuhr sie fort, und Theobald mußte sich die Wahrheit ihrer Worte eingestehen, die ihn um

so mehr überraschte, als er sich dieses Verhältnisses eigentlich noch nicht mit Klarheit bewußt worden war. Daß ihm Maria mit solcher Bestimmtheit einen Zustand seines Innern anzuzeigen vermochte, der ihm selber fast noch Geheimniß war, erschien ihm als etwas Geisterartiges, ja Grauenhaftes.

„O sein Sie mir darüber nicht böse, daß ich es Ihnen nachempfunden," sagte Maria. „Ich meine es ja herzlich gut mit Ihnen. Ein so edles Wesen zu lieben ist ja nichts Schlimmes. Wenn ich nicht solchen Antheil an Euch Beiden nähme, so könnte ich ja wegen der Folgen nicht so besorgt sein." Sie schwieg und sah ihn mit ihren großen schwermüthigen Augen an, als wolle sie ihm ein Unrecht abbitten.

Theobald, schwankend zwischen Schaam, Unwillen und Scheu, wußte sich anfangs nicht zu fassen, bis ihn die bittenden Worte und Blicke und die treuherzige Theilnahme der Freundin wieder versöhnten. Er reichte ihr mit abgekehrtem Gesichte die Hand, indem er bat: „Nichts mehr davon, Maria! Nichts mehr davon, wenn Sie mir wohlwollen. Bewahren Sie meine Geheimnisse. Und nun, Maria," setzte er hinzu, denn er wünschte das Gespräch zu endigen, um Clara noch zu sehen, „nun vergessen Sie nicht, warum wir uns hier treffen sollten."

„Sie erinnern mich zu rechter Zeit, daß ich eilen muß," sagte Maria. „Ach, ich hätte hiervon noch viel zu reden, Sie zu erinnern, zu warnen. Aber ich darf mich nicht aufhalten. Und nun will ich Ihnen sagen, wer den unglücklichen Schuß auf den jungen d'Armandy gethan hat."

„Das wissen Sie?" rief Theobald, alles Andere ver-

gessend, „Gott sei Dank, so sind wir aus aller Noth und Gefahr gerettet!“

„Noch nicht,“ versetzte Maria.

„Warum nicht? Wer ist der Mörder? Reden Sie!“

„Meines Vaters Neffe,“ sagte sie zitternd.

„Großer Gott, Maria!“

„Es ist gesagt, mein Freund. Ich durfte es nicht verschweigen. Komme daraus, was wolle. Jeder muß das Seinige verantworten. Auch er.“

„Und wie heißt er? wo ist er?“

„Lassen Sie mir einen Augenblick, mich zu fassen, dann will ich Ihnen Alles sagen,“ entgegnete Maria, indem sie sich an die Glasthür stellte und Luft schöpfte. Dann trat sie wieder vor ihn und sprach mit leiser, aber gefaßter Stimme: „Mein Freund! Der Schuldige heißt Michel Waldmeier und wohnt mit seinen Verwandten und Gehülfen in einem Versteck, das ich Ihnen selber zeigen muß, wenn Sie es auffinden sollen. Diese Leute sind Schmuggler und Wilddiebe; als jene haben sie allen Grund, sich vor den Franzosen, als diese, sich vor den Einheimischen zu verbergen. Wenig Andere, als mein Vater und ich, kennen die Hütte, welche zwischen Wald und Sümpfen liegt und für Jeden, der des Weges nicht kundig, unzugänglich ist.“

„Wie, meine Freundin? Sie selber wollen uns hinführen, um den Schuldigen gefangen zu nehmen?“

„Nicht so!“ antwortete Maria. „Sie müssen ganz meinen Anordnungen folgen. Denn wissen Sie, mein Vater steht mit dem Grafen Voraillon in näherer Verbindung, als Sie glauben mögen. Dadurch habe ich erfahren, daß sich die Sache des jungen Barons noch lange genug verzögern wird. Wir brauchen deshalb

nichts zu übereilen. Ich werde Ihnen in den nächsten Wochen einen Abend bezeichnen, an dem ich Sie, aber nur Sie allein, zu jener Hütte hin und wieder zurück führe. Dann kennen Sie den Schlupfwinkel und dann kann ich Ihnen das Weitere überlassen. Bis dahin bleibt das Geheimniß jedenfalls unter uns. Der Himmel vergebe mir, wenn ich unrecht hierin handle, aber ich kann nicht anders; ich habe hin und her gesonnen, aber kann nicht anders."

„Es sei so, Maria!" sagte Theobald, „aber warum nicht früher?"

„Weil mein Vater eine Zeitlang daheimbleiben wird. Auch jetzt muß ich eilen, daß ich zurückkehre, ehe ich vermißt werde. Leben Sie wohl, mein Freund! Wachen Sie über sich, bedenken Sie Alles, was Sie thun wollen. Mehr sage ich nicht. Leben Sie wohl, lieber guter Freund!"

Sie faßte seine Rechte mit beiden Händen, drückte sie herzlich, und eilte dann aus der Thür durch den Garten fort.

Clara hatte am Fenster stehend, noch als Theobald im Zimmer gegenwärtig war, ein schlankes Bauermädchen, das sie in der Entfernung nicht erkannte, durch die Anlagen nach dem Gartenzimmer gehen sehn. Fiel es ihr nun schon auf, daß Theobald in den letzten Augenblicken ihres Beisammenseins sich so plötzlich ohne sichtbaren Anlaß entfernte, so wurde sie vollends überrascht, als sie ihn kurz nachher ebenfalls mit schnellen Schritten zu jenem Zimmer eilen sah. Ihre erste Regung war Eifersucht und Unwillen auf Theobald, ihr erster Vorsatz, hinunter zu eilen, um die verhaßte Zusammenkunft zu stören und Theobald zu beschämen.

Aber die Anwesenheit der Mutter hielt sie fest und der Zwang, den sie ihr gegenüber sich auflegen mußte, ließ den Glauben an den Freund wieder zurückkehren. Das brachte sie plötzlich zum Bewußtsein ihres leidenschaftlichen Gefühles für ihn, und sie fuhr zusammen vor der Gewalt dieses Gedankens, doch war es nicht Clara's Weise, eine Empfindung zu unterdrücken, vor ihr zurückzuschrekken und Folgen zu erwägen. Als sie daher ihrer Leidenschaft mit Klarheit inne geworden war, als sie sich dadurch abermals in ein schmerzliches Schwanken zwischen Argwohn und Vertrauen gebracht fühlte, und die Baronin so eben das Gemach verließ, beschloß sie, über das Verhältniß des Geliebten zu ihr in's Reine zu kommen, koste es auch was es wolle. Sie eilte die Treppen hinunter und durch das Innere des Schlosses zu dem Gartenzimmer.

Denselben Weg wollte Theobald so eben zurückkehren, als die Thür vor ihm aufging und Clara mit glühenden Wangen vor den Erstaunten hintrat. Sie warf einen Blick durch die offene Gartenthür und sah noch die Gestalt des unbekannten Mädchens hinter den Sträuchern des Gartens verschwinden. Die eifersüchtige Regung kehrte mit Heftigkeit zurück.

„Ich störe wohl," sagte sie halb zurücktretend und einen durchdringenden Blick auf Theobald werfend.

Diesen durchflog eine Ahnung ihres Argwohns. Es lag ihm Alles daran, ihn zu zerstreuen. Glaubte er doch jetzt zu wissen, daß er Clara angehöre. „Nein," antwortete er rasch, „Sie stören nicht mehr. Aber haben Sie die Person erkannt, die ich hier getroffen, so sein Sie verschwiegen; wo nicht, so gönnen Sie mir, das Geheimniß nicht zu verletzen. Es ist nicht das meine."

„Ich frage nicht darnach,“ entgegnete Clara noch immer mit dem Ausdrucke des Verdachts, denn wie sehr Theobald's lautere Gradheit in Reden und Benehmen für seine Unschuld sprach, so lag in seinem Wesen doch eine Befangenheit, deren Ursache sie verkannte. „Ich sage Ihnen Lebewohl,“ setzte sie hinzu. „Sie können daher sicher sein, daß ich Sie nicht wieder störe.“

Sie sprach noch ein Lebewohl aus, aber blieb. Eine unbekannte Gewalt hemmte ihren Fuß, eine innere Stimme flüsterte ihr zu, sich des Geliebten zu versichern. Theobald ließ diese Zögerung nicht unbenutzt vorübergehn. „Sie thun mir Unrecht,“ sagte er mit dem unbeschreiblichen Ausdrucke der wärmsten Neigung. „Jenes Mädchen hat mir nur Eröffnungen über Franzens Angelegenheit gemacht. Unser Verhältniß ist rein und uneigennützig. Konnten Sie anders von Ihrem Freunde denken? Clara, konnten Sie an mir zweifeln?“

Aller Verdacht war aus dem Busen des schönen Mädchens weggetilgt, und der Schmerz über ihren Argwohn, den des Freundes edle Züge aussprachen, that ihr innig wehe. Ein Gefühl, als habe sie eine Schuld abzubüßen, beugte ihr Haupt, sie fühlte die lautere Flamme innigster Hingebung durch alle Glieder wehen, ihre Augen strömten von Liebe, sanft bewegte sie sich Theobald entgegen.

Dieser aber vergaß Alles. Jetzt oder nie mehr, rief es in ihm. Ohne es zu wollen breitete er seine Arme gegen sie aus, sie umfingen einander, und das reinste Entzücken durchfloß sie, als sie einander in den Armen, Brust an Brust, Lippe auf Lippe empfanden.

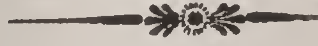
Warum muß ein solcher Augenblick der Einsamkeit gehören? Warum entzieht sich der schönste Blüthen-

punkt des Menschenlebens dem Auge der Theilnahme? Die Unsterblichen sind zu beneiden, den Augenblick belauschen zu dürfen, der irdischer Schönheit ihre höchste Weihe, den Ausdruck überirdischer Seligkeit verleiht.

Die Liebenden hielten sich umschlungen, als ob keine Welt sie scheiden sollte, dann lösten sie sanft die Umarmung, um sie desto inniger zu erneuern. Wie hätten sie der eilenden Stunde gedenken, wie ahnen sollen, daß schon der nächste Augenblick sie trennen werde? Doch schon hörten sie Agnes mit heller Stimme durch das Haus rufen: „Clara! Clara! Komm! Alles ist fertig! Der Wagen wartet!“

Clara riß sich los. „Lebewohl!“ rief sie und verschwand.

Noch lange stand Theobald in dem winterkalten Gemache, aber er empfand den Frost nicht, so dick seine Blumen auch an den Fensterscheiben blüheten. Denn die Erinnerung des beglückenden Moments überschüttete ihn mit allem Holden, Lieben, Schönen, und die Sonne seiner Tage schien brennend herabzustrahlen auf ihn.





In derselben Verlagshandlung sind noch folgende belletristische Werke erschienen und in guten Leihbibliotheken zu finden:

# Angelica.

Eine moderne Tragödie

von

**Wilhelm Angelstern.**

8. geh. 18 gr.

---

# Der Religionszwist zu Bacherau.

Ein Roman

von

**Theodor Friedberg.**

8 geh. 1 Thlr. 18 gr.

Schon die besondre Tendenz dieses Romans dürfte ihn der Aufmerksamkeit des Publicums empfehlen, da dieselbe gewisse, in unsern Tagen sehr rege religiöse Interessen nahe berührt. Manche religiöse Richtungen unsrer Zeit, welche sich viel damit rissen, die Vernunft von vorn herein zu verhöhnen, weichen eben deshalb nicht Widersprüchen, welche die Wissenschaft in ihnen nachweiset — erst wenn sich jene Widersprüche in unabweislichen Conflicten des Lebens geltend machen, dann werden sie durch sich selbst gerichtet. Dem Unbefangenen kann es nicht entgehen, wie mancherlei heutiges Tages kund werdende Verirrungen, wozu jene religiösen Richtungen geführt haben, factisch auf solche nothwendig aus diesen entstehende Conflicte hin= (und also auf ein πρωτον ψευδος zurück=) weisen; aber letztere werden an sich und als nothwendige Folgen jener Richtungen erst dann völlig erkannt werden, wenn diese Spielraum genug gewinnen, sich unbehindert folgerecht zu entwickeln, so weit sie es ihrer Natur nach müssen und können, und so gleichsam auszuleben. Der vorilegende Roman versucht nun, eine derartige Entwicklung bis zu solchem Ziele hin pragmatisch darzustellen, ohne im andern Sinne prophetisch sein zu wollen, als wie es jeder Vernünftige sein kann. Mit seiner Qualität als Roman ist dies wohl verträglich, weil ja der ächte Roman die Darstellung des innern Menschenthums in einer bestimmten Entwicklung zu seiner höchsten Aufgabe hat.

Soll nun jene Entwicklung zugleich von rein menschlichem Interesse sein, so ist dies keine mehr, als eine religiöse. Wie die darzustellenden Verirrungen und ihre Folgen bald mehr lächerlich, bald mehr beweinenswerth erscheinen, je nachdem sie unmittelbarer den Verstand oder das Gemüth ansprechen, ist die Darstellungsweise dem entsprechend theils ernst, theils satyrisch. Wie sehr es aber dem Verf. gelungen, seine Aufgabe zu lösen, darüber lese man die höchst günstige und ausführliche Rezension im Maihefte der Hallischen Lit. Ztg f. 1838, oder auch die in den Blättern f. lit. Unt. 1838 No. 349 nach.

---

# Miß Grace Kennedy's
# sämmtliche Werke.

Aus dem Englischen

von

**Dr. H. Clemen** und **Dr. Pirscher.**

In 3 Bänden oder 12 Lieferungen, jede Lieferung 4 ggr. oder 18 kr. rhn. Also das Ganze 2 Rthlr. = 3 fl. 36 kr. rhn.

I. Band. 1. Lief. Die Entscheidung. 2. Lief. Howard und Conway, oder Bekenntniß des Mundes ist nicht Glaube des Herzens. 3. Lief. Jessy Allan. Anna Roß. 4. Lief. Der Besuch in Irland. — Gotteswort und Menschenwort. — Zuruf an eine verlassene, kranke Person.

II. Band. 5. bis 8. Lief. Dunallan.

III. Band. 9. 10. Lief. Pater Clemens. 11. 12. Lief. Philipp Colville.

Bei der großen Verbreitung der Kennedy'schen Schriften auch bei uns möchte es unnöthig scheinen, sie hier auf's Neue dem Publicum zu empfehlen. Nur für diejenigen, welche diese Schriften noch nicht kennen gelernt haben, seien hier einige Bemerkungen über dieselben erlaubt.

„Die Werke der Verfasserin sind entsprungen aus dem Drang, diejenigen religiösen Ansichten und Ueberzeugungen, bei denen sie selbst sich so glücklich und beruhigt fühlte, auch Andern mitzutheilen. Sie zeugen alle von einem edlen tief religiösen Gemüthe, das für die Beglückung seiner Mitmenschen vermittelst der Lehren der christlichen Religion entflammt ist. Der Geist der Milde und Liebe, der überall dem Leser

entgegentritt, muß schon jedes Gemüth, das nicht ganz der Religion und ihren Eindrücken entfremdet ist, höchst wohlthuend berühren; wer aber sich der Verfasserin verwandt fühlt, in religiöser Richtung und Ueberzeugung, der muß diese Schriften als die beredtesten Vertheidiger und Verbreiter dieses Glaubens mit Begeisterung preisen und sich verpflichtet halten, solche mit Kraft und Nachdruck in seinem Kreise zu verbreiten." „Ein Erbauungsbuch," sagt die Jenaer Literaturzeitung von 1831, No. 96, „möchten Manche abgewiesen haben, eine Novelle zieht allgemeiner an, die Form gibt eine lebendigere Ueberzeugung, und so darf die Verfasserin hoffen, auch Weltkinder für ihren Glauben zu gewinnen, der die reinste Christuslehre ist. — Ein jedes nicht verstockte, für den lauteren Geist der Christuslehre empfängliche Gemüth sollte in diesen Schriften in einsamen Stunden Trost, Erbauung, Befestigung im Glauben suchen, und wahrlich, es wird sie finden!""

---

# Abälard und Heloise.

Ein Cyclus epischer Dichtungen

von

**O. L. B. Wolff.**

8. geh. 18 gr.

---

# Bethanien,

eine Gabe

in Dichtungen religiösen Inhalts

von

**Karl Stockmeier.**

8. 1838. 16 ggr.

---

# CHANSONS CHOISIES

DE

## J. P. de BÉRANGER.

ÉTRENNES POUR LES DAMES.

8 cartonnirt, mit goldgedruckten Umſchlägen und dem Porträt Beranger's in Stahl geſtochen von Hopwood.
Preis 1 Thlr. 8 gr.

Es wäre überflüſſig, die Chansons ſelbſt empfehlen zu wollen. Wer, der ſie kennt, iſt nicht entzückt davon? Um aber Beranger auch bei den Frauen einzuführen, war es nöthig, daß aus dieſer Sammlung alle diejenigen Stücke entfernt wurden, die entweder politiſcher Natur ſind, oder von denen ſonſt zu befürchten war, daß ſie den zarten Sinn der Frauen für Sitte und Sittlichkeit irgend verletzen möchten. Dieſe Stücke konnten um ſo eher wegbleiben, da es gerade die ſchwächern und keineswegs diejenigen ſind, welche den Namen des Verfaſſers auf die Nachwelt bringen werden.

Die äußere Ausſtattung des Büchleins iſt höchſt ſauber und elegant, und darf ſich kühn mit der eines jeden Taſchenbuches zum Vergleich ſtellen. Wir bitten nur dieſe Ausgabe in irgend einer Buchhandlung zur Anſicht zu verlangen, um ſich hiervon zu überzeugen, und haben zu dem Ende alle mit uns in Verbindung ſtehenden Buchhandlungen mit Exemplaren verſehen.

# Theobald

von

Victor Strauß.

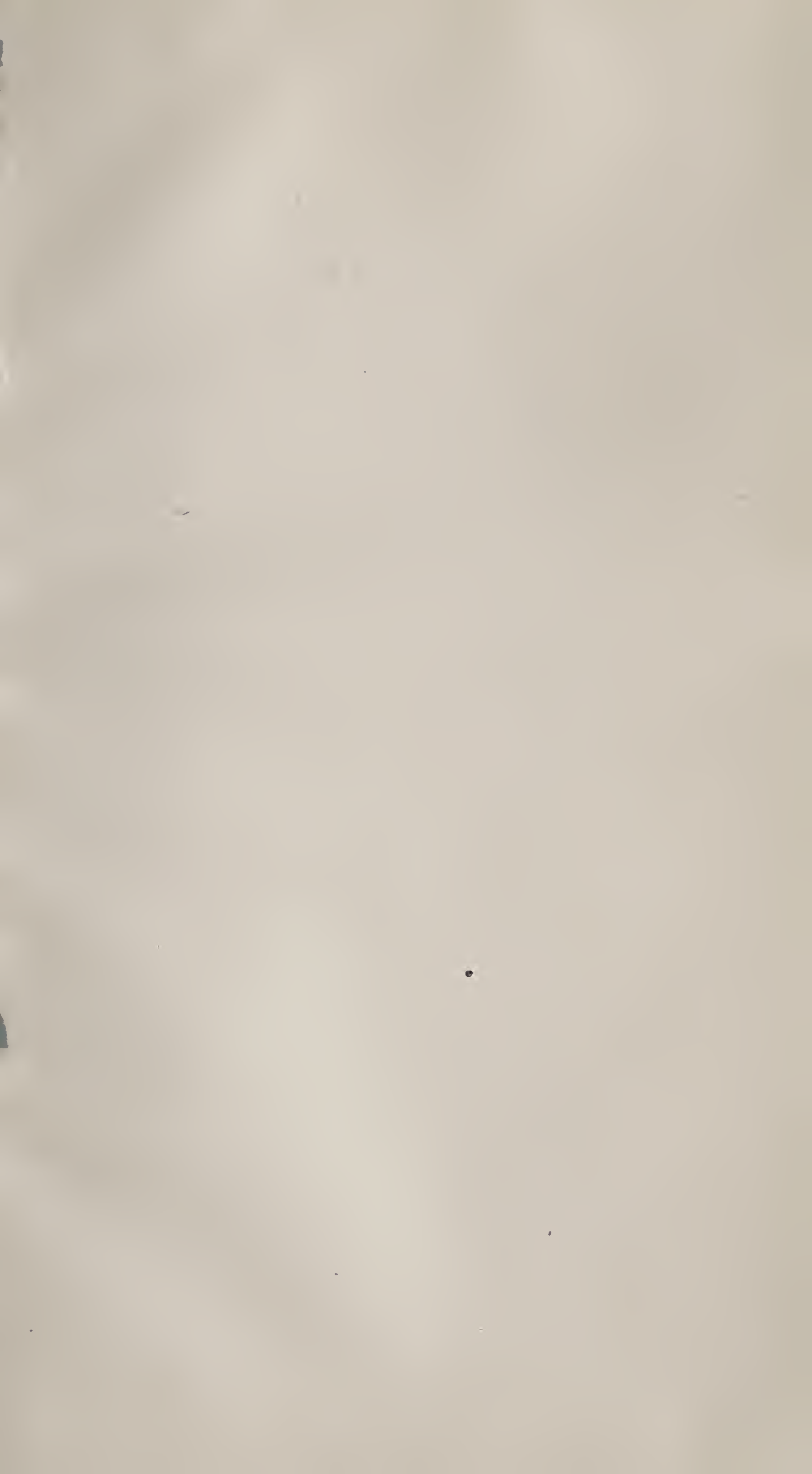
Erster Band.

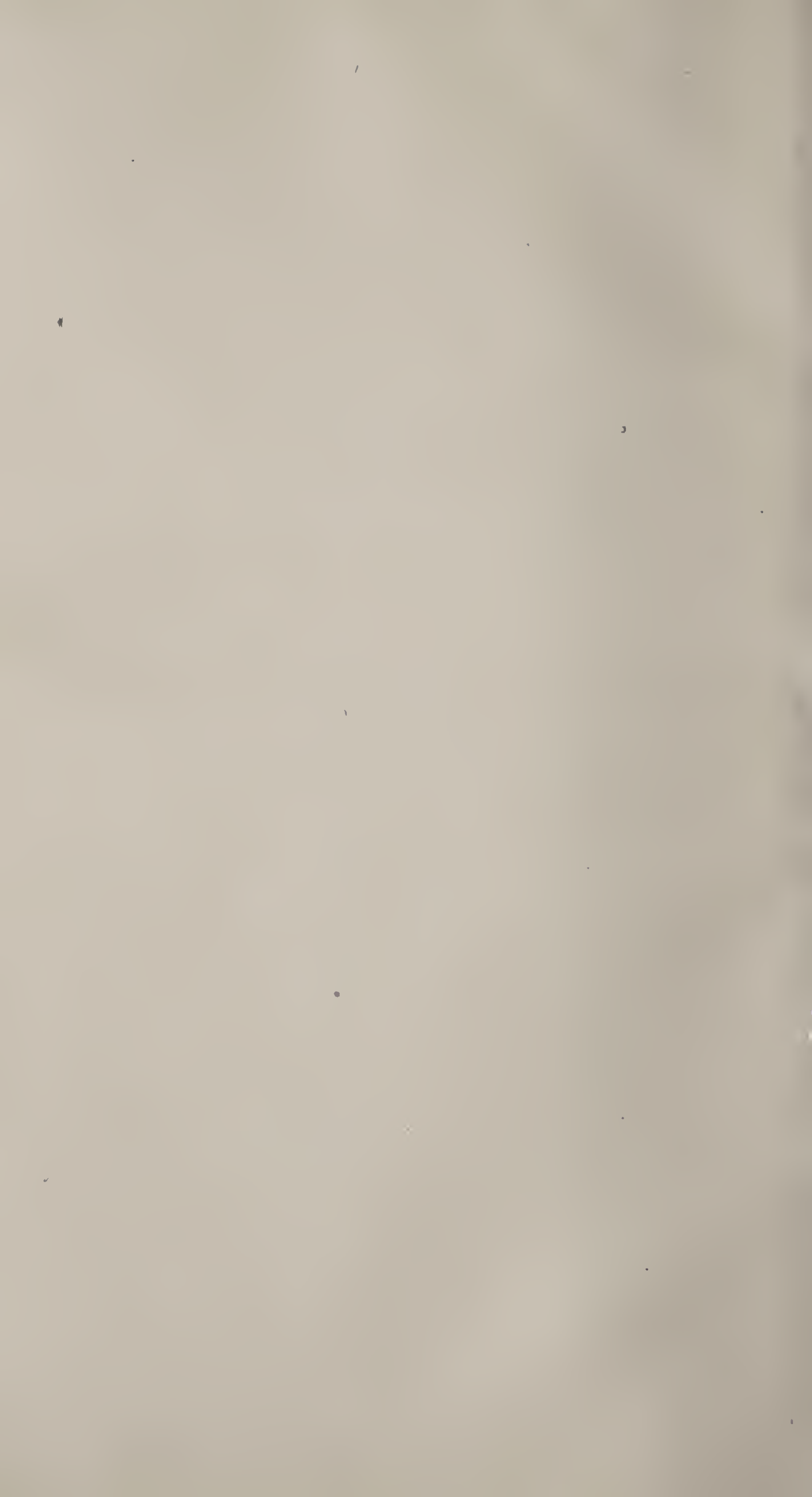
Bielefeld,
bei Velhagen & Klasing.
1839.



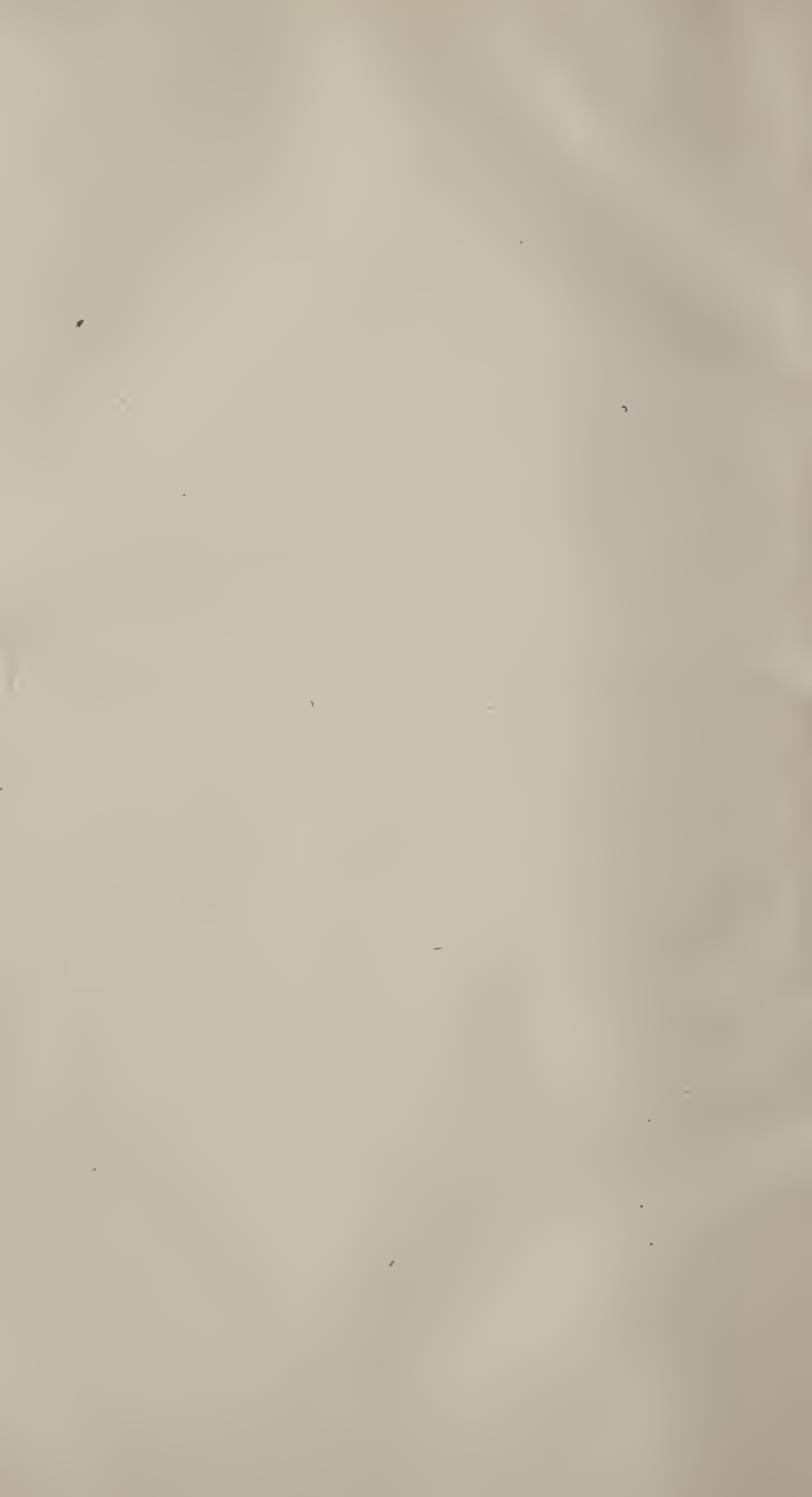


Gedruckt bei Velhagen & Klasing.












LIBRARY OF CONGRESS
0 020 000 928 9